







Karl Holtei

Vierzig Jahre

Lorbeerkrantz und Wanderstab

LEBENSERINNERUNGEN
DES SCHAUSPIELERS UND
POETEN

Karl von Holtei



DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT
G. M. B. H.
BERLIN

Neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Knudsen.

Alle Rechte vorbehalten

V o r w o r t

Es ist kein Geringerer als Friedrich Hebbel gewesen, der „einen außerordentlichen Wert auf Autobiographien“ legte und, deren große Masse als unerheblich ablehnend, eine einzige Ausnahme gelten ließ, nämlich Holteis „Bierzig Jahre“, die „allerdings zu den erfreulichsten Erinnerungen unserer modernen Literatur gehören“. Man braucht also vielleicht gar nicht besonders herauszustreichen, daß die „Gedichte in schlesischer Mundart“ von Holtei ihm in der Dialektdichtung für den Osten eine ähnliche Stellung und Bedeutung geben wie sie etwa im Südwesten Hebel, im Norden Groth besitzen; braucht vielleicht nicht zu betonen, daß seine Lieder „Denkst du daran, mein tapferer Ragienka?“ und „Fordre niemand, mein Schicksal zu hören“ die „Schlager“ der Zeit gewesen sind und „Schier dreißig Jahre bist du alt“ bis heute lebendig geblieben ist; braucht weiter vielleicht nicht darauf hinzuweisen, daß Holtei das Sing- und Liederspiel, das im Süden, in Wien geläufig war, nach dem Norden verpflanzt und damit dem Theater einen neuen und dankbarst aufgegriffenen Spielplan-Bestandteil gegeben hat, so daß in dieser lyrischen Dramatik Stücke wie „Der alte Feldherr“ (mit dem Polenführer Kosciuszko als Helden), „Lorbeerbaum und Bettelstab“, „Lenore“, „Berliner in Wien“, „Wiener in Paris“, „Dreiunddreißig Minuten in Grünberg“ lange Jahre, teilweise bis heute, sich auf der Bühne gehalten haben;

und man kann sich schließlich mit dem Hinweis begnügen, daß der sehr volkstümliche, bunte und lebendige Gauklerroman Holteis „Die Bagabunden“ sowie sein vertiefter und gemütvoller Roman „Christian Lammfell“ noch heute immer wieder dankbare Leser finden. Karl von Holtei ist ganz gewiß auch heute noch lebendig, und eine Auswahl aus den sehr umfangreichen „Vierzig Jahren“ ist keine „Rettung“ und keine „Ausgrabung“, sondern bietet sich dem Leser, den das geistige, künstlerische, öffentliche Leben in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts interessiert, als reizvolle, farbige, echte und geglückte Schilderung an.

Bevor Karl von Holtei im Alter von vierzig Jahren daran gehen konnte, seinen Lebensroman zu schreiben, hat er (wie später immer wieder von neuem) sich gehörig den Wind um die Nase wehen lassen; sein Schiff ist tüchtig umhergeworfen worden. Holteis Mutter starb sehr bald, nachdem der Junge am 24. Januar 1798 in Breslau geboren war; der Vater, genußfroher Kavallerieoffizier, konnte sich um den Knaben kaum kümmern, so daß eine Schwester oder Großmutter väterlicherseits, die kinderlose Gattin des Geheimrats Freiherrn von Arnold, den Knaben Karl erzog oder vielmehr verzog, bei allem guten Willen jedenfalls ohne jede innere Festigung herumlaufen ließ. Hauslehrer konnten diese Erziehungsfehler natürlich nicht gutmachen, und als das Vermögen durch die Napoleonischen Kriege sehr arg verringert war, geht der junge Holtei aufs Magdalenengymnasium, nun zu allen tönichten Streichen bereit. Er sieht Ludwig Devrient, den genialsten Schauspieler der Zeit, und jetzt will er zum Theater. Die Familie versucht das mit allen Mitteln zu unterbinden; man läßt ihn Landwirtschaft erlernen, bei dem Gutsherrn Wolfgang Schaubert in Obernigk nahe bei Breslau. Dann kommt der Befreiungskrieg, und Holtei geht als freiwilliger Jäger zwar nicht mehr ins Feld, aber doch unter die Soldaten und erringt seine

ersten Lorbeeren als — Rezitator; mit dem Freunde Theodor von Sydow wird im Standquartier Quedlinburg, auch öffentlich, „deklamiert“. Nach Breslau heimgekehrt, kommt er zur Universität und in den Kreis der Literaten, die sich um den Bohemien und zweifellos sehr begabten Karl Schall (1780—1833) sammelten; für den jungen, noch ungefestigten, leicht beeinflussbaren Holtei war dieser „dicke Schall“ im Augenblick ganz gewiß nicht der geeignete Führer.

Ein Anfänger im Breslauer Theater, der damals auf den untersten Stufen seiner Ruhmesleiter stand: Karl Seydelmann, später ein Prominenter der Berliner Hofbühne, brachte 1816 den jungen Holtei, den der Dämon Theater nicht los ließ, als Darsteller an das Liebhabertheater des österreichischen Reichsgrafen Herberstein nach dem nahen Grafenort bei Glas, und die freundliche Zustimmung, die Holtei hier fand, bestärkte begreiflicherweise sein eigenes Zutrauen zu seinem Talent. Hier gewinnt die junge Schauspielerin Rogée (1800—1825) günstigen Einfluß auf Holteis Leistungen, und es spinnen sich zwischen beiden die Fäden an, die später zur Ehe führten. Erst aber mußte Holtei, unter der Leitung des sehr gelehrten Hausfreundes seiner Pflegemutter, des Professors Kanngießers, sein Abiturium nachholen und hat Luise, die nach Berlin verpflichtet wurde, im studentischen Treiben, im lyrischen und dramatischen Schaffen nahezu verzessen. Nachdem eins der Kinder seiner Muse, das Lustspiel „Die Farben“, 1819 auf das Breslauer Theater gelangt war, nachdem Luise, die zu einem Gastspiel nach Breslau kam, einem weiteren dichterischen Versuch Holteis begeistert zustimmte, verlobte er sich rasch, ohne doch eine wirtschaftliche Möglichkeit für eine Ehe zu besitzen, und debütiert an der Bühne seiner Vaterstadt als Mortimer in der „Maria Stuart“, nicht eben zur besonderen Freude des schlesischen Adels. Es war kein Erfolg, aber es brachte ihm doch ein Engagement; statt aber nun an eine gründ-

liche Schulung und Ausbildung zu denken, reist er als Rezitator umher, bis Ludwig Tieck sich (1820) in Dresden seiner annimmt und ihn sogar gastieren läßt. Wieder kein Erfolg; Holtei geht von neuem auf die Wanderschaft und: „verschmiert“. Er eilt, da Luise krank in Grafenort liegt, nach Hause, und 1821 sind beide ein Paar. Im Frühjahr spielt Frau von Holtei am Breslauer Theater, das den Gatten als Sekretär und Theaterdichter, also als eine Art Dramaturg, anstellt. Das dauert nicht lange, man geht auf die Wanderschaft und kommt über österreichische Bühnen nach Berlin. Der Schriftsteller Holtei schafft unter wachsender Anerkennung und auch Gegnerschaft — da stirbt 1825 Luise; die Kinder müssen nach Schlesien zurück, und Holtei geht an das neue Theaterunternehmen Berlins, das Königstädtische Theater, als Direktionsstellvertreter, Regisseur und Bühnendichter, und seinem Geschick ist es gelungen, den prominentesten Star von damals, die Sängerin Henriette Sontag in Leipzig, für das Königstädtische Theater zu verpflichten und damit anderen „Agenten“ den Rang abzulaufen. Er greift als Verfemacher und Journalist überall ein, wo man ihn am Theater braucht, schreibt für diese Bühne den „Alten Feldherrn“ und beginnt jetzt in Berlin, nun schon ein beliebter und bekannter Autor, mit einer künstlerischen Arbeit, die seinem Gesamtschaffen seitdem den bedeutendsten Akzent gegeben hat: mit den Vorlesungen Shakespearischer Dramen, ein Unternehmen, das ihm Zustimmung, Beifall und materiellen Gewinn in reichem Maße eintrug.

Als das Königstädtische Theater neue und unerfrenliche Führer erhielt, nahm Holtei, nach kurzem Aufenthalt in der Heimat, ein Angebot des Grafen Herberstein an, ihn für einen Winter nach Paris zu begleiten, wo dann Holtei eine Menge Bekanntschaften machte: mit den Komponisten Auber, Cherubini, Boieldieu, Meyerbeer, Rossini kam er zusammen, mit Scribe, Delavigne,

Humboldt, Benjamin Constant u. v. a. m. Auf der Rückreise war die Begegnung mit Schadow und Immermann in Düsseldorf eine Bereicherung, und in Weimar kam er sogar Goethe nahe; damals fingen seine Beziehungen zu Johanna Schopenhauer und August von Goethe an.

In Berlin stürzte Holtei sich wieder in die Arbeit, stand im Kreise der Chamisso, Alexis, P. A. Wolff (des Schauspielers), Mendelssohn-Bartholdy und lernte die Schauspielerin Julie Holzbecher (1809—1839) am Königstädtischen Theater kennen, die ihm im März 1829 als seine Frau von Schleiermacher angetraut wurde. Gern wäre Holtei wieder an die Königstädtische Bühne gegangen, aber der wenig sympathische, eingebildete Direktor Cerf rührt sich nicht, und so geht das Ehepaar Holtei in Doppelengagement nach Darmstadt, kehrt nach kurzer Zeit völliger Unzufriedenheit nach Berlin zurück, wo man nun jede der schlechten Bedingungen von Cerf annehmen muß. Es ging anfangs nicht alles ganz glatt und gut, bis dann in Holteis Lokalstück „Ein Trauerspiel in Berlin“ mit dem berühmten Eckensteher Nante die Dienstmädchenrolle der Dorthie seiner Frau neuen Ruhm und neue Anhänger sicherte. Holtei selbst erprobte wieder einmal (1833) seine eigenes Schauspielertalent und hat besonders als Dichter Heinrich in seinem Schauspiel „Lorbeerbaum und Bettelstab“ großen Erfolg gehabt. Trotzdem war bei Cerf für ihn nichts zu gewinnen; Holtei ging also wieder auf die Kunstwanderschaft: Hamburg, Leipzig, München besuchte er für Gastspiele. Da aber Cerf seine Frau Julie nicht hochkommen ließ, löste Holtei Kontrakt und Haushalt 1834 auf und wandert wieder: Breslau, Brünn, Wien, wo im Josephstädtischen Theater seine Singspiele das Publikum aufs höchste begeisterten, wo auch Grillparzer seine Freude an Frau Holtei zum Ausdruck bringt, Preßburg und wieder Brünn sind die Stationen. Holtei kommt, von Schloß Grafenort aus, sogar zu dem fast abenteuerlichen Ent-

schluß, ein Wandertheater zu gründen; aber nicht nur der Tod seines fünfzehnjährigen Sohnes Heinrich macht der Sache ein Ende. In Berlin festen Fuß zu fassen gelingt trotz aller Geneigtheit des Intendanten Nodern nicht. Holtei will auf die Theatertätigkeit ganz verzichten und nur noch schreiben; und so beginnt er an seinem vierzigsten Geburtstag am 24. Januar 1838 den ersten Band seiner „Bierzig Jahre“.

Da kommt aus Riga von den Aktionären des dortigen deutschen Theaters die Aufforderung an Holtei, die Leitung der Bühne zu übernehmen. Vielleicht ist diese Zeit der Vorbereitung für das Rigaer Unternehmen und das erste Jahr der Arbeit die glücklichste Zeit seines Lebens; Holtei mußte sie bezahlen mit dem Tod seiner Frau (1839), und keine noch so großzügig gezeigte Anhänglichkeit der Rigaer Kreise konnte ihn dort halten. Es trifft sich gut, daß sein alter Gönner Graf Herberstein ihm einen Posten auf Schloß Eggenberg in nächster Nähe von Graz anbietet; deswegen für Holtei so günstig, weil die Pflegemutter seiner ersten Gattin Luise ebenfalls in Graz lebt und ihr Enkelkind Marie dort bei sich haben will. Vater und Tochter gehen zusammen nach Steiermark und bleiben auch für einige Zeit nahe beieinander.

Aber Holtei war ein offenbar Ruheloser. Einerseits konnte er die bezahlte Stellung eines gräflichen Gesellschafters nicht lange ertragen, andererseits mußte er dann, ledig aller Pflichten und Einnahmen, doch Geld verdienen. Er geht (1840) nach Wien, an das Leopoldstädtische Theater des Direktors Carl, um noch einmal als Schauspieler sich zu zeigen, liest wieder Shakespeare, nimmt 1842 an der Hochzeit der Tochter in Graz teil, ist dann wieder in Wien und später in Berlin und bringt in Charlottenburg den zweiten Band der „Bierzig Jahre“ zu Ende. Den dritten und vierten schreibt er in der Einsamkeit in Dls, und nachdem er 1844—1845 sich in die unerquickliche Stellung eines Direktions-Stellvertreters

am Breslauer Theater hatte hineindrängen lassen, hat er auf Schloß Trachenberg Ruhe und Muße, den fünften und sechsten Band fertig zu stellen. Hierher kehrt er nach einer Kunstreise durch Norddeutschland — 1847 ist Holtei in Braunschweig als Kosciuszko in seinem „Alten Feldherrn“ zum letztenmal aufgetreten — und nach einem Besuch in Graz als Schloßbibliothekar zurück.

Die Berliner Revolution von 1848 veranlaßt den Fürsten, seine Gattin unter Führung Holteis nach Wien zu schicken. Holtei gibt seine Stellung beim Fürsten auf, die Zeitereignisse beschäftigen ihn mehr, als man wohl denken sollte. Er, der durch sein Kosciuszko-Drama im Ruf der Polenfreundschaft stand und als geheimer Demokrat galt, der Burschenschafter und ein Liberaler gewesen war, bekennt sich jetzt als Royalist. Allerdings war Holtei mit der Haltung des Königs in der Verfassungsfrage keineswegs einverstanden und war ein Gegner der Zensur. Daß in dem damaligen „Staatsorganismus“ — so bekennt er — „gar vieles morsch und nur gleißend übertüncht sei, hab' auch ich trotz meiner politischen Borniertheit immer geahnt; ja, mein Büchlein selbst spricht in Ernst und Hohn, in Glimpf und Schimpf manch leckeren Widerspruch gegen das Bestehende aus. Nichtsdestoweniger fehlten mir Kraft und Mut, um gleichgültigen Blickes mit anzuschauen, wie zusammenbrechen wollte, wie niedergerissen werden sollte, was ich häufig getabelt, bespöttelt; erst als es wankte, empfand ich recht, wie sehr ich es geliebt; empfand ich . . ., wie im Sturm entfesselter Parteiungen die Blumen der Poesie gebrochen werden“! Holtei sucht nicht Politik und Kampf, sondern Frieden. In dieser Zeit, als mit den politischen Entzweigungen auch die Cholera seine künstlerische Betätigung hemmte, hält er sich vor allem in Hamburg, Schwerin, Rostock, Lübeck, Bremen, Oldenburg auf; dann geht Holtei, 1849, nach Graz zurück und bleibt — fast ist's nicht zu glauben — bis zum Jahre 1864, nur kleine Reisen unter-

brechen diese Zeit. Nur diese Beharrlichkeit des Aufenthaltes an einem Orte ermöglichte es ihm, hier seine großen Romane zu schreiben. Die Zeit des Theaterschaffens ist seit Ausgang der vierziger Jahre für Holtei abgeschlossen.

Holtei müßte kein Schlesier gewesen sein, wenn ihn nicht doch noch die Sehnsucht nach der Heimat überkommen wäre. Er siedelt also von Graz nach Breslau über, und nun beginnt der stille Lebensabend des ruhelosen Wanderers. Im Hotel „Zu den drei Bergen“ hatte er sein Arbeitszimmer, da dem Alternenden niemand die Sorge für den Lebensunterhalt abnahm, bis, erst sehr spät, ein Ehrenpreis der Weimarer Schillerstiftung und ein Gnadengehalt des Königs ihn von der Sorge um das tägliche Brot befreien, und am 11. Dezember 1876 geht der Dichter ein in das Kloster der Barmherzigen Brüder, die ihm für die letzten Jahre Sorge, Pflege, Güte, Liebe schenken, bis Holtei am 12. Februar 1880 die Augen für immer schließt.

Sind wir so dem krausen, unbürgerlichen, gar nicht geschlossenen Lebensweg Holteis raschen Fußes nachgeschritten, so müssen wir nun doch noch fragen, ob denn dieser Mensch mit der immer erneut durchbrechenden Sehnsucht und Liebe zum Theater wirklich ein Recht hatte, dem Theater zu gehören, Schauspieler zu sein. In dem „Allgemeinen Theater-Lexikon“ von Blum-Herlsohn-Marggraff (1841) steht im vierten Bande ein Artikel über Holtei, und dort wird er mit dem Satz charakterisiert: „Als Schauspieler ist er durchaus kein Künstler, aber gefühlvoller Dilettant.“ Ganz offenbar hatte Holtei eine breite innere Disposition zum Schauspieler. Aber aller pochende Wille, alle innere Gefühlswallung und -stärke, aller Nachahmungstrieb reichen nicht aus zur schöpferischen Gestaltung. Fehlte ihm auf der einen Seite dazu noch die Wandlungsfähigkeit, die

Weite und Tiefe, so hemmte ihn auf der anderen seine Sentimentalität; mit der Offenheit, die alle Bekenntnisse Holteis auszeichnet und die rücksichtslos auch gegen die eigene Person ist, schilt er sich wegen dieser Weichheit selbst: seine „verwünschte weinerliche Sentimentalität“ lehrte ihn „die Dinge schwer, traurig, halb verzweifelnd betrachten“. Und so kam es, daß Holtei als Schauspieler immer ein bißchen sich selbst spielte, daß hinter der dargestellten Person des Stückes Holtei privat sichtbar wurde. Darum spielte er vor allem und mit Vorliebe und schließlich ohne Ausnahme nur die Rollen seiner eigenen Stücke, in die von seiner eigenen Wesenssubstanz so viel einfloß. Das schützte ihn freilich vor falscher Pathetik, er blieb vielmehr einfach, schlicht natürlich, schauspielstilistisch gesprochen: realistisch. Die Verbundenheit mit dem Volk und seiner Sprache gab ihm Sinn und Fähigkeit für eine gewisse ungebrochene, sogar derbe Humoristik. Wenn er fremde Rollen spielte, dann bevorzugte er solche mit gesteigerter, grotesker Komik, die aus rationalen Bezirken zu meistern waren, wie etwa den Lessingschen Riccaut. Sein Organ, ungeschult und erst später klangvoll geworden, wird unterstützt durch ein ausgezeichnetes Gedächtnis, das auch seinen „Vierzig Jahren“ zuzugute kommt. Aber gerade weil Holtei als Schauspieler nicht bis zu einem gestaltenden, schöpferischen Werk vordrang, vielmehr bei der nur erarbeiteten, interessanten Leistung stehen- und steckenblieb, fand er den wirksamen und zufriedenstellenden Platz am Vortragstisch; und dort hat er, sein schriftstellerisches Werk ergänzend, vielen viel Freude, Erhebung, Beglückung und Belehrung gebracht, und so mündet auch die Arbeit des Schauspielers Holtei in ihrer notwendigen Einschränkung in der Gesamtleistung eines Mannes ein, der vielleicht nicht zu den Größten oder Großen, zu den Ewigen und Immerlebendigen gehört, wohl aber zu den besten und interessantesten Per-

sönlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts, auch deswegen, weil er in seinem Erinnerungsbuch „Vierzig Jahre“ so offen und echt und — kompliziert erscheint.



Die Auswahl legt den Text der zweiten Auflage zugrunde, die in Breslau, 1859—1860, in sechs Bänden bei Eduard Trewendt erschien. Sie bemüht sich, einerseits das festzuhalten, was aus der Holtei-Zeit durch Stoff und Persönlichkeiten uns heute fesselt, andererseits das, was den Erzähler selbst zu charakterisieren vermag. Daß man diese beiden Ziele auch erreichen kann, wenn man, die zweitausendvierhundert (kleinen) Seiten auf rund dreihundert zurückführend, andere Teile auswählt, als ich es getan habe, ist bei dem großen sich anbietenden Stoffreichtum eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

Wo einiges Nötige zu erläutern war, ist es an Ort und Stelle geschehen. Anmerkungen in einem besonderen Anhang erübrigten sich deshalb; ebenso wurden Textverbindungen zwischen den einzelnen Auswahlteilen überflüssig; denn es sollte ein gut lesbares Buch sich ergeben, ohne daß gelehrtes Wissen jede Einzeltatsache ausdeutete und restlos klärte. Das Register wird willkommen sein. Für den weiter Suchenden mögen einige Schriften und Darstellungen genannt sein, die Wesen und Werk Holteis auch in den mannigfachen Ausstrahlungen behandeln: Karl Weinhold, Rede bei der Feier des achtzigsten Geburtstages Karl von Holteis am 24. Januar 1878 gehalten, Breslau 1878. D. Storch, Karl von Holtei, Waldburg, 1879. Paul Landau, Holteis Romane, Leipzig, 1904. Alfred Moschner, Holtei als Dramatiker, Leipzig, 1911. Max Baß, Holteis Stellung zu den politischen Strömungen seiner Zeit, Münster, 1914. Wilhelm Richard Riedel, Holteis Schauspielkunst, Erlangen, 1922.

Als ich das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, faßte ich den Entschluß, Erinnerungen aus meinem Leben zu Papier zu bringen, und begann diese Arbeit in Berlin am 25. Januar 1837. Sie wurde durch die Rigaische Theaterunternehmung, dann durch wechselnde Begebenheiten mannigfacher Art unterbrochen. Jetzt, wo ich sie wieder aufgenommen, hab' ich den Titel „Vierzig Jahre“ noch für passend erachtet, weil er mir der anspruchsloseste scheint. Denn daß vom sechsten Jahre, als von welchem die Bilder meiner Kindheit sich deutlicher zu gestalten beginnen, bis zum sechsundvierzigsten, als welches ich überstanden habe, wirklich und wahrhaftig vierzig Jahre vergangen sind, das kann mir niemand abstreiten, wenn er auch sonst in meine Berechtigung, mit einer Selbstbiographie dem Publikum gegenüberzutreten, noch so scharfe Zweifel setzen wollte. Heg' ich doch selbst ähnliche Zweifel! Mein Gott, wer bin ich? Was hab' ich geleistet? Welche Stellung in der Welt nehm' ich ein, um nachahmen zu dürfen, was bedeutende Männer tun durften?

Ich habe nichts Großes, nichts Abenteuerliches zu erzählen; in den Bänden, die man hier durchblättern wird, fließt kein Blut, geschehen keine Thaten. Ich greife nicht in das Räderwerk der Politik oder Geschichte. Ich übte keinen Einfluß auf öffentliche Ereignisse. Ich habe keinen Stand, keinen Rang, keinen Titel, keinen Orden, ja nicht

einmal Doktor der Philosophie, nicht einmal Kommissionsrat darf ich mich nennen. So gering und nichts sagend ist mein Platz in der bürgerlichen Gesellschaft. Und wie sieht es mit meiner Bedeutung in der Literatur aus? Meine lyrischen Gedichte und Lieder (mag man die leptonen auch hier und da erklingen hören) waren doch niemals imstande, die Teilnahme der Lesewelt und die Verbreitung zu erringen, welche der Dichter wünscht, der Buchhändler verlangt. Von den vielen Theaterstücken, die ich zur Aufführung gebracht, haben nur wenige ihr Leben auf der deutschen Bühne, und kümmerlich, fortgefristet. Ich möchte behaupten — wär ein so eitles Urtheil über eigene Werke vergönnt —, die meisten meiner dramatischen Arbeiten sind viel zu poetisch für die oberflächlichen Bedürfnisse des modernen Theaterpublikums und andererseits viel zu gering für die ästhetischen Kunstforderungen strenger Beurtheiler. Deshalb hab' ich es mit beiden Parteien verdorben, und die Erfolge sind weit hinter meinen Absichten, vielleicht sogar hinter meinem Talent zurückgeblieben. Wer bin ich denn nun, daß ich wage erzählen zu wollen, was ich wurde? — —

Je nun, ich bin ein Mensch! Bin es im übelsten, bin es aber auch im besten Sinne.

Ich bin ein Mensch, der viele Freunde hat. Freunde, die ihn mit seinen Mängeln und Fehlern lieben; die ihn nehmen, wie er ist; die ihm treu blieben, ob Raum und Zeit dazwischen lag. Diesen zunächst meine Lebensgeschichte vorzutragen, hätte wohl seine Reize, wenn nicht die Besorgnis damit verbunden wäre, manche durch manches im Buche zu verletzen, vielleicht gar zu erzürnen. Denn die „*Wierzig Jahre*“ werden kein günstiges Licht auf mich werfen. Nicht nur, weil ich viel Übles von mir zu sagen habe, sondern auch, weil ich das Gute, welches dem Ublen als Gegengewicht dienen könnte, und welches ich wirklich von mir zu sagen wüßte, nicht füglich von mir selbst zu sagen weiß.

In der Kunst des Eigenlobes war ich stets ein Stümper. So dürft' es leichtlich geschehen, daß ich mir sogar Freunde und Gönner abwendig machte, daß dies Buch mir großen Schaden zufügte. Das schadet aber nichts, wenn es nur im allgemeinen nützet! Und das wird es! Ich fühle, daß es dies wird. Die Gesinnung, aus der es hervorgeht, bürgt mir dafür.

Die härteste Anklage, welche zuletzt mich und mein emsiges Streben treffen kann, wäre, daß dieses Streben ein verfehltes Leben geworden sei. Schmucklose, offenerzige, wohlgemeinte Bekenntnisse über meine Irrtümer müssen also lehrreich für andere sein; sogar wenn sie das Unglück hätten, in mangelhafter Form zu erscheinen.

Man suche nicht nach blühender Diktion, nach pomp-haften Phrasen, nach dem, was „schöne Sprache“ genannt wird. Ich habe das Buch nicht künstlich machen wollen; ich hab' es aus mir entstehen lassen, wie die Pflanze wächst aus dem Keime. Und ist der Stil darin ungleich, so kommt es daher, weil er immer nur die Farbe der Stimmung trägt, welche Erinnerung an vergangene Tage im Verfasser hervorrief.

Ich bin um wenige Jahre älter als unser neunzehntes Jahrhundert.

Meine Mutter starb, nachdem sie mich geboren; mein Vater, Husarenoffizier, wußte nicht, was er mit einem schreienden Kinde beginnen sollte. So kam ich in das Haus des alten Freiherrn von Arnold, dem nur aus erster Ehe noch eine Tochter lebte, und dessen zweite Gattin die Schwester meiner Großmutter von väterlicher Seite, folglich meine Großtante war. Ich wurde als Pflegesohn auf- und angenommen, ohne förmlich gerichtlich adoptiert zu sein.

Die Persönlichkeiten dieses Hausstandes: Vater, Mutter und Tochter, hier einleitend zu schildern, wäre un-

nütze Arbeit. Ich habe mir vorgesetzt, zunächst von mir, von meinen Erinnerungen zu sprechen, und im Laufe meines Geschwäzes mögen sich dann auch jene Figuren geltend machen, wo sie wollen und können.

Das Leben der Familie zerfiel in zwei Hälften: der Winter in Breslau, der Sommer drei Meilen von Breslau entfernt auf den ländlichen Besitzungen.

Breslau war damals ein anderes als heutzutage. Wohl auf keine Stadt innerhalb des preussischen Staates hat die ernste Katastrophe vom Jahre 1806 so mächtig gewirkt. Nicht, daß die hohen Basteien abgetragen oder mit blühenden Gärten bepflanzt sind; nicht nur, daß die düstern Mauern und finstern Festungstore freien Barrieren Raum gemacht haben; nicht nur, daß die ganze bedeutende Stadt aus einem grauen Waffenmagazin, umtürmt von Kugelhausen jeder Art, zu einem offenen, durch gartenreiche Vorstädte unbegrenzt ausgedehnten offenen Platze geworden ist! — Ebenso das innere, gesellschaftliche Leben hat diesen Wechsel erfahren; und wenn ich später zum Besuch in meiner Heimat war, hab' ich mich niemals darein finden können, daß dieses noch dieselbe Stadt sein sollte, wo der Knabe die ersten Begriffe und Gedanken in sich zu bilden versucht.

Die königliche Gewalt wurde damals großartig durch zwei stolze Repräsentanten vertreten. Der sogenannte „Minister“, Graf Hoym, war eigentlich Vizekönig in Schlesien und in gewisser Beziehung allmächtig; Fürst Hohenlohe, Militärgouverneur, in seiner Art nicht minder angesehen. Um diese beiden drehte sich zwar alles, aber in reichen Kreisen. Entweder der schlesische Adel ist zu jener Zeit wirklich wohlhabender gewesen als heute; oder er hat sich besser darauf verstanden, so zu erscheinen. Es gab eine Aristokratie, und man zitierte in den Jahren, deren ich mich noch aus der Kindheit erinnere, nicht zwei oder drei Namen als die alleinigen Träger und

Halter vornehmer Geselligkeit in Breslau. Auch viele reiche Polen vereinten sich der sogenannten guten Gesellschaft; österreichische Magnaten hingen noch aus früherer Epoche an Breslau . . . Kurz, es war eben anders als heutzutage. Ob es besser gewesen, verstehe ich nicht zu beurteilen.

Mein Pflegevater mag wohl seine Stellung hauptsächlich, und mehr als seinen Verdiensten um den Staat, der Protektion des Ministers verdankt haben. Es bestand zwischen seinem und dem gräflichen Hause eine stete Verbindung, die von unserer Seite ganz den Anstrich dankbarer Huldigung gewann.

Von sehr vielen Soupers und Assembleen steht mir nicht viel mehr vor Augen als der süße Nachtmahl und ein alter Diener namens Schubert, der, obwohl sehr mürrischer Natur, mir doch bisweilen erlaubte, ihm im Bedientenzimmer meine Aufwartung zu machen und dort, während er in traulicher Dämmerung weilte, mit seinem bedeutenden Haarzopf zu spielen. Diesen alten, für gewöhnlich nicht allzu saubern Mann bei festlichen Gelegenheiten neben den jüngeren, eleganteren Dienern servieren zu sehen, setzte mich stets in kindisches Erstaunen; und ich weiß mich zu besinnen, wie ich einst, als er beim Abendtische mit einer süßen Speise rasch an mir vorbeilief, ihn flehend am Zopf ergriff, ohne daß er nur auf einen Augenblick in seiner Pflicht wankend geworden wäre.

Eine Enkelin des Ministers, um ein halbes Duzend Jahre älter als ich, was bei Kindern einen so großen Unterschied macht, war mir gewogen und scherzte oft mit mir. Ich sah sie einst im Amazonenkleid vom Rosse steigen und starrte diese Erscheinung mit offenem Munde an. Sie nahm mich (ich mochte kaum fünf Jahre haben) auf ihre Knie und ließ mich tüchtig galoppieren. Später, wo sie als Prinzessin ^{***}, eine jononische Schönheit, durch die Gassen fuhr, schien sie, wenn der arme Schriftsteller

an ihr vorüberging, jenes Mittes weniger zu denken als er.

Die Gemahlin unseres Bizekönigs war eine edle, aber, wie ich vermute, sehr stolze, vielleicht hochmütige Frau. Vor dieser fürchtete ich mich unfählich. Eines Abends wurde ich in das Zimmer gerufen, wo sie mit mehreren alternden Damen — (eine von diesen, eine Majorswitwe von Andrieur, war meine spezielle Gönnerin) — ihre Partie machte. Ich gehorchte dem Rufe nur widerstrebend und darf mir nachrühmen, daß meine mich am Arme zerrende Pflegemutter all ihre Kräfte anwenden mußte, um mich durch den langen verglasten Gang bis zum Spieltisch Ihrer Erzellenz zu zwingen. Und ich, wissend, daß ein ganz frischer, jede erlaubte Grenze überschreitender Tintenfleck das linke Knie meiner Hantinghosen zierte; ich in einer karikierten Übertreibung der fünften Lanzposition, in welcher ich mit dem rechten Beine die Schwärze des linken zu decken suchte! — Was sich gestern begeben, könnte nicht so lebendig in meinem Gedächtnis sein als jener Abend. Ich hatte mit dem Sohne unseres Hauswirtes, Panoska, der jetzt ein berühmter Archäologe ist*, damals aber ein ebenso kleiner und, mit Respekt zu sagen, ungezogener Bengel war als ich, Figuren zu unserem chinesischen Schattenspiel geschwärzt, als der unerwartete Ruf an mich gelangte.

Sehr frühzeitig schon hatte die Ungeduld meiner alten Pflegemutter begonnen, mich in den Tempel der Wissenschaften einzuführen; und zwar an ihrer Hand sollt' ich ihn betreten. Sie selbst ließ es sich angelegen sein, mich buchstabieren und lesen zu lehren. Der Unterricht war mit allerlei poetischen Ausschmückungen verbrämt, von denen manche mir noch fest im Kopfe sitzen. So zum Beispiel wurden mir die Selbstlauter und ihr Klang durch nachstehende Romanze eingeprägt:

* † 1858.

[Anmerkung Holteis.]

a — b — ab
 mein Schnappsack,
 e — r — er
 ist ganz leer;
 i — n — in,
 's ist nix drin!
 o — m — om,
 Du hast's weggenomm'n;
 u — m — um,
 's wird wieder 'was 'nein kumm'n.

So teilte die Pflagemutter sich mit einer alten Kinderfrau, schlechtthin die „Mutter Rudeln“ genannt, in die Sorgfalt für meine Wenigkeit, daß der Kinderfrau die Pflege des Körpers, ihr selbst aber die Bildung des Geistes zufiel. Ob meine Dickköpfigkeit, oder meiner Lehrerin Ungeschick — ob beides im Verein schuld gewesen? Ich weiß nicht. Aber schon mit fünf Jahren gab man mir einen Hauslehrer. Mutter Rudeln, die Kinderfrau, zog ab, von meinen heißen Abschiedstränen gebadet, und Herr Teschke zog ein. Er war in mancher Beziehung würdig, Nachfolger eines alten Kindswebes zu sein; im üblen wie im guten Sinne des Wortes. Die Erinnerung an seine Sanftmut und Gutmütigkeit tut mir heute noch wohl.

Ich setzte diese Gutmütigkeit gleich am ersten Tage nach seinem Einzuge auf eine kitzliche Probe. Es war eine der Hauptpflichten meiner alten Rudeln gewesen, die körperliche Reinlichkeit ihres kleinen Pfleglings gewissenhaft zu surveillieren, und so machte sie sich's denn zur heiligsten Angelegenheit, vor der Thür des geheimen Kabinetts, welches man des Morgens wohl zu besuchen pflegt, Schildwacht zu stehen und mir, wenn sie in ihrer Weisheit den Schluß der Sitzung wahrzunehmen glaubte, durch die halbgeöffnete Thür irgendein Blatt der privilegierten Zeitung von und für Schlesien zuzuwenden. An

solche Liebesdienste gewöhnt, war ich auch an jenem ersten Morgen nach der Trennung von ihr sorglos und leichtsinnig wie immer meine Bahn gegangen. Der verhängnisvolle Augenblick naht heran... der Name: Rubeln! schwebt mir auf den Lippen... ich gedenke der Abreise und schlucke ihn hinunter. Aber die Sache bleibt dieselbe und ich ohne Zeitung. Mein neuer Lehrer fängt an, mich zu vermissen. Er steckt endlich den Kopf aus der Tür unseres gegenüberliegenden Zimmers, fragend: Karl, wo bist du? — Ach, Herr Teschke, ein Papierel! ruf ich ihm jammernd entgegen — und er versagte die literarische Beihilfe seinem Eleven nicht.

Ich kann nicht angeben, wie lange er in unserem Hause blieb. Doch weiß ich, daß er nur zu früh für mich durch einen andern Lehrer abgelöset wurde, der zu nichts weniger berufen war als zu einem solchen.

Meine Erziehung überhaupt wurde sowohl damals als späterhin, bei der besten Meinung und liebevollsten Gesinnung, doch aus Mangel an Einsicht so konfuse geleitet, daß man es nicht künstlicher hätte anlegen können, wäre der Wunsch vorhanden gewesen, mich aus dem Grunde und in den Grund zu verderben.

Der alte Geheimrat — so viel ich denke, zu jener Zeit bereits außer jedem Staatsdienste — bekümmerte sich nur um seine ökonomisch-merkantilischen Pläne und nahm wenig Notiz von mir; außer, daß er lachte, wenn ich eine lustige Dummheit sagte, oder daß er, wenn ich Gelegenheit zur Klage gab, fürchterlich fluchte. Seine Virtuosität im Fluchen war ungeheuer. „Himmel-Lausend-Schock-Donnerwetter-Schwerenots-Sackerment!“ war ein gewöhnliches Bindewort der Konversation bei Tafel. Der Diener Schubert lächelte nur dazu, und mir kam es vor, wie wenn einer gesagt hätte: rücken Sie mir gefälligst das Salzfaß her. Sollte derjenige, der als Kind täglich alle Fluchregister vor sich aufziehen und

durchorgeln hörte, nicht unbewußter Nachahmer, wenn schon mit Gottes Hilfe im verkleinerten Maßstabe, geworden sein?

Was der Pflegevater etwa durch Fluchen sündigen mochte, das suchte die Pflegemutter durch Beten ins gleiche zu bringen. Es wäre nicht zu verwundern, wenn die gewaltsamen Einladungen, an diesen unerschöpflichen Gebeten teilzunehmen, in mir eine Nachwirkung begründet hätten, die sich jetzt negativ kundtut, gleichwie jene des Fluchens positiv; wie ja auch Papageien, Stare und Elstern Schimpfwörter lieber memorieren als schöne Redensarten. Gebetet wurde an Sonn- und Wochentagen, an Vor- und Nachmittagen, beim Aufstehen und beim Schlafengehen, vor dem Essen... immer! Zog etwa gar ein Gewitter herauf, so mußte die Sache kniend abgemacht werden, und mit so zaghafter Furcht vor den Donnerschlägen, daß ich schon in meiner Kindereinfalt fragte: Aber liebe Mutter, wenn du meinst, daß dir das Beten hilft, warum fürchtest du dich dabei? Und wenn du meinst, daß es nicht hilft, warum betest du denn?

Mir ist aus jener frühen Zeit eine hündische Furcht vor Sturm und Gewitter zurückgeblieben, die sich erst verloren hat, als ich, etwa im Alter von achtzehn Jahren, in ein furchtbares Unwetter und in die Nacht hinein eine halbe Meile weit lief, weil ich einem Wagen zu begegnen hoffte, der in sich führte, was mächtiger war als die Furcht.

Einmal, des Morgens, ließ sich ein bedeutendes Defizit in meinen Religionskenntnissen verspüren, und sogleich fand die besorgte Pflegemutter für angemessen, eine Rekapitulation des bereits Gelernten vorzunehmen. Vor mir auf dem Tische stand das Frühstück, wonach ich mich sehnte, und folgendes ist der Dialog, der mir aus treuer Zeugen Munde nachträglich (das heißt nach dreißig Jahren) überliefert worden:

Die Mutter:
Karlchen, wer hat dich erschaffen?

Ich:
Gott der Vater. — Kaffee!!

Die Mutter:
Nachher; erst mußt du aussagen. Wer hat dich erlöst?

Ich (weinend):
Gott der Vater. — Kaffee!

Die Mutter:
Nein, Gott der Sohn hat dich er...

Ich (unterbrechend):
Ach, wenn er mich doch lieber nicht erlöset hätte!

Die Mutter:
I, du gottloser Junge! —

Und eine Ohrfeige machte für diesmal den Schluß des Examens.

Der Großonkel Chefpräsident! Welch unerschöpflicher Brunnen respektwidriger Lust war uns, uns Kindern im Verein mit den Domestiken, sein Tun und Treiben, die Kleinheit seiner Gestalt, die Hast seiner Bewegung, die Wunderlichkeit seiner Sprache und vor allen Dingen sein Titel! Nein, wir wurden nicht müde, zu sagen: der Onkel Schöpspräsident! Und jedesmal brachte dieses Zauberwort das wildeste Gebrüll des Beifalls hervor.

Ich fürchtete mich eigentlich vor ihm, er erschien mir gespenstig. Wenn ich die steinernen Treppen des alten Oberamtshauses hinaufkam, durch den düstern Vorsaal ging, wo mein Tritt, wie er auf die Quadern fiel, im öden Raume widerhallte, und der kleine Gewaltige, vielmehr der gewaltige Kleine, mir nun entgegentrippelte, oder an uns vorüberfuhr wie ein Alträunchen... ich verging in Angst, die durch das schlechte Gewissen noch gesteigert wurde, denn der „Schöps“präsident saß mir immer auf der Zungenspitze.

In jenem großen Vorsaal, auf jenen breiten Treppen ist der berühmte Auftritt gespielt worden, der, längst volkstümlich, in alle deutschen Stämme übergegangen ist, oft entstellt, verändert, den Lokalitäten angepaßt. Ich reklamiere ihn hier feierlich, mit dem vollen Rechte der Blutsverwandschaft, und lasse mir diese Ehre nicht rauben. Ein Hamburger Kaufmann führte beim Breslauer Oberamt einen Rechtsstreit, dessen Entscheidung sich immer länger hinschleppte. Des Wartens müde, wollte er sich an den Chef persönlich wenden, wurde mehrmals nicht vorgelassen und endlich unfreundlich empfangen, mit ungenügender Antwort weggeschickt. Die Geduld riß ihm; er erklärte: der Teufel möge den ganzen Prozeß holen, und der Herr Präsident könne ihn — — —! Das fühlt sich nur, es sagt sich nicht. Mein Großonkel spie Feuer und Flamme; aber während er sich wie ein Rasender um seine eigene Achse drehte, war der resolute Hamburger sichern Schrittes davongegangen, wodurch er begreiflicherweise großen Vorsprung gewann. So begab es sich, daß, als endlich der zu Gaste Geladene, dem natürlichen Rachegefühl folgend, seinem Beleidiger nacheilte, er in dem Vorsaale nicht mehr den Frevler, wohl aber den Grafen von D. erblickte, der ihm ruhig und gemessen entgegenschritt. Beim Anblick der zitternden Hast, welche der Verfolger an den Tag legte, drängte sich dem Kommenden ganz natürlich die Frage auf, was ihn dazu veranlasse?

„Verfluchter Kerl, einsperren lassen! Hat gesagt, ich sollte ihn — — —!“

„Und hat denn das solche Eil', Herr Collega?“

Ich bin überzeugt, daß alle Leser diese Geschichte schon gehört haben. Dies ist sie authentisch, aus sicherer Quelle, unverkümmert und unausgeschmückt.

Erwähnte ich oben, daß meine Pflegemutter und ihr Bruder sich in vielem ähnlich waren, so darf ich eine Hauptähnlichkeit nicht vergessen: die Sucht zu beten.

Ich will dadurch denen nicht ans Herz greifen, die das Bedürfnis fühlen, sich einem allerhöchsten Wesen in Dank oder Bitte aus voller Seele mitzuteilen und lindlich anzuschließen. Ich deute auf die Gewohnheit, umbaut von einem Haufen alter Scharteken, sich stundenlang das abgeschmackteste, langweiligste und ungöttlichste Gewäsch vorlesen, winseln und singen zu lassen. Diese Sucht ging bei unserm Chespräsidenten so weit, daß er eines Sonntags, als er von Golau zu uns nach Meesendorf kam und, um auf schlechten Feldwegen die damalige Mittagsstunde nicht zu versäumen, den kirchlichen Gottesdienst opfern mußte, solchen in seinem Wagen nachzuholen für angemessen hielt. Es wurde ein Gesangbuch aus der Tasche des Wagens geholt, und er begann zu singen. Seine Begleiterin, eine alte Wirtschaftsmamsell, mußte einstimmen. Wenn der Schöpfer Wohlgefallen hat an allen Lobliedern, die ihn ehren sollen — eine Voraussetzung, welche ihm unendliche Langmut andichtet —, an diesem Duettino dürft' er wenig Freude gefunden haben! Als das erste Lied beendet war, bemerkte der fromme Großonkel durch die Glasscheiben seiner Arche, daß Kutscher und Diener auf dem Bocke sich, wenn nicht vielleicht gar in ironisch-kritischen, doch unfehlbar in weltlichen Gesprächen bewegten. Und abermals wurde aus der Wagentasche ein zweites Exemplar des alten Gesangbuches gezogen und den dienenden Brüdern hinausgereicht mit den Worten: Waldvöglein Gott loben, die auf dem Bocke sollen auch singen! Nun ist der Übergang vom Waldgefieder auf die lustigen Vögel in Livree an und für sich gar nicht übel, aber es wäre zu beachten gewesen, daß der singende Waldvogel keine Kutsche zu lenken hat, in welcher ein Oberamtspräsident sitzt, und das alte Sprichwort: Herrendienst geht vor Gottesdienst, hätte wohl passende Anwendung gefunden. So dachten unsere Vögel nicht. Sie sangen aus voller Brust, und es mag das innigste Flebile gewesen sein, welches in den Klängen dieses

Quadros jemals den Wald durchjammert hat, der Meesendorf von Golau trennt. Die Wege in derlei Gebüsch sind nicht immer gleich; in einer Ungleichheit, Pfüge geheissen, verlor der Wagen den Halt, den der singende Kutscher musikalisch so fest hielt, und sie warfen um. Das Wasser der Pfüge, gemischt mit den unauflösbaren Bestandteilen unserer Mutter Erde, eine Mischung, die der gemeine Mann Dreck zu nennen pflegt, drang schonungslos durch das zerbrochene Fenster, und als nach einer Stunde, ermüdet vom beschwerlichen Wege, die Gäste zu Fuß bei uns eintrafen, rief der alte Herr seiner Schwester entgegen: allwegen nunmehr durch göttliche Gnade völlig blind geworden sein! Es ergab sich aber glücklicherweise, daß diese Täuschung nur eine optische gewesen, indem die Brille, gereinigt „von jedem Unterschied des Bodens“, ihre alten Dienste verrichtete und den Augen nichts Ubles widerfahren war.

In jene Zeit fällt auch mein erstes theatralisches Erlebnis. Es war mir schon längst versprochen worden, man würde mich einmal ins Theater führen; täglich kam ich um die Erfüllung dieses Versprechens ein und wurde mit meinen Petitionen durch alle jungen Offiziere, die bei uns verkehrten, lebhaft unterstützt. Alle machten mir den Hof, überzeugt, daß sie so am sichersten die Freundschaft der mütterlichen Frau vom Hause erwerben konnten. Aber die Sache muß ihre Schwierigkeiten gehabt haben; ich war sechs Jahre alt geworden, ohne von der ersehnten verbotenen Frucht zu naschen. Eines Tages hieß es, Gott weiß, warum gerade an diesem Tage: heute geht Karl mit ins Theater. Und nun glaubten alle, ich würde vor Freuden außer mir sein! Mitnichten! Mich überfiel eine fürchterliche Angst, und je näher die Stunde rückte, desto fieberhafter wurde mein Zustand. War das schon eine dunkle Vorahnung, daß aus diesem Abend meine wahnsinnige Leidenschaft für die Schauspiellerei erwachsen werde?

Nein, nicht poetische Lügen sollen jene Knabenhafte Furcht veredeln. Sie hatte einen ganz natürlichen Grund in etwas höchst Unpoetischem, in einer Art von Verschwörung, an welcher auch die jungen militärischen Freunde unsers Hauses teilnehmen wollten, und von der ich deshalb viel reden hörte. Man hatte kurz vorher eine neue Posse aufgeführt: „Der Marktschreier“ betitelt, diese war ausgepiffen worden, und bei solchem Pfeifen hatten sich die Herren Offiziere besonders tätig erwiesen. Die Theaterdirektion, welche ihre Ansicht durchsetzen zu müssen meinte, hatte sich klagend an den Fürsten von Hohenlohe gewendet und für heute dasselbe Stück wieder angezeigt. Der Fürst hatte bei Parole befehlen lassen, daß der „Marktschreier“ gefallen müsse, und den Offizieren war unter Androhung zeitlicher und ewiger Strafen untersagt worden, ein Zeichen des Mißfallens zu geben. Nun war Feuer unter dem Dache. Nach der Parade kamen sie an, einer nach dem andern, und jeder ließ aus seiner Tasche eine hölzerne Pfeife blicken. Die Damen warnten, die jungen Helden vermaßen sich; die Spannung hatte den höchsten Grad erreicht; und mir war zumute, wie etwa einer Katze sein mag vor einem Erdbeben. Ich wär' am liebsten zu Hause geblieben.

Ich mußte lügen, wenn ich erzählen wollte, welchen Eindruck das erste Stück auf mich gemacht, ich weiß nichts mehr davon. Meine Erinnerungen stellen sich erst wieder ein, aber um desto lebhafter, als im Nachspiel „Der Marktschreier“ der berühmte Komiker Schüler, eine Trommel vor dem Leibe, erschien, und nun ein Lärm sich erhob, wie er nur zu wünschen ist in solchen Fällen. Unsere Freunde machten ihre Sachen gut, ich sah sie wirken, ihre Flöten tönten hell und fröhlich. Schüler mit spöttischem Lächeln redete hinunter, kapitulierte, fing wieder an in seine Rolle zu fallen — vergebens! Das dauerte eine Viertelstunde so fort und amüsierte mich. Doch plötzlich veränderte sich die Szene im Parterre.

Polizei- und Militärwache drang ein, es wurde arretirt, geflucht, gestoßen, geschlagen. Ich sah mehrere meiner jungen Gönner von Kolben bedroht. Ein Paar dunkelbraune seidengewirkte Handschuhe, die ich an diesem hochfestlichen Abend zum ersten Male angetan hatte, um sauber zu erscheinen, wurden das Opfer meiner Todesangst. Ich saugte gierig an den Fingerspitzen und biß eine Schlinge nach der andern durch. Als der Saal geräumt worden war und wir spät nach Hause kamen, schauten meine zehn Finger durch zehn große Löcher ins Freie, und ich behielt die ganze Nacht hindurch den häßlichen Geschmack der braunen Farbe auf der Zunge. Am nächsten Tage zur Besuchsstunde fehlten einige unserer Hausfreunde, und ich mußte mich sehr irren, wenn ich nicht versichern dürfte, gehört zu haben, daß ihre Bemühungen für das Flauto durch Festungsstrafe belohnt worden waren. — „Unglückseliges Flötenspiel, das ihnen niemals hätte einfallen sollen!“

Nach Weihnachten wurde es ruhiger im Hause. Die Krankheit des Vaters machte rasche Schritte, und ich, der eigentlich an Tod und Sterben nicht glauben konnte, weil ich noch nichts davon gesehen, und der durchaus nicht einsah, wie die Welt ohne meinen Pflegevater bestehen könnte, staunte über den Ernst und die düstre Vortrauer, welche sich von den Frauen auf das ganze große Dienstpersonal verbreitete. Ich lebte unbesorgt fort; auch gab sich niemand die Mühe, mich vorzubereiten oder mir die Bedeutung dessen zu erklären, was uns bevorstand.

Bis zum 24. Januar, meinem Geburtstage, hatt' es sich merklich verschlechtert; der Vater verließ das Bett nicht mehr; die ärztlichen Besuche wiederholten sich täglich drei- bis viermal. Dennoch wurde mir zur Feier meines Festes eine Schar von Kindern eingeladen, mit denen ich lärmend die hinteren Gesilde unserer geräumigen Wohnung durchstrich. „Ihr sollt dem Jungen eine Freude

machen!“ hatte der Alte gesagt und auf seine Weise hinzugefügt: „Heute gerade wird mich doch der Schinder nicht holen!“

Wir Knaben trugen Ritterrüstungen und Helme und Lanzen, mit denen wir uns eben weidlich herumtummelten, als ein Bedienter kam und uns zum Vater rief. Die große wilde Schar schlich auf den Zehen vor, leise wurde die Thür des Krankenzimmers geöffnet, und wir mußten nun in unserem Narrenaufzug langsam bei seinem Bette vorbeimarschieren. Ich war beim Eintritt ins Zimmer der erste gewesen und wurde deshalb, als wir den Umzug hielten, der letzte. Alle meine Spielgefährten verneigten sich, wie sie, jeder einzeln, vors Bette traten; der Vater winkte jedem mit der Hand zu. Je näher ich trat, desto banger wurde mir; endlich stand ich dicht bei ihm; sein Gesicht hatte schon den fremdartigen Ausdruck, der wie ein Gruß aus anderer Welt auf dem Antlitz der Sterbenden erscheint; in diesem Moment durchzuckte mich ein wehmütiges Gefühl, vielleicht eine dunkle Ahnung dessen, was der Tod sein könnte! — ein unbeschreiblicher Schmerz regte sich in mir; ich stürzte mich weinend auf die dürre Hand des Mannes, den ich bis dahin nie geliebt, dem ich ganz fern gestanden hatte, obgleich er mein Wohltäter gewesen war, und in dieser Stellung, halb aufs Bett gesunken, blieb ich, als die anderen Knaben längst aus dem Zimmer waren. Der Kranke schien erschüttert und gerührt. Er richtete mich zitternd auf, legte seine Rechte auf den Kopf und sagte: „Gott segne dich, mein Sohn!“ Dann wandte er sich zu seiner Frau und Tochter mit den Worten: „Und ihr, lebt recht einig und verlaßt den armen Jungen nicht.“

Auf weiter nichts mehr kann ich mich besinnen. Ich weiß nicht mehr, wie dieser Tag endete. Nur so viel weiß ich, daß ich von dieser Stunde ein Gefühl für den Mann hegte, welches mir bis dahin fremd gewesen war. Sein Tod erfolgte nicht lange nachher. Man konnte mich nicht

beruhigen; in mir kämpfte die Furcht vor der Leiche mit der Sehnsucht, sie zu sehen und zu umarmen.

Der Tod des Vaters, wie er für Mutter und Tochter ein Signal zur unverkümmerten Freiheit und Selbstständigkeit war, wurde rasch verschmerzt. Der Gedanke: jetzt können wir unsern Neigungen ungehindert folgen, drängte den Schmerz zurück.

Unsere Wohnung wurde aufgegeben. Der ganze Haushalt nahm den Charakter einer wohlüberlegten Einschränkung an; aber weniger, um dadurch zu sparen, als vielmehr, um dem großen geselligen Treiben zu entgehen und sich bequemer, lebensfroher einzurichten. Die neue Wohnung war immer noch groß genug, um mir in selten gebrauchten geräumigen Gemächern einen Lummelplatz für meine Spielereien zu gestatten. Neue Diensthofen fanden sich ein. Veränderungen gefallen den Kindern stets, sogar wenn sie mit Entbehrungen verknüpft wären; und so freut' ich mich jedes Wechsels.

Eine große Erziehungsanstalt, in Schlessien berühmt, nahm auch mich auf. — — — Ich bin entschlossen, von ihrem Vorsteher nichts zu sagen, als daß ich vier Jahre in seinen Händen blieb. — Gott verzeihe ihm!

Mittlerweile waren in der Welt große Dinge vorgegangen. Preußen war gegen Frankreich ins Feld gerückt; unsere militärischen Verwandten und Freunde waren theils abwesend, theils hörte ich die Zurückgebliebenen, wenn ich des Sonntags mit am Tische saß, von Lorbeeren und leichten Siegen jubeln.

Erwäg' ich jetzt, daß jene Heroen meiner Kinderzeit bei Jena trotz all ihrer breiten Vorhersagungen entschieden davongelaufen sind, und daß dieselben Menschen um sieben Jahre später gefochten haben bis auf den letzten Blutstropfen, so möcht ich mir wohl die Freiheit nehmen zu fragen, wie es mit der sogenannten Bravour im allgemeinen beschaffen ist, und ob die Tapferkeit der

Truppen nicht bisweilen . . . was geht das mich an? Was versteh' ich davon?

Nichts! Nicht mehr, als ich damals, ein kleiner naseweiser Junge, davon verstanden haben mag.

Genug, sie jubelten und prophezeiten Siege, so lange, bis die Nachricht von einer verlorenen Schlacht ihren Prophezeiungen ein rasches Ende machte. Ich blieb sehr ruhig dabei und begriff nicht, warum viele meiner nur wenig älteren Mitschüler darüber klagten und trauerten. In meinem kleinen Herzen hatte die Idee eines Vaterlandes noch nicht Wurzel gefaßt; meine Umgebungen waren überhaupt nicht geeignet, Gedanken oder tiefere Gefühle in mir zu wecken. Desto überraschender wirkte es auf mich, als bald nachher diejenigen meiner Genossen, deren Eltern außerhalb Breslau wohnten, samt ihren Habseligkeiten abgeholt wurden. Es schien sich alles aufzulösen, was mir bisher wie eine notwendige Bedingung unserer Anstalt vorgekommen war; die Worte: „Feind, Franzosen, Belagerung“ schlugen an mein Ohr, ohne daß ich ihnen einen rechten Sinn zu geben wußte; die Unterrichtsstunden waren unterbrochen; Besuche kamen und gingen, jeder brachte andere Neuigkeiten; alle waren besorgt; und mitten in diese Unruhen trat ein Bote von den Meinigen, der auch mich mit Sack und Pack aus der Pension heimzubringen den Auftrag hatte. Wer war froher als ich! O Gott, ich segnete die Feinde.

Die Franzosen wurden bald meine Freunde. Wenn ich des Sonntags zur Mutter kam, war meine erste Frage: Was haben wir jetzt für Einquartierung? Denn diese wechselte unaufhörlich. War es ein Franzose, so beeilte ich mich gewiß, ihm meine Aufwartung zu machen und wurde, indem ich den Kleinen, in vergangener Schulwoche gemachten Vokabelschatz nicht sparte, jedesmal gut aufgenommen. Von den deutschen Bundesgenossen der Franzosen (nur die Sachsen machten eine sehr ehrenvolle Ausnahme!) wollte niemand etwas wissen. Sogar die-

jenigen Dienstmädchen, welche verschmähten, in nähere Verbindung mit ihnen zu treten, haben sich über Brutalität von seiten eines Franzosen niemals beschwert. Wohl aber wenn Bayern, Württemberger oder gar Hessen ins Quartier rückten; da zitterte das ganze Haus vor Angst und Schrecken. Die schmachlichsten Greuel in jenem Kriege sind von Deutschen gegen Deutsche verübt worden. Deutsche waren es, welche Gräfte aufbrachen und den Leichnamen, deren Stiefel mit silbernen Sporen sie nicht anders erlangen konnten, die modernden Beine ausrissen; Deutsche, die mit Gewalt und durch Martern den armen Landleuten abzuwingen suchten, was diese längst selbst nicht mehr hatten. Der Franzose war, wenn er nur freundlich empfangen wurde, mit allem zufrieden, richtete sich bescheiden ein und erwiderte jede gastliche Aufmerksamkeit mit verbindlichem Dank. Waren seine Wirtleute arm und bemerkte er dies, so brachte er — das hab' ich in unserer Nachbarschaft selbst gesehen — Nahrungsmittel nach Hause, und sie wurden des ungeladenen Gastes eingeladene Gäste. Seine deutschen Bundesgenossen quälten ihre deutschen Brüder bis aufs Blut; sie machten sich eine Ehre und Freude daraus (wenigstens in Schlesien), ihren Haß zu affichieren, und ich habe noch im Jahre 1830 im Gasthof „Zur Traube“ in Darmstadt einen großherzoglich-hessischen Hauptmann sich „beim Schöppche“ laut und stolz der Heldentaten rühmen hören, die er den preußischen Bauern, „den Schinösern“, angetan.

Diese Erinnerungen und jene andere, wie unsere Damen den gallischen Siegern sich in die Arme warfen, wie sie ihnen den Sieg in der Liebe ebenso leicht machten als manche treulose Festungskommandanten ihnen die Einnahme mancher Festungen gemacht haben sollen... beide verlöschen niemals in meinem Angedenken, obschon die zweite mir erst in reiferen Jahren klar wurde. Und nur deshalb gilt mir jene Zeit für eine schmachvolle. Siegen

und Besiegtwerden, das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Schlachten gewinnen und verlieren gibt an und für sich weder Ehre noch Schande; denn nicht selten gebührt dem Besiegten der Lorbeerkranz. Aber Söhne eines Landes, die eine Sprache bindet, eine gemeinsam-heilige Vergangenheit, eine unsterbliche Geschichte, und welche dieses Band höhnisch mit Füßen treten! Aber Weiber, die, von den Küffen ihrer deutschen Freunde noch warm, dem fremden Krieger lüstern entgegenfliegen, bevor er noch bon jour gesagt! ... o liebes Deutschland!

Als ich in Paris war, haben mir Soldaten jener Zeit, wenn sie hörten, ich sei ein Deutscher, oft mit Lächeln gesagt: so leicht haben es uns die Frauen nirgend gemacht als chez vous. Breslaus Damen sind meines Wissens hinter ihren deutschen Landsmänninnen nicht zurückgeblieben, und in die Kästerchronik jener Zeit mich vertiefend, besinn ich mich auf eine gute Geschichte.

Einer von Breslaus französischen Kommandanten, S., hatte mit einer schönen, interessanten Frau aus der vornehmen Welt im traulichsten Verhältnis gestanden. Als nun nach der Rückkehr der Bourbonen im Kreise jener Dame hin und her gestritten wurde, welcher von den napoleonischen Generalen dem Kaiser anhängen, welcher dem Königtum sich zuwenden werde, äußerte die Schöne: für S. möcht ich bürgen; im Herzen war er immer Royalist. Ei, rief Herr von E., das können Sie behaupten, meine Gnädige? Sie, die ihn doch wahrhaftig als Sansculotten kennenlernten?

In alle Stände drang die Franzosenliebe. Jede geringe Bürgersfrau hatte ihren Sappeur, ihren Sergeanten; jedes hübsche Dienstmädchen seinen Voltigeur. Wie sie paarweis einherstolzten! Und wie viele Ehemänner demütig hinter ihren Weibern hergingen!

Das Unglück des Vaterlandes, der Druck, der auf dem Volke lag, die traurige Entfernung des edlen Königshauses ... welch reiche Veranlassung hätte dies unserm

Erzieher geben können und sollen, in unseren kindlichen und eben darum leicht begeisterten Herzen die Flamme der Treue, die Blut der Rache zu schüren und zu nähren, uns für die Zukunft vorzubereiten? Nichts dergleichen. So engherzig-feig ging man mit uns um, so niedrige Gesinnungen herrschten in unserer Anstalt, daß uns die Zerstörung der Breslauer Festungswerke, welche alltäglich mit furchtbar erschütternden Explosionen durch unsere Schulwände dröhnte, indem sie die Grundmauern beben, die Glasscheiben zerplazen machte, wie eine heilsame, väterlich weise Maßregel der französischen Behörden angepriesen ward, welche in fürsorgender Liebe die guten Breslauer Bürger nie mehr den Gefahren einer häßlichen Belagerung ausgesetzt wissen wollten.

Der Vorsteher unserer Anstalt machte sich, als ich etliche Jahre älter geworden und in unsern Kreisen alles seinen alten armseligen Weg fortgegangen war, von dem Friedrichs-Gymnasium, dem er und wir bis dahin attachiert gewesen, gänzlich los, und wir übersiedelten mit Mann und Maus nach Maria-Magdalena, wo der Rektor Kaspar Friedrich Manso herrschte. Unter solch glorreichen Auspizien trat ich daselbst als Klein-Quartaner ein. —

Unsere Lehrer waren schlecht; einige gänzlich unfähig, in jeder Beziehung; andere doch schwach, inkonsequent, Gegenstand unseres frechen, ruchlosen Spottes. (Ich spreche von denen, welche in den unteren Klassen lehrten.)

Alle Woche einmal versammelte Manso, der Rektor, die oberen und niederen Klassen zu einem großen Verein, um letztere über die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu examinieren, von denen er meinte, daß ihre Rekapitulation auch den ersteren nicht schaden möchte. Dieser würdige, gelehrte, berühmte Mann gab freilich in seiner Erscheinung uns Jungen manche Gelegenheit, ihn komisch zu finden: Sommer und Winter in kurzen, weißen Unterkleidern, dünnen baumwollenen Strümpfen

und Schuhen einhergehend, am gepuderten Kopfe zwei große, rechts und links strebende Taubenflügel, ein kleines Zöpfchen, welches schalkhaft aus dem Kragen des Rockes herauszüngelte, und nun vor allem sein wunderbarer gothaischer Dialekt, den ich unglücklicherweise gut nachahmen konnte; ein Talent, welches die lachlustigen bei uns hospitierenden Sekundaner nur allzu oft zu provozieren verstanden. Was half es denn dem redlichen Lehrer, dem hochgeachteten Gelehrten, daß er sich mild und gütig herabließ, uns unsaubere Knaben fördern zu wollen? Wir trieben Torheiten über Torheiten, man mußte sich schämen, sie zu erzählen, und wollten vor Wonne außer uns geraten, wenn unsere Schlingeleien die Reihen der Sekundaner zum Lachen brachten.

Eine Szene ist mir wichtig geblieben. Ein Tertianer hatte das Wort „umsonst“ mit „gratis“ übersetzt. So war es nicht gemeint, und nun fragte Manso weiter die Bänke hinauf. Während schweigende Schafsgesichter den Fragenden angafften, hatte ich unter dem bergenden Schutze meiner Vormänner oder -jungen mein Schnupftuch mit Kreidestaub angefüllt, schüttelte es, als ob ich mich zum Niesen bereiten wollte, erregte dadurch eine ungeheure Staubwolke und erschrak nicht wenig, als der Rektor mit raschem Schritte eben bis zu mir gelangt war, um, wie eine homerische Gottheit, mitten in dieser Wolke zu stehen. Er tat, als bemerke er nichts, und fragte weiter, mich nach seiner Weise mit zwei Fingern auf den Kopf tippend: „Nun, Holbei?“ Auch ich schwieg. Da erhob er seine Stimme mit einem von innigem Verdruss bewegten Tone und sprach: „Wenn es keiner weiß von den Großen und Kleinen, so will ich's euch sagen: zwischen „gratis“ und „frustra“ ist ein Unterschied; ich möcht euch gern allen Unterricht gratis erteilen, aber daß ich ihn frustra geben muß, das tut mir leid!“ Seine sichtbare Bewegung erschütterte mich. Ich fühlte Scham und Reue. Ich darf es mir nachrühmen, daß ich seit

jener Stunde nicht mehr beigetragen habe, ihn durch positives Unrecht, durch üble Thaten zu ärgern. Was die Unterlassungssünden betrifft, kann ich leider nicht dasselbe behaupten, denn versäumte Schulstunden und Arbeiten wuchsen zur Legion heran in dem Maße, wie ich heranwuchs.

Die Wut der Sammlungen, die einmal in seinem Leben fast jeden Menschen ergreift, bemächtigte sich damals unserer auf eine, wenngleich kindische, doch nicht minder heftige Weise. Zunächst waren es natürlich die bunten Schmetterlinge, welche mich lockten. Aber unsere Spaziergänge, zu denen wir wie eine Herde Hammel getrieben wurden, bei denen man uns wenig Freiheit gönnte und die immer vor Eintritt des Abends wieder beendet sein mußten, waren nicht von der Art, daß sie kühne Jagden auf weit umherflatternde Falter begünstigt hätten. Wir mußten uns daher begnügen, dergleichen Exemplare schon getötet und aufgespannt zu kaufen oder sie uns selbst aus Raupen zu erziehen, was wegen des frischen Futters auch seine Schwierigkeiten hatte. Darum dauerte diese Manie nicht lange, und wir begaben uns in die Wappen. Als auch diese Lust gebüßt und jeder von uns im Besitze derjenigen Siegelabdrücke war, die ihm etwa erreichbar gewesen, kam eine der seltsamsten Sammlereien in die Mode, die es nur geben kann und von der ich späterhin nie mehr vernommen. Sie war auf bunte Bohnen (in Schlesien „Fasolen“) gerichtet. Man sollte kaum glauben, daß es deren so vielerlei Spielarten und in so verschieden-abweichenden Größen, Formen und Farben gibt. Ich besaß davon weit über hundert, von denen eine Abart der andern oft so wenig glich wie der Bullenbeißer einem Dachshündchen, obschon beide gerechten Anspruch darauf machen, Hunde zu sein. Welchen Schacher, Tauschhandel, Betrug und — unsere bescheidenen Geldmittel erwägend — welche Verschwendung wir bei diesen sich rasch ablösenden Sammlungen

getrieben; mit welcher leidenschaftlichen Eier diese Geschäfte im stillen und unter zitternder Verheimlichung gemacht wurden! Wie auch damals schon der Besonnene den Unbesonnenen leicht übervorteilte, und wie ich namentlich bei jedem Kauf, bei jedem Tausche zu kurz kam... das kann mich heute um so weniger in Erstaunen setzen, als ich dreißig Jahre später in all meinen Unternehmungen denselben Weg ging.

Von den Jahren achtzehnhundertacht, =neun, =zehn, =elf sind die Gestalten am verworrensten. Nur einzelne Momente treten hervor. Unter diesen ist der hellste, freudigste, daß der stets wachsende Verfall ihrer pekuniären Angelegenheiten meine Pflegemutter geradezu zwang, mich aus der Erziehungsanstalt wegzunehmen, weil sie das enorme Jahrgeld nicht mehr zu erschwingen vermochte. Ich mag zwölf Jahre alt gewesen sein, als die felige Stunde schlug. Das Magdalenen=Gymnasium blieb mir und ich ihm. Wir haben beiderseits keine große Ehre davon gehabt; ich freilich nur durch eigene Schuld.

Nicht mehr unter der Willkür eines heuchlerisch=frömelnden Tyrannen, nicht mehr in knechtischer Furcht vor einem bornierten Despoten, fing ich an, das eigene Leben zu fühlen und stellte mich nun auch der Mutter, der ich in diesen Jahren doch schon über den Kopf gewachsen war, entgegen. Ich war bald so weit, daß ich tun und lassen durfte, was mir gefiel.

Nun begannen die eigentlichen Schulfreundschaften, die oft bis zur Zärtlichkeit stiegen, gewöhnlich aber in einer Prügelei untergingen. Nun begann die Theaterwut. Solange ich in der Pension gewesen, hatte diese wenig oder gar keine Nahrung gefunden. Den dreizehnjährigen Knaben ließ man schon allein ins Parterre wandern. Das Breslauer Theater war damals vortrefflich*. Lud=

* Unter Leitung des jetzt längst verstorbenen Regierungsrats **Streit**, eines Mannes, dem Schlessen und zunächst Breslau unendlichen Dank schuldig ist, war dies Theater eines der besten in

wig Devrient, in jugendlicher Kraftfülle, die Zier dieser Bühne. Ohne Ruf, selbst den Theaterfreunden dem Namen nach unbekannt, war er als Franz Moor aufgetreten und seit jenem Abend der Gegenstand uneingeschränkter, allgemeiner Bewunderung, die sich nicht selten bis zum Enthusiasmus — eine in Breslau seltene Ware — steigerte. Ich hatte ihn in Kozebues „Schauspieler wider Willen“ als Pfifferling gesehen, und von Natur mit einem subordinierten Talent, eigentlich nur Geschick, begab, Organe, Dialekte, Sprachweisen nachzuahmen, spielte ich den staunenden Hausgenossen gar bald den ganzen Devrientschen Pfifferling in seinen fünf oder sechs Verkleidungen vor. Man lud eine Gesellschaft zusammen, Ofenschirme wie spanische Wände wurden theatralisch gestellt; der dümmste meiner Genossen gab den Murrkopf; ich erntete so lauten Beifall als Devrient; und am andern Tage machte ich in der Klasse bekannt, ehe noch der Justinus, den wir exponieren sollten, aufgeschlagen war, ich würde Schauspieler werden! Nun gute Nacht, Fleiß, Ausdauer, Bestreben, Ehrgeiz und wie die Stacheln heißen mögen, die den begabten Schüler durch die staubige Bahn des Schulschlendrians der klaren Morgenröthe heiterer Wissenschaft entgegenführen. Bis dahin hatte ich schlechte, aber auch gute Epochen gehabt; ich war abwechselnd faul und fleißig gewesen, dabei merklich fortgeschritten; von nun an wurde mir die Schule zuwider, und ich sah nur Kulissen, roch nur Lampendunst.

Mein Gedächtnis ist von jeher vortrefflich. Was ich zweimal gelesen, dreimal gehört, konnte ich herjagen. Schiller ppropfte ich nun auf Kozebue (um diese beiden drehte sich meine poetische Begeisterung) da hinein, wo nach dem Wunsche meiner Lehrer Bredows Alte Geschichte,

Deutschland. Die Einnahmen waren dennoch schlecht, und Streit zog sich, allseitigen Undankes müde, gänzlich davon zurück. Kaum war dies geschehen, so wendete sich das Glück in Fülle dem täglich schwächer werdenden Institute wieder zu. [Anmerkung Holteis.]

Ciceros Neben und der Beweis, daß das Quadrat der Hypotenuse gleich sei der Summe der Quadrate der beiden Katheten, ihren Platz finden sollten. Hätte ich nur mindestens einen Lehrer gehabt, der sich meiner angenommen, der es verstanden hätte, von meiner Tollheit Gebrauch zu machen und mich auf diesem Wege zu einem ernstern Streben zu führen! Sie begnügten sich, über mich zu klagen, und Manso, der einzige, der mir von segensreichem Einfluß hätte sein können, stand zu fern, zu hoch. Er wußte nichts von mir, als was ihm die Lehrer Schlimmes erzählten, und rief mir dann monatlich einmal zu: „Holbei, er iss' ein Fleeg, aus ihm wird sein Dage nichts werden.“ Was noch schlimmer war: die Mutter fing an, mir den Theaterbesuch untersagen zu wollen, ohne doch Kraft genug zu haben, ihr Veto durchzuführen, wenn ich einen halben Tag dagegen getrotzt und gemault hatte. Dadurch wuchs natürlich meine Begier. Wie sie nun stets die Umwege liebte und sich bei jeder Gelegenheit gern ins Hintertreffen stellte, so wußte sie auch jetzt eine tief verdeckte Mine anzulegen, die meine theatralischen Luftschlöffer in die Luft sprengen sollte, ohne daß ich wüßte, wer sie gegraben. Durch eine Bekannte (eine Dame von wahrer Bildung, bei der die gelehrten Männer stete Lesesitzungen hielten) suchte sie mit Manso bekannt zu werden und lud dann ihn samt einigen andern Lehrern des Gymnasiums zu einer „frugalen Mittagsuppe“, wobei ihm das Heil meiner Seele ans Herz gelegt und er beschworen wurde, mich ins Gebet zu nehmen. Dieser Plan war so übel nicht; ja, er könnte, bei der Weichheit meines damals leicht erschütterten Gemüthes und bei der unwillkürlichen Hochachtung, die mir Mansos feine, vornehme Persönlichkeit einflößte, wenigstens momentane Wirkung hervorgebracht haben, wenn nicht der Satan sich in die Angelegenheit gemischt und alles verdorben hätte. Folgendermaßen fing Satan es an. Dicht beim Ausgang der Kirchmauer, die auch das

Gymnasium von Sankt-Maria-Magdalena umschloß, hatte ein Bücherhändler seinen Laden aufgetan, ein schäbiger, schmutziger Filz, der sich nicht entblödete, im Angesicht der ganzen Welt uns Schuljungen unsere Bücher für ein paar Groschen abzulocken, mochten die Bücher auch so viele Taler wert sein. Schüler haben stets kleine Bedürfnisse, und ein noch so notwendiges Buch kann ja — verloren werden. Eltern und Erzieher sorgen für Ersatz. Mir war die Nähe dieses Menschen besonders gefährlich, denn Herr „Preuß“ hatte sein Raubnest gerade zwischen den zwei bedeutendsten Vogelhändlerinnen des Kränzelmarktes. „Raake“ und „Hanke“ hießen diese beiden mir unvergeßlichen Papagenen. Mein Streben ging immer dahin, für die verkauften, in der Schulsprache „verkeilten“ Bücher einiges in barem Gelde — wofür Vögel angekauft wurden —, das übrige in „Komödienbüchern“ zu empfangen.

Zwölf Jahre später habe ich ihn einmal besucht, und da versicherte er: er hätte mich immer sehr lieb gehabt, Eben dieser spätere Besuch bei dem alten Manso ist mir eine der liebsten Erinnerungen aus meinem Leben. Ich hatte, beim Breslauer Theater angestellt und schon Gatte und Vater, ein Bändchen mit kleinen Erzählungen, Gedichten und dergleichen drucken lassen und brachte es ihm, den ich seit der Schulzeit nicht mehr gesehen. Er zeigte sich herzlich, plauderte über meine theatralischen Versuche und Hindernisse und war die Liebenswürdigkeit selbst. Dabei entwickelte er eine so lebensfrische freie Weltansicht, eine so unbefangene Schätzung der dramatischen Literatur nach ihren guten und schlechten Seiten hin, daß ich mich wirklich ganz ergriffen fühlte. Mir trat das Herz in die Augen; ich rief aus: wie hat man sich doch selbst um seine Jugend bestohlen, daß man nicht zu würdigen versteht, was von unschätzbarem Nutzen gewesen wäre; und wieviel Ärger habe ich Ihnen gemacht! Nun, erwiderte er, gar so arg war's mit dem Ärger auch

nicht. Unserer stellt sich manchmal wunder wie böse an gegen die jungen Leute, ohne daß man es ist. Es wird zuviel von den Schülern verlangt, sie k ö n n e n ' s nicht leisten; aber man muß doch tun, als wollte man sie fressen! — Wie gut, daß wir diese feine Gesinnungen nicht kannten, als wir noch in die Schule gingen! —

Der Abmarsch der französischen Truppen, die Bildung der Bürgerwachen und Nationalgarden, der erste Wiedereinzug preußischer Soldaten, die feierliche Einsegnung der Stadtverordneten: dies alles sehe ich lebhaft, empfinde die dadurch veranlaßten Knabenhaften Erregungen wieder, wenn ich nur der Plätze gedenke, wo ich mich im Gewühl des Volkes mit den andern Knaben umhertrieb und begeistert aus vollem Halse mitschrie. Denn ich war bei solchen Gelegenheiten leicht gerührt und nahm, was meinen Genossen willkommenen Stoff zu tollen Streichen bot, gern von der feierlichen Seite.

Durch Devrient sollte ich auch auf Shakespeare vorbereitet werden. Er gab den „Lear“. Was bei jener Auf- führung in mir vorgegangen, versuche ich nicht zu schildern; denn ich habe mir fest vorgenommen, in diesem Buche streng bei der Wahrheit zu bleiben. Nicht etwa, als ob ich es nicht sehr anmutig fände und besonders bei Schilderung reiferer Jahre anmutig finden würde, Wahrheit und Erfindung zu mischen, eines mit dem andern schmückend. — Doch will ich mich vor dieser Anmut hüten. Denn ich meine: tausend andere neben mir könnten das weit besser, weit interessanter machen; was man eben machen nennt. Niemand aber, niemand kann mein Leben erzählen, schlicht und natürlich; niemand, als ich allein. Deshalb will ich streng bei der Wahrheit bleiben, und deshalb darf ich jetzt auch durchaus nicht erzählen, wie mein Knabenherz Devrients Lear in sich aufgenommen. Denn ich weiß es nicht mehr. Nur so viel weiß ich, daß ich am folgenden Tage mich in einer Art von Verzweiflung befand, mich hier zum ersten Male von

meiner Affennatur im Stiche gelassen zu sehen. Dies konnte ich nicht nachahmen; es erdrückte mich, es war mir fast zuwider. Eine Uebersetzung Shakespeares gab es nicht in meinem Bereich. Mir fehlten die Worte, die einzelnen bestimmten Erinnerungen, die Anknüpfungspunkte; das Werk im ganzen war mir zu fremd. Ich brüllte nur immer mit fürchterlichem Gekrächz (welches Devrients sich leider schon damals entwickelnde tragische Manier kopieren sollte): „Ein Hund, ein Pferd, eine Raçe soll Leben haben, und meine Cordelia keinen Hauch?“ Ich drohte darüber verrückt zu werden. Da reichte nichts mehr aus, was mir sonst geläufig gewesen. Das war nicht Kozebue, das war nicht Schiller, das war eine neue fremde Welt, die mich ängstigte, in der ich mich durchaus nicht heimisch fühlte. Endlich wurde ich einigermaßen beruhigt, da ich Frau von S. sagen hörte: Shakespeare wäre eigentlich gar kein ordentlicher Dichter, sondern nur ein wildes Genie. Nun wußte ich doch, woran ich mich halten konnte. —

Und doch war es damals nur die Schrödersche Bearbeitung, mit glücklichem Ausgang, die man den Breslauern vorzuführen wagte, die man, glaube ich, durch ganz Deutschland gab. Wie müßte doch erst das Original auf mich gewirkt haben!

Wie ein dunkler Traum umschwebt mich noch die Erinnerung an ein theatralisches Ereignis, welches sich an eine spätere Darstellung des „König Lear“ knüpft. Indem ich es mitzuteilen versuche, muß ich im voraus um Verzeihung bitten, wenn ich es vielleicht von einzelnen Tatsachen abweichend vortrage. Ich sage, was ich gesehen zu haben glaube. Es war ein heller, breiter, heißer Sommertag. Das Haus war merkwürdig leer. Im Parterre befanden sich vielleicht nicht zwanzig Menschen (ich war freilich darunter), in den Logen, denke ich, niemand. Denn das haben die Breslauer gern so gehalten: wenn sie das Außerordentliche ihr eigen nennen durften, be-

kümmerten sie sich zuzeiten gar nicht darum. Devrient spielte mit übermäßiger Aufregung und schien sich, wie aus Trotz gegen das leere Haus, dreifach anzustrengen. Nach dem zweiten oder dritten Akt entstand eine lange Pause. Endlich trat ein Mitspielender hervor und erklärte der Kleinen Versammlung: Herr Devrient sei, von Krämpfen zu Boden geworfen, außerstande, weiterzuspielen, und man möge die heutige Darstellung für beendet ansehen. Die Zuschauer entfernten sich ruhig. Ich lief, von Todesangst getrieben, die Straße auf und ab, nach der Tür schielend, welche für die Schauspieler den Ein- und Ausgang bildete. Jedem Herauskommenden näherte ich mich, um in seinem Gesichte zu lesen, wie es mit Devrient stände? Endlich brachten sie ihn, noch halb im Kostüm des greisen Königs. Das gab ein eigen Bild: die Stücke des zerrütteten Anzugs, das bleiche Gesicht, der helle Tag . . . es war, als trügen sie einen Toten aus der Schlacht. Und mit heißen Tränen habe ich mich jenes Anblicks erinnert, als ich etliche und zwanzig Jahre später vor Devrients Begräbnis bei seiner Leiche stand und zum letzten Male in das edle Antlitz schaute, das, von schwarzen Haaren umwallt, im Tode so schön war.

Der Sommer des Jahres 1811 (wenn ich nicht irre) brachte uns außer dem Kometen noch einen Gast: Iffland. Auch er spielte den Lear. Wie gewöhnlich in Breslau, wenn ein streitiger Punkt zur Sprache kommt, bildeten sich heftige Parteien, und der Zwist, ob Iffland über oder unter Devrient stehe, ging auch auf uns Schüler über. Ich war damals entschieden auf Devrients Seite, und erst zwei Jahre später, bei Ifflands letztem Gastspiel, ging mir ein Licht über diesen großen Meister auf. Soll ich bekennen, welcher Eindruck, durch Ifflands erstes Gastspiel in mir hervorgebracht, der lebhafteste, der bleibendste war? Daß er als König Lear, wenn er über die Zahl der ihm zugestandenen Reiter spricht, sehr vernehmlich und wiederholentlich „Fünfzig“ gesagt hatte!

Mir war, als ehrlichem Schlesier, die bequeme „Fufzig“ am geläufigsten, und im vornehmsten Falle sagte man „Fünfzig“. Jfflands „Fünzig“ ging mir lange nicht aus dem Kopfe.

Die ersten Theaterstücke hatte ich, mythologische Stoffe benutzend, für mein Puppentheater geschrieben. Davon zu erzählen, wäre schon weiter oben der Ort gewesen; doch habe ich diese Erinnerungen absichtlich unterdrückt. Nachdem Wilhelm Meister geschrieben ist, muß jede Erzählung dieser Art, komme sie aus noch so eigentümlicher Quelle, wie dürftige Nachahmung erscheinen.

Seit ich ungehindert das Theater besuchen durfte, gab ich mich nicht mehr mit Puppenspielen ab. Die Tragödie wurde mein Vorwurf, und ohne lange zu wählen, nahm ich jedes mir neue, interessante Ereignis, wie die Historie mir es lieferte, für einen dramatischen Stoff. Mindestens zwanzig Dramen wurden so begonnen, entworfen, skizziert, die ersten Szenen — natürlich in klingenden Jamben — dialogisiert und dann von einem andern Stoffe, der den Reiz der Neuheit für sich hatte, verdrängt, in den Ofen geworfen. Diese kindischen Versuche gewährten nicht einmal den Vorteil einer Schreibübung, weil ich eine Ehre darein setzte, so flüchtig und unleserlich als möglich zu kriecheln; das hielt ich für unumgänglich nötig, wenn man ein Dichter heißen wollte. Vorgelesen habe ich meines jetzigen Wissens keinem Menschen, was Melpomene mir diktiert. Ungenannt und ungelannt sind diese Embryonen in Rauch aufgegangen. Wie gut wäre es gewesen, meine Arbeiten späterer Zeit hätten denselben Weg genommen, ohne den andern gefährlichen Weg in die Welt einzuschlagen! Ich wäre vielleicht ein stiller, fleißiger Bürobeamter; wüßte nichts von Kritikern, Theaterverwaltungen, Buchhändlern und Zensoren — ach, und trüge wohl gar den roten Adlerorden vierter Klasse! —

Einmal hatte ich in der Schule, als bei den dort üblichen Deklamationsübungen die Reihe an mich kam, das

„Lied von der Glocke“ hergesagt. Dem Herkommen gemäß mußte der Deklamator das Gedicht, welches er auf sagte, dem Professor vorher überreichen, damit dieser nachlesen und einblasen könne — das letztere war bei den meisten Schülern nötig —, und diesem Herkommen konnte um so leichter genügt werden, weil sich die Auswahl der vorzutragenden Gedichte lediglich auf eine in der Schule eingeführte, in Breslau gedruckte Anthologie beschränkte. Das „Lied von der Glocke“, welches ich, wie die meisten Gedichte von Schiller, auswendig wußte, hatte in besagter Anthologie keinen Raum gefunden; ich, in allem, was Schulordnung hieß, durch meine häufigen Abwesenheiten sehr unbekannt und gar nicht ahnend, daß die Reihe des Sprechens an mich kommen würde, hatte Schillers Gedichte nicht zur Hand, ging aber, als ich aufgerufen wurde, meiner Sache gewiß, begeistert ins Gefecht. Ich schrie wie besessen, und es fehlte mir nicht eine Silbe.

Kanngießer ließ sich durch diese meine Sicherheit imponieren und brach, als ich geendet, in einen bewundernden Beifall aus, von dem mir die Worte: das kann ihm keiner nachtun! noch heute wie Sphärenklang im Ohre tönen. Am Abend desselben Tages machte er beim Essen meiner Pflegemutter den, wie es mir schien, diesmal ernsthaft gemeinten Vorschlag, sich meiner Theaterlust nicht durch fortdauerndes Brummen zu widersetzen, sondern mir vielmehr den Schritt auf die Bretter durch zweckmäßige Vorbereitungen zu erleichtern. Welchen Eindruck diese unüberlegte Rede auf eine alte Frau hervorbrachte, die, außerdem daß sie eine Betschwester (wenigstens zuzeiten und ruckweise) war, sich auch sehr viel mit ihrer „verwitweten Freifrau von Arnold, geb. Freiin von Sendlig“ wußte, ist leicht zu ermessen und hätte wohl jeder andere vorher erwogen, nur Kanngießer nicht. Dieser, nachdem er den Drei eingerührt, entschlüpfte in sein Appartement und ließ mich in einem Tete-a-tete zu-

rück, welches mit Androhung eines Fluches schloß, und in folgedessen ich mein Kopfkissen mit heißen Tränen netzte. Von jenem Abend begann ein ausgesprochener Kampf zwischen meiner Pflegemutter und mir, und sie verhehlte nicht mehr, daß sie mit keinem andern Gedanken umgehe, als mich auf eine passende Weise aus Breslau und allen theatralischen Lockungen fortzuschaffen.

Angenehmer waren die Wirkungen, die mein deklamatorischer Sukzess in der Schule hervorgebracht. Die verdamnten Jungen, welche die ihnen nur zu häufig mitgetheilten Pläne: ein Schauspieler zu werden, bisher skeptisch und verächtlich aufgefaßt hatten, schienen jetzt eine Art von Respekt vor meinem Talent zu bekommen, und eine Zeitlang war ich vor ihrem Hohn gleichsam durch den Zauberschein geschützt, den mein gutes Gedächtnis und meine solide Lunge mir erworben. Man fand es nicht mehr so lächerlich, daß ich unter „die Ffflande“, unter „die Devrients“ zu gehen beabsichtige. Aber auch dieser Kranz, den die „deutsche Klasse“ mir gewunden, sollte von einem andern in Beschlag genommen werden, denn es trat an einem der folgenden Deklamationstage — soviel ich noch weiß, fand nur von vierzehn zu vierzehn Tagen eine solche Übung statt! — ein Mitschüler auf, der zu zeigen unternahm, daß ich zu überbieten sei, und der deshalb in einem Atem und gleichfalls ohne bei einem Worte anzustoßen tout bonnement die Schillersche Uebersetzung des zweiten Buches der Aeneide zum besten gab, wodurch er sich denn des ganzen für Deklamation bestimmten Zeitraums ausschließlich bemächtigte. Wie klein erschien jetzt meine Leistung!? Wie furchtbar war ich besiegt!? — der Sieger war der Bruder unseres Dichters: August Kopisch.

Sogar Kanngießer ließ mich fallen, um diesen zu heben. Und er gab — was als ein Zeichen seiner Perfidie tiefen Eindruck auf mich machte — zum Thema für die nächste deutsche Arbeit auf: „Wie der Beruf eines

Schauspielers zu betrachten und was von demjenigen zu halten sei, der ihn erwähle?“ Da es Brauch war, daß er, der Lehrer, nachdem er die Aufgabe gestellt, eine halbe Stunde lang über dieselbe sprach und seine Ansicht auseinandersetzend gewissermaßen bestimmte, wie er die Ausführung wolle und verlange — ein nach meinem bescheidenen Dafürhalten sehr dummer Brauch, weil er jeder selbständigen Entwicklung des eigenen freien Urteils nur Fesseln anlegte und förmlich zur Beschränkung der Individualitäten erfunden schien —, so sparte Freund Kanngießler diesmal nicht, die härtesten Verdammungsurteile über die Bühne und alle, die ihr gehören, kundzugeben; ja, er richtete, als er von der Torheit sprach, in welcher leichtsinnige Knaben sich diesem Treiben zuwendeten, seine Pfeile so unbedingt auf mich, den einzigen unter dem halben Hundert meiner Genossen, dem sie gelten konnten, daß ich mich schmerzhaft getroffen und zur zornigen Wut gestachelt fühlte. Ich glaubte aus seiner Doppelzüngigkeit entschiedenen Haß und Verachtung gegen mich entnehmen zu dürfen und faßte sogar den Entschluß, mich zu rächen — wie es eben in meinen Kräften lag. Zum ersten Male vielleicht ging ich mit wirklicher Lust, ja mit Begier an eine Schularbeit und trug dem Vogel gleich, der ein Nest baut, all und jedes zusammen, was ich nur irgend aufzutreiben wußte, um für das Theater, für das Schauspielertum zu streiten. Es tut mir heute unendlich leid, daß diese Kinderarbeit nicht mehr in meinen Händen, ich weiß nicht, was ich darum geben könnte, jetzt über meine naive Diatribe zu lächeln? Der große Tag, wo die eingegangenen Aufsätze öffentlich durchgenommen und vom Katheder aus kritisiert zu werden pflegten, trat ein, für meine Ungeduld viel zu spät. Ein Stoß von mehr als fünfzig Arbeitsbüchern lag neben dem Professor auf seinem Lehrstuhl. Diesmal hatte niemand versäumt, seine Schulpflicht zu erfüllen; es war, als hätten sie sich verbrüderet, gegen



Herr Devrient als Magister Schnudrian

mich armen einzelnen gemeinschaftliche Sache zu machen: ein Kampf der Prosa gegen die Poesie! Ein Aufsatz nach dem andern ward durchgegangen, in jedem die einzelnen Sprachfehler gerügt — sonst aber nichts; denn dem Inhalt, der Tendenz nach entsprach jeder den Anweisungen des Lehrers, alle waren über einen Kamm geschoren, und nur darin wichen sie voneinander ab, daß der eine mehr, der andere weniger witzige Anspielungen auf mich — das räudige Schaf — enthielt.

Jedesmal, wenn ein neues Heft an die Reihe kam, pochte mein Herz stärker; jedesmal meinte ich, nun gelte es mir! Vergebens! Er hatte meine Arbeit ganz unten hingesteckt, und die Stunde war bereits zu Ende, wir hörten schon auf den Fluren und Treppen das Loben der übrigen Klassen, als noch wenigstens ein Drittel der Tagesliteratur unbesprochen dalag. Kanngießler sagte: von den hier noch befindlichen Ausarbeitungen zeichnet sich keine weiter besonders aus; nur eine weicht von allen andern ab — sie straft uns alle Lügen. Sie ist nicht schlecht geschrieben, man sieht, daß der Verfasser von seiner Meinung durchdrungen war — und so gebe ihm der Himmel seinen Segen! — Er nannte mich nicht, dennoch war jedes Auge auf mich gerichtet. Indem er aufstand, reichte er dem Primus die noch zurückgebliebenen Hefte zur weiteren Verteilung; das meine behielt er in der Hand und nahm es, als er die Klasse verließ, mit sich,

Jetzt ging mir ein Licht auf. Er hatte doch andere Absichten gehabt, als mein Mißtrauen ihm unterschoob, und ich konnte voraussehen, daß etwas bevorstand, wovon ich nicht wußte, ob ich mich darauf freuen, ob ich davor zittern sollte?

Fürs erste erwählt' ich das Zittern — ging aus der Schule nicht nach Hause, trieb mich, Gott weiß wo, herum und entschloß mich erst den schweren Weg nach

unserer Wohnung anzutreten, als die neunte Stunde, die als die späteste Eßstunde für den Abend galt, längst verklungen war. Es schlug dreiviertel auf zehn Uhr, wie ich die hohen Treppen hinaufschlich. Durch die Küche schlüpfend vernahm ich die Nachricht, die als Prolog zu meiner Haustragödie gelten konnte, daß bis halb zehn Uhr mit dem Abendessen auf mich gewartet worden sei. Auf den Zehen trat ich in mein Zimmer, dessen Thür offen stand, in andern saßen die Mama, deren Freundin mit ihrer Pflgetochter Fanny und Kanngießer am Tische. — Ich hielt den Atem an und starrte stumm hinein, aber sie hatten mich kommen hören. „Da ist ja wohl“, sagte Kanngießer, und der bittere scharfe Ton dieser Worte bleibt mir unvergeßlich, „da ist ja wohl der Stein des Anstoßes?!“

Der arme Sünder trat aus der Finsternis seiner Zelle in das Licht des Speisezimmers, und gleich auf den ersten Blick überschaute er, daß die Pflegemutter diesmal nicht eine ihrer gewöhnlichen Zornjzenen (die niemals viel bedeuteten und stets versöhnend endeten) zum besten geben würde, sondern daß sie, im Innersten verletzt, zum ergrimmtsten Schweigen entschlossen war. Was soll ich unnütze Worte machen? Kanngießer hatte meine Arbeit vorgelesen, hatte rücksichtslos erklärt, es sei vergebene Mühe, mir die Schauspielergedanken austreiben zu wollen, und seine Meinung frei und offen dahin geäußert: die Meinigen wären verpflichtet, mich durch Einwilligung in meine Lebenswünsche zu einer Tätigkeit anzufeuern, die weniger die Richtung eines gelehrten Gymnasiums, als vielmehr einer möglichst frühen Ausbildung des mit einwohnenden Talentes, woran er glaube, verfolgen müsse! Es war zwischen ihm und meiner Pflegemutter zu einem förmlichen Zank gekommen, und nachdem er ihr in meiner Gegenwart noch einmal schonungslos alles schon vorher Gesagte wiederholt, stand er auf, zündete sein Licht an und ging ohne Lebwohl zu sagen festen

Drittes — und er konnte stark auftreten, wenn er wollte — davon. Der Mutter Zorn löste sich jetzt in Tränen auf.

Fanny und deren Tante griffen nach ihren Umschlagetüchern und wünschten ihre „wohlschlafende Nacht“! Letztere schien es für Schuldigkeit gegen ihre alte Freundin zu halten, daß sie sich mit mir nicht viel zu schaffen machte; wohl aber flüsterte sie leise mit ihr, und ich vernahm deutlich, daß es einem Rendezvous für morgen galt, wo über meine Zukunft deliberiert werden sollte. Während ich stumm und regungslos, ohne irgendeinen Gedanken fassen zu können, da stand — ich weiß für solche Zustände kein besseres Gleichnis als: „Die Gans, wenn es donnert“ —, trat Fanny, die täglich schöner und üppiger emporblühende Fanny, resolut und furchtlos dicht an mich heran, gab mir die Hand, sprach: Lieber Karl, und küßte mich auf eine Weise, daß mir plötzlich ganz anders zumute wurde. Dann ging sie mit ihrer Tante.

Mutter ließ mir, als ich ihr mich nähern wollte, gute Nacht zu wünschen, ihre Hand zum Kusse nicht, riß sie vielmehr heftig zurück, stieß mich von sich und eilte in ihr Schlafgemach.

Das war zum ersten Male, daß mir dergleichen begegnete. Mit unsäglich bangen Gefühlen entschlummerte ich spät, spät in der Nacht.

Dieser Abend war für mein ganzes Leben wichtig; er machte, was bis dahin doch immer nur ein dunkler, süßer Traum gewesen war, zu einem festen Entschluß. Nun war es ausgesprochen: ich muß Schauspieler werden!

Hier sind noch einige kleine Bilder aus meinem Leben einzuschalten, denen ich, wie klar ich sie erblicke, doch nicht mit rechter Bestimmtheit einen Platz in der Folge der Jahreszahlen anzuweisen vermag. Ich denke, sie fallen etwas zurück zwischen die Jahre achtzehnhundertelf und =zwölf.

Zunächst eine Benefizvorstellung, deren dem vielgeliebten Devrient, in Berücksichtigung seiner niemals ge-

regelten Geldverhältnisse, ausnahmsweise alljährlich eine gegeben wurde. Nie war ich weniger bei Kasse als eben damals, wo diejenige stattfand, von der ich reden will. Zwischen Mutter und mir standen die Verhältnisse ungünstig — das Benefiz war an einem Sonnabend —, das Taschengeld schon auf Wochen vorher durch meine Gläubiger (Köchin und Dienstmädchen) mit Beschlag belegt — Fanny half liebevoll aus, und ich brachte denn doch, indem ich alles zusammenscharfte, die nötige Summe von zehn Groschen auf. Damals existierte noch die sogenannte „Münze“ und wurde in Schlesien hauptsächlich durch „Böhmen“ (Silbergroschen), wovon zweiundfünfzigeinhalb einen wirklichen Taler in Kurant wert waren, repräsentiert. Außer diesen Böhmen kursierten die durch ganz Preußen verbreiteten Münzgroschen, zweiundvierzig auf einen Taler, und eine scheußliche, dünne, fast ganz silberlose Art von halben Groschen — Sechsern —, die prädestiniert schienen, allen Schmutz, der aus Taschen und von Händen irgend Lust hatte, sich zu entfernen, anzunehmen und als Überzug auf sich zu behalten; gleichsam als schämten sie sich, in ihrer eigenen Gestalt und Farbe zu erscheinen. Das Unglück wollte, daß meine zusammengebettelte Barschaft lediglich aus solchen „Sechsern“ bestand, und daß ich, voll feuriger Ungeduld, Deorient einmal recht in der Nähe zu sehen, weder an Sechser noch an Taler dachte, sondern eilte, seine Wohnung in der Taschengasse (dicht neben der ehemaligen Scharfrichterei) zu erreichen. Denn es stand ja mit großen Lettern auf dem Zettel: „Billetts sind in der Wohnung des Benefizianten und des Abends an der Kasse zu bekommen!“ Je näher ich dem Hause kam, desto banger wurde mir ums Herz, und als ich gar meinen Fuß auf die erste Stufe setzte, verging mir der Atem. Es war nachmittags zwischen drei und vier Uhr. Ich klopfte zitternd an und mußte lange klopfen, bis mir endlich eine mürrische Stimme, die ich sogleich für

Devrients erkannte, herein zurief. Er lag, durch mich aus dem Mittagschlaf geweckt, auf dem Kanapee; sein schönes schwarzes Haar in Papierwickeln gedreht, wie er es brauchte, um als „Pygmalion“ zu glänzen. Ich stammelte meine Bitte um ein Billett, aber mit sehr schwacher und unverständlicher Stimme. Sogleich sprang er auf, nahm aus einem Schube die noch unverkauften Logenbillets und legte sie mir höchst artig zur Auswahl hin. — „Parterre“ würd' ich bitten — flüsterte ich, indem ich nach den Sechsern in meiner Tasche faßte und zugleich die Feuerlut der Beschämung in meine Wangen steigen fühlte. Devrient sah mich scharf an, legte ein Parterrebillett auf den Tisch und packte die Logenbillets wieder zusammen. Nun fing ich an aufzuzählen. Jetzt erst empfand ich das Drückende meiner Situation, so armselig-bettelhaft vor dem Manne zu erscheinen, der mir der erste Mensch der Welt schien. Und die Not! Unter allen schmutzigen Sechsern, die in Schlesien kursierten, waren meine gewiß die schmutzigsten; fest klebten die Teufel aneinander, fest wie zusammengeleimt — ich drückte, zwickte, kam nicht vom Fleck. Devrient sah mir lächelnd zu, wurde aber durch meine Verlegenheit sichtlich mit verlegen. Als ich nun endlich die lange Reihe der verfluchten Kupferlinge aufgezählt, ergab sich, daß einer an der nötigen Summe fehlte. Ich durchsuchte die Taschen, sah ängstlich nach, ob vielleicht noch zwei aneinander klebten? — vergebens, es blieb dabei: ein Sechser war zu wenig! — „Ich werde nach Hause gehen und mir Geld holen!“ sagte ich in Verzweiflung, kaum fähig, meine Tränen zurückzuhalten. „Nicht doch“, erwiderte Devrient gutmütig, „das lohnt ja nicht die Mühe; es ist schon gut so!“ Dabei strich er das Geld ein, reichte mir mein Billett und begab sich ins andere Zimmer, aus welchem ich, nachdem ich meinen Rückzug angetreten, ein herzliches Gelächter von Weibern anstimmen hörte. Jetzt erst fiel mir ein, woran ich vorher in der Erwartung, vor Devrient

zu stehen, gar nicht gedacht hatte, daß Albertine dort sein könne, und daß vielleicht auch sie mitgeholfen habe, mich auszulachen. Und doch war mir dieser Gedanke lange nicht so schmerzlich als der andere, an meine Verlegenheit ihm gegenüber.

O Gott, ihr preiset die Tage eurer Kindheit, eurer Jugend, den goldenen Frieden eurer Heimat! Die Liebe zu euren Eltern! Ihr Glücklichen! Wohl euch, die ihr Eltern, Heimat, Kindheit und Jugend hattet! Meine Kindheit war ein Fegefeuer, und meine Jugend eine Hölle!

Nie erschien ich meiner Erzieherin galant, elegant genug! Ich sollte durchaus den Cavalier spielen, die Damen französisch unterhalten, den jungen Herrn vom Hause repräsentieren — (dabei doch auch den Diener). „Ein junger Mensch von fünfzehn Jahren ist kein Kind mehr!“ mußte ich täglich hören. — Ach, ich wußte es selbst zu gut und am besten, daß ich, wie kindisch und unwissend ich mich fühlte, doch in mancher Beziehung viel älter war als mein Alter!

Die Vernachlässigung meines Anzuges ward stets getadelt: ich wußte mich nicht zu kleiden, sähe nie „ein bißel pfiffig und adrett“ aus, hieß es. Lieber Himmel, mußte ich nicht Kleider tragen, die aus alten Mantillen und unvergänglichen Tuchröcken meiner Pflegemutter und der verstorbenen Lorette durch unsern Winkelschneider im vierten Stockwerk zusammengestoppelt waren? Geiz und Verschwendung gingen bei uns im Hause Hand in Hand, bei allen Gelegenheiten; nur was meine Garderobe anlangte, regierte der Geiz allein, und mußte unumgänglich etwas Neues angeschafft werden, so war das Wohlfeilste, mithin das Schlechteste, das Willkommenste, und dadurch behauptete denn freilich, wenn es zum Abschluß der Jahresrechnung kam, zuletzt die Verschwendung triumphierend ihr Mit- und Unrecht. Ich bin überzeugt, daß die Bekleidung meiner Mitschüler, welche

sauber und frisch erschienen, durchschnittlich weniger gekostet hat als die meine, in der ich wie — man gestatte mir den schönen schlesischen Ausdruck — wie „Löffel am Galgen“ einherzog.

Während meine Pflegemutter Rechte und Pflichten der „Noblesse“ aus dem Schutte ihres zusammengesunkenen Wohlstandes zu scharren sich aufs neue angelegen sein ließ, versäumte ich meinerseits nicht, persönliche Bekanntschaften mit Theaterleuten zu machen.

Ohne Geld in der Tasche, niemals modern gekleidet, arm an Zuversicht und Reckheit, reich an schüchterner, mir anerzogener Verzagtheit, war das keine leichte Aufgabe. Fürs erste mußte ich mit Subalternen aus Thalias Tempel mich begnügen. Türsteher, Gehilfen bei der Maschinerie, Lampenanzünder, Chorknaben, das waren die Hilfsmittel zur Befriedigung meines Kunstappetites. Endlich bracht' ich es bis zum Logenmeister Schumann und seiner Frau. Dieses kinderlose Paar wohnte in einem kleinen Stübchen des Theatergebäudes und versah gemeinschaftlich die Ämter eines Kastellans, Hausaufsehers, Kronleuchterinspektors, Kassenbürobeamten und Billettverkäufers... und... Gelegenheitsmachers im weitesten Sinne des Wortes. Viel Ämter für zwei Seelen!

Er war Humorist — sie die personifizierte Sentimentalität. Sie weinte vor Rührung über jedes Viergroschensstück, das man ihr schenkte; er blieb grob und wurde desto gröber, je näher man ihm kam und je herzlicher er sein wollte. Beide wußten alles, was vor und hinter den Kulissen, was auf und unter den Brettern, was überhaupt in der Theaterwelt geschah. Wo der Ausgang nach den Logentreppen durch eine kleine Vorhalle führte, pflegte Schumann bei einem lustigen Kaminfeuer, an welchem die „Kuchenkaroline“ ihre Kastanien briet, zu sitzen und den ihm gegenüberstehenden Stuhl seinen Günstlingen durch stolze, stumme Gebärde anzuweisen.

Dort auch bisweilen sitzen zu dürfen, schien mir ein Hauptzweck meines Daseins — und ich erreicht' ihn. Dank sei es meinem jugendlich heitern Sinne, der Lebenskraft genug besaß, um nach jedem Druck der Umgebung und aus der Tränenlauge poetisierender Wehmut sich bei der leisesten Anregung von außen froh und munter zu erheben, ich stand sehr bald mit Schumann auf dem lordialsten Fuße und erfuhr durch ihn vom Breslauer Theater und dessen Mitgliedern, was ich nur immer wissen wollte — das heißt: alles! Er schwatzte gern mit mir, weil ich seine Witze jubelnd belachte, und wenn er im Gespräche mit mir genötigt wurde, sich zu erheben, sobald logensuchende Zuschauer kamen und seine Gemahlin gerade auf der anderen Seite des Korridors fungierte, so tat er es doch immer nur, nachdem er seine Perioden vollendet, niemals, ohne die Wartenden einige Minuten stehenzulassen, und dann endlich mit einem Ausdruck des Widerwillens, der in seiner Unverschämtheit erhaben war und sagen zu wollen schien: muß euch der Henker jetzt herführen, wo ich mich so gut unterhalte?

Traf es sich, daß Verwandte von uns in den Logen waren, Familien, denen ich einen Kratzfuß zu machen passend fand, so ließ mich mein Freund, obgleich ich ins Parterre gehörte, gern hinein. Anfänglich benutzte ich seine Güte nur für kurze Visiten in den Zwischenakten. Später blieb ich mehrere Akte; und endlich, als ich bemerkte, daß er niemals nach meinem Parterrebillet fragte, geschah es nicht selten, daß ich mich, ohne eins dergleichen zu lösen, zwischen der Kasse und dem vor dieser als Observationspikett aufgestellten Cerberus durchzustehlen, ans Kaminfeuer zu schlüpfen und dann, sobald ich Bekannte witterte, in die Logen zu manövrieren suchte. Dies wagt' ich jedoch nur in der größten Not und vermied es womöglich; teils aus Furcht, teils aus Rechtslichkeitsgefühl, welches sich gegen den Gedanken empörte, die Theaterkasse zu betrügen.

Die erste Rückerinnerung an den Rückzug der französischen und ihrer Bundesheere kommt mir — aber diese um desto lebhafter — auf dem Wege über das Theater entgegen. Man gab „Herodes von Bethlehem“, jene vortreffliche Mahlmannsche Parodie, wo Devrient als tränenreicher Viertelsmeister unbeschreiblich war. Als im dritten Akt die Truppen des Herodes gegen den drohenden Feind geführt werden sollen und der Adjutant die Soldaten mit den herrlichen Worten: „Helden meiner Wachparade“ und so weiter zur Bravour anfeuert, erschien unter diesen Helden, die ihre Courage durch Zittern und Beben an den Tag zu legen suchten, einer mit zerrissener französischer Uniform, in Lappen und Pelze gewickelt, vor Frost klappernd, und wurde vom Publikum, welches ähnliche Unglückliche schon auf dem Wege von Rußland her hatte ankommen sehen, mit wildem Hurrageschrei begrüßt. An diesem Abende, muß ich bekennen, erhob sich in meiner Brust zum ersten Male eine Flamme patriotischer Begeisterung, die zwar durch das Mitleid mit den erfrorenen, mir eigentlich sehr lieben Franzosen gedämpft wurde, die aber doch immer wieder hervorbrach, obschon ich es höchst tadelnswert fand, daß Töpfer — denn Karl Töpfer* hieß der junge talentvolle Schauspieler, der sich diesen Scherz erlaubte — so namenloses Elend in das Gebiet der Posse gezogen.

Von nun an hab' ich auf meine Weise teilgenommen an dem, was in der Welt vorging.

Und da komm' ich denn auf den Schluß des Jahres zwölf, den Anfang des Jahres dreizehn, wo Breslau das Herz Deutschlands, ja gewissermaßen das Zentrum Europas wurde. Es ist schwer, über jene Lage zu sprechen, ebenso schwer würd' es mir werden, davon zu schweigen. Was hätt' ich zu sagen, Neues oder Bedeutendes, ich armer, unbedeutender einzelner, was nicht

* Dr. Karl Töpfer (1792–1871), Schauspieler und später dramatischer Schriftsteller.

schon von vielen, Klügeren und Besseren, in größeren und kleineren Werken, in Prosa und Dichtung, in allen Zungen gesagt wäre? Und dennoch: keiner von allen hat erzählt, wie mir, dem fünfzehnjährigen Jüngling, dabei zumute war, was in mir vorging! Welchen Einfluß die Gewalt einer großartigen, begeisterten Erhebung aus den egoistischen Armseligkeiten des gewöhnlichen Lebens zu den Höhen der Begeisterung, der Aufopferung für eine Idee auf mich und meine Zukunft übte! Und da in keiner Schilderung jener Zeit davon die Rede ist, so muß ich wohl davon sprechen, denn das gehört in dies Buch.

Die weisesten Sprüche der Moral, die ich bis dahin vernommen, liefen darauf hinaus: sei christlich-fromm, gehe in die Kirche und zum Abendmahl, bete, gib den Armen manchmal einen Groschen, sündige nicht gegen die Gebote der Keuschheit (hätt' ich nur lieber gewußt, was das ist), suche möglichst deinen irdischen Vorteil zu erlangen, sei sparsam, lege deine Kleider ordentlich zusammen, wahre deine Gliedmaßen vor körperlichem Schaden, menge dich nicht in fremde Händel und lebe so, daß du als wohlhabender Mann sterben und als Auserwählter des Himmels in die ewige Seligkeit eingehen mögest!

Wie man bei genauer und genauester Befolgung solch freundlicher Hausmittel ein gemeiner, feiger, selbstsüchtiger, verächtlicher Schuft und Schurke sein kann — das ist mir wohl heute ziemlich klar; damals natürlich ahnte ich nichts davon und hatte, wenn ich die Regeln auch nicht stets alle befo'gte, doch einen Höllenrespekt vor ihrer Kraft und Würde. Die Möglichkeit, sie anzusechten und in ihren Grundfesten zu erschüttern, erschien mir nur dann, wenn ich erwog, in welchem Widerspruch sie mit meiner Absicht, Schauspieler zu werden, stehen müßten, weil diese als der ewigen Seligkeit schnurstracks entgegenlaufend angeklagt wurde. Vergebens hatte das Altertum seine Donnerworte griechisch und lateinisch in

unsere Ohren gerufen; mir waren sie nicht tiefer gedrungen; zu nüchtern, zu nichtig, zu geistlos war ich erzogen, zu erbärmlich, was ich täglich sehn und hören und erleben müssen. In den Dichtern, die ich liebte und kannte, reizte mich nur die Form; der Sinn war mir nicht aufgegangen.

Er ging mir auf, als es damals hieß: die Franzosen sind geschlagen, Napoleon aus Rußland geflohen, seine Heere zerstreut, Deutschland kann sein Joch abwerfen; was wird Preußen tun?

Und als es ferner hieß: der König verläßt Berlin, er wird nach Breslau kommen. Das ist ein gutes Zeichen... Ich lief hinaus vors Thor und erwartete mit einem Häuflein Breslauer an dem Gasthaus „Zum Bären“, eine Viertelstunde von der Stadt, auf der Landstraße den erschten, den geliebten, den guten König; den redlichen Friedrich Wilhelm III!

Als der Wagen sichtbar wurde, schwenkten wir die Mützen und schrien ihm jubelnd entgegen, und alle jauchzten ihm zu: Gegen Frankreich! Und ich jauchzte mit, die Augen voll Tränen, zum ersten Male von einem Gedanken ergriffen, von einer Meinung, von einem Gefühl des Vaterlandes!

Da begann ein neues Dasein. Sogar das Theater ward mir weniger wichtig und behielt seinen Wert nur deshalb, weil der König und seine Familie fast täglich dort waren; weil sie täglich, wenn sie kamen, mit Freudengeschrei empfangen wurden; weil jede nur irgend zu deutende Stelle, jede noch so entfernte Anspielung mit Enthusiasmus bezogen, gedeutet, aufgenommen ward; weil der arme französische Gesandte, der samt dem königlichen Hofhalte von Berlin mitgekommen, in seiner Loge Blut schwitzte und doch nicht wegbleiben durfte, da noch nichts offiziell ausgesprochen war.

Ob es im Jahre achtzehnhundertdreizehn ein Gymnasium St.-Maria-Magdalena gegeben habe, ob in dem-

selben dozieret worden sei, das würd' ich wahrhaftig gar nicht wissen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Klasse in Gegenwart des Lehrers der königliche „Aufruf an mein Volk und an mein Heer“ vorgelesen worden. Die unerläßlichen „siebenzehn Jahre“ überhörten wir. Danach fragte keiner; nicht einer fragte: wie alt bist du? Sondern jeder rief: „Gehst du mit? Ich gehe!“

Am Abend desselben Tages ward im Theater das Kogebuesche Schauspiel: „Die deutsche Hausfrau“ aufgeführt. Die versammelten Zuschauer achteten wenig oder gar nicht auf die Darstellung. Aller Blicke waren auf eine Loge gerichtet. Der König fand sich erst in der Mitte des zweiten Akts ein. Heiliger Gott, welch ein Augenblick! Das waren nicht Untertanen, die, weil es eben hergebracht ist, von flüchtigem Enthusiasmus oder von eingeborener Anhänglichkeit bewegt, dem Monarchen huldigen wollen; das war nicht ein König, der diese Huldigung mit gnädigem Lächeln hinnimmt und sich dann bequem nach der Bühne wendet — nein, das waren Menschen, die in rein menschlicher Empfindung dem Manne Treue schwuren, den sie in seinem Unglück achten und lieben gelernt; dem Manne, der ihrer bedurfte, um auf dem Throne seiner Väter zu bleiben. Ihm wollten sie sagen: da sind wir, alle für einen, und du, unser König: einer für alle! Niemand mochte in diesem Augenblick an Orden und Ehrenstellen denken: Kampf, Blut, Rache, Freiheit, Sieg und Tod!

Die „Deutsche Hausfrau“ ging dabei zugrunde. Die Schauspieler hatten gut weiterspielen, sie brachten nichts mehr zustande; denn theils erregte jede Silbe in ihren Reden, die nur irgendwie eine Beziehung gestattete, neuen Ausbruch der dröhnenden Freude; theils waren sie selbst von dem nie Erlebten so wahrhaft ergriffen, daß sie krampfhaft schluchzten, statt zu sprechen. Sie haben niemals schöner gesprochen.

Es ist bekannt, wie jung und alt dem Aufruf ge-

nügte; wie Beamte und Handwerksburschen, Räte und Diener, Lehrer und Schüler sich dahin drängten, wo die Freiwilligen eingeschrieben wurden.

Wir gingen auch, wir armen Fünfzehnjährigen; wir drängten uns auch. Aber die Zeugnisse über die erreichten „Siebenzehn“ wurden gefordert, und wer sich nicht besonderer Protektion erfreute, mußte wegbleiben. So auch ich! Meine Tränen hat Gott gezählt; ein Mensch vermöcht' es nicht.

Die Einsegnung der verschiedenen ausrückenden Truppenabteilungen, wo um die Scharen junger freiwilliger Krieger Scharen von Eltern und Verwandten versammelt den Scheidenden das Geleite gaben; wo der feurige Mut ungeduldiger Kämpfer aus den Tränen der Jhrigen sich erhob wie die Sonne aus dem Schoß des Meeres; wo sittsame Mädchen ihre Schüchternheit vergaßen, hoch und flatternd ihre weißen Tücher zum Abschied schwingend; wo der Bräutigam seine Braut, wo der junge Vater seine stammelnden Kinder noch einmal ans Herz drückte und dann das Gewirbel der Trommeln die Ausbrüche krampfhafter Rührung überlärmt; wo die Glocken von den Türmen klangen und des jungen, neu erwachenden Frühlings sanfter Hauch ihre feierlichen Klänge über die unabsehbaren Menschenmassen, über die Häupter einer hochbewegten Bevölkerung hinaustrug ins weite Land, als sollten die emporsprießenden Grashalme laufen dem dröhnenden Rufe zum furchtbaren Weltkriege, zum Kreuzzuge gegen den Ungeheuren, der aus dem Kampfe mit den Elementen, aus den Wüsten des starren Eises und gefrorenen Blutes hervorgetreten war wie ein Halbgott, um, eben erst geschlagen, besiegt, vernichtet, schon wieder frisch gerüstet der halben Erde Troß bieten zu können! —

Wer es miterlebt hat, mag es festhalten in seinem Gedächtnis, in seiner Phantasie. Zum zweiten Male wird er es nicht erleben.

Mir ist es wie der schönste, herrlichste Traum, ein Traum, in dem ich mein deutsches Vaterland als ein gewaltiges Deutschland sehe und liebe, ein Traum, in dem ich mich glücklich fühle, ein Deutscher zu sein, ein Traum, aus dem ich niemals erwachen möchte! —

Welchen vorteilhaften Einfluß die allgemeine Aufregung, der fortgesetzte Wechsel von Fremden auf das Breslauer Theater übte, kann leicht erachtet werden. Die kleine, fast armselige Musenhöhle ward zum Zusammentreffort für jeden Abend; man war sicher, dort Bekannte zu finden, Neues zu vernehmen, und weil die Unruhe des ganzen öffentlichen Lebens, der Übertritt so vieler einzelner aus den geregelten Pflichten ihrer bisherigen Stellung ins halb geschäftslose Soldatentum, die Erwartung, bis zu welchem Zeitpunkt man über sie verfügen werde, eine Art von geschäftigem Müßiggang erzeugte, so konnten sie nichts bequemer finden, als täglich ein paar Stunden im Theater abzutöten. Die Finanzen dieser Anstalt erholten sich während dieser Jahre. Obwohl die Direktionsführung seit dem Rücktritt des würdigen Regierungsrats Streit in jeder Beziehung schwächer geworden war, auch das bis dahin vortreffliche Ensemble schon bedeutende Lücken bekam, geschah doch, was leider auf Erden so oft geschieht, daß Streits Nachfolger ernteten, wo er gesät hatte, daß sie auf die mittelmäßigsten, in drängender Hast des Augenblicks zusammengewürfelten Vorstellungen Geld über Geld einnahmen, wo unter Streit bei den sorgsamsten künstlerisch vorbereiteten Repräsentationen oftmals die Tageskosten nicht eingegangen waren. Das Theater war immer voll. Es wäre, glaub' ich, voll gewesen, wenn man lediglich die Lampen angezündet und die Türen geöffnet hätte, ohne gar zu spielen. Wieviel mehr nun, wenn Devrient auftrat oder wenn, was damals fast ebensosehr zog, ein Stück aufgeführt wurde, welches zeitgemäße, deutsch-tümliche (freilich stets mit russischer Pelzverbrämung auf-

geputzte) Gestalten vorführte. Der alte Kockebue bemächtigte sich hier noch einmal der so lange beherrschten Bretter und behauptete auch diesmal das stets behauptete Feld. Sein „Kosak und Freiwilliger“ war an der Tagesordnung. Auch der altdeutsche „Hermann“ mußte aus dem Grabe heraus und als Arminius in einer verwünschten blonden Perücke die Römer in den Sumpf locken.

War es die Aussicht auf volle Häuser und gute Einnahmen, welche bei dem Konflur in Breslau sehr nahe lag? War es die Badereise ins schlesische Reinerz, welche ihn den Weg über Breslau nehmen ließ? War es beides im Verein, was ihn nach so kurzer Zeit zum zweiten Male zu uns führte? — Plötzlich und unerwartet traf Iffland ein, um Gastrollen zu geben. Von diesem seinem zweiten Besuch und Gastspiel weiß ich nun schon mehr als vom ersten; meine geistigen Fähigkeiten waren in den zwei Jahren seit seiner ersten Anwesenheit schon um vieles mehr ausgebildet, um Eindrücke aufzunehmen, die bleibend werden konnten.

„Der Herr Generaldirektor werden morgen auftreten“, sagte Schumann, schob mit dem Fuß „Karlinens Leekessel“ weiter in die Kohlenglut, rückte sein Samtkäppchen und flüsterte mir mit einem listigen Blicke zu: „Aber unsern Devrient kommt er doch nicht!“

Es war für die Theaterfreunde sehr interessant, diesmal die beiden zugleich in Breslau zu wissen, denn als Iffland im Jahre elf dagewesen war, hatte Devrient die Dauer des Ifflandschen Gastspiels, während dessen er leichter abkommen mochte, zu einer für seine schon früh zerstörte Gesundheit heilsamen Erholungsreise benützt. Jetzt waren die zwei größten lebenden deutschen Schauspieler an einem Orte beisammen und sogar Aussicht vorhanden, sie miteinander auftreten zu sehen.

Iffland strahlte von stolzer Freude. Den Tod in seiner kranken Brust, besiegt' er ihn noch einmal im

reinen freudigen Gefühle seiner echt deutschen Gesinnung, und viele, die ihn genau kannten, unter andern Schall, haben mir's oft bestätigt, daß dieser sein Schwanengesang in Breslau mit das Beste gewesen, was sie von ihm gesehen. Er fühlte sich so glücklich über Preußens Auferstehung, über die würdige Erhebung seines königlichen Herrn! Und er hatte das vollste Recht, sich zu freuen, sich glücklich zu fühlen. Er hatte das Recht, sich auch „Preuße“ zu nennen, redlichst erworben durch seine ausdauernde Treue, durch seine besonnene Umsicht, seinen männlichen Mut während der französischen Okkupation. Nicht umsonst war er, der Schauspieler, einer der ersten gewesen, welchen bei der Heimkehr aus Königsberg die anerkennende Huld eines edlen Königspaares mit dem neugestifteten Adler geschmückt hatte! Er trug ihn mit Ehren! Er wußte aber auch sehr gut, wie sich ein Generaldirektor der königlichen Schauspiele, Ritter des roten Adlerordens dritter Klasse, berühmter Theaterdichter und nebenbei erste darstellende Zelebrität zu benehmen hat, wenn er mittags zwölfeinhalb Uhr aus der Probe kommt und langsamen Schrittes, den Regisseur der Bühne an seiner linken Seite, den ziemlich weiten Weg von der Ecke der Taschengasse, die Dhlauerstraße lang, über den Marktplatz nach seinem Hotel: „Die drei Berge“ schreitet. So hab' ich ihn nach Beendigung seiner ersten Probe gehen sehen, habe an der Dhlauerbrücke unterm „Schwibbogen“ — (verklungene und versunkene Breslauer Größten!) — Front vor ihm gemacht, bin dann in achtungsvoller Entfernung hinter ihm hergeschlichen und bin in Träume versunken noch ein langes Weilschen stehengeblieben unter den Fenstern des Gasthauses, welches so glücklich war, ihn zu beherbergen. —

Wie in jenen schönen Tagen alles, Wissenschaft, Poesie, Gewerbefleiß, Ackerbau, Pferdezzucht, Musik, Malerei, Schauspielkunst, alles nur ein Hauptziel hatte, wo es Dffentlichkeit ihrer Produktionen betraf, so konnte

auch Jffland unmöglich in Breslau wieder auftreten, ohne sein Scherlein zuvörderst auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Damit es ihm, der seine Gastrollen, stets mit der Zeit geizend, in Haft abzuspielen pflegte, kein zu großes Opfer koste, ward sein Auftritt „für die Fonds zur Equipierung armer Freiwilliger“ ausnahmsweise in einer Vormittagsdarstellung festgesetzt; damit jedoch andererseits diese ungewöhnliche Stunde dem Geldertrage keinen Nachteil bringe, ward ein doppeltes Reizmittel erfunden; dieses bestand ganz einfach darin, mit Jffland auch Devrient auftreten zu lassen. Beide hatten sich ein wenig gesträubt, dies zu ihrem oder der Direktion Vorteil zu tun. Sie waren, wenn der Vergleich erlaubt ist, in der Lage des Mohren und des Papageno aus der Zauberflöte gewesen, welche zwei vortreffliche Leute, wenn sie zum ersten Male zusammenkommen, gegenseitig von Befangenheit nicht frei sind. Unter den gegebenen Umständen mußte jede Privatrücksicht, jede kleinliche Künstlerkaprice schwinden, und Devrient übernahm, während er dem Gaste, dem älteren und berühmteren (wenn auch vielleicht nicht größeren) Künstler, die Hauptrolle des „Bittermann“ überließ, jene seines holden Sohnes „Peter“ in — (abermals: Kogebue!) — „Menschenhaß und Reue“.

Wird es heutzutage noch einer meiner Leser glauben wollen? Soll ich, ein gebornes breslauisches Kind, meiner Vaterstadt es nachsagen? ... Eine Vorstellung zum Besten der Freiwilligen Jäger im Jahre achtzehnhundert- unddreizehn, in welcher Jffland und Devrient miteinander auftraten, machte ein halbleeres Haus! — Ich kann's beschwören!

Wie weit würden im Jahre dreiundvierzig nicht nur Theaterfreunde, nein, simpel-neugierige Zuschauer reisen, mit oder ohne Eisenbahn, um das jetzt einmal zu erleben; wenn wir anders einen Jffland und einen Devrient in Vorrat hätten??? Das sogenannte Publikum ist und

bleibt in seinem wechselnden Hin- und Herwogen, in seinen Ab- und Zuströmungen das unerklärlichste Rätsel auf dieser Erde.

Issland war als Bittermann außerordentlich; überreich, vielleicht zu reich an unzähligen Nuancen, mit denen er diese an und für sich schon sehr ergötzliche Kobzebuesche Figur auszustatten wußte. Devrient mit seinem Peter geriet in eine forcierte Komik, die seinem edlen Naturell eigentlich zuwider war, nach der er jedoch immer zu greifen pflegte, wenn er in niedrigen Pöffen wirken oder auch eine feinere Rolle aus was immer für Gründen in dies Gebiet ziehen wollte; sein Pumpernickel, sein Schneider Kakadu waren dergleichen seltsame Mischungen, wo aus einer gemachten, wirklich unnatürlichen Frage plötzlich der wunderbarste Genius hervorblitzte, so daß man gar nicht begriff, wie der in diese Maske geraten war.

Sowohl er als Issland spielten beide nicht so frei und unbefangen, wie sie es sonst taten. Vielleicht auch trug die Mattigkeit der spärlich versammelten Zuschauer sich auf die ganze Vorstellung über. Während der Speisestunden im Theater zu sein, kam meinen lieben Vaterstädtern gar zu seltsam vor. —

Nicht ganz glücklich endete Isslands letztes Gastspiel. Er hatte, wenn ich nicht sehr irre, für den Schluß desselben die Dramen „Der Puls“ (worin er den alten Grafen in höchster Vollendung gab) und „Der arme Poet“ gewählt. War die erstere Rolle wie für ihn geschaffen, mit ihren feinen, graziösen und zeremoniellen Wendungen, aus denen das Gemüt eben nur wie durch einen Schleier guckte, so war Lorenz Kindlein, der arme Poet, eine von den Rollen, die nie mehr auf Erden dargestellt werden können, wie Devrient sie darstellte. Was braucht's darüber Worte? Wer es gesehen, weiß es; und wer es nicht sah — wie könnten's Worte dem beschreiben? Ich bin fest überzeugt, hätte Meister Issland Meister

Devrient als Lorenz Kindlein gesehen, er hätte sich nicht bewogen gefühlt, in diesem Stücke nach jenem aufzutreten. Schon seine „Wohlbeleibtheit“ war dem verhungerten Greisenkinde im Wege; man konnte nicht recht an ihn glauben. Auch traf er den schlichten, zum Herzen sprechenden Ton nicht, den Devrient mitbrachte, den Iffland erst suchen mußte. Hochachtungsvolles Schweigen des überfüllten Hauses begleitete Ifflands Bemühungen, während bei Devrient die Leute gelacht, geweint, geschluchzt, geraset hatten. Nun aber begegnete noch zufällig etwas, wodurch der letzte Schimmer von Täuschung erlosch. Iffland, eilig wie immer, wollte bald nach der Aufführung reisen; man hatte ihm sein sehr bedeutendes Honorar, schöne Goldstücke, in sauberer Börse in der Garderobe überreicht, und er, schon zum Lorenz Kindlein angekleidet, den Mammon in die Brusttasche gleiten lassen, während des Spieles aber vergessen. Wie er nun von seiner Gläubigerin in bitterer Verlegenheit der Armut um ein paar Groschen gedrängt, bezeugend, daß er nichts besitze, an seine Brust schlug, klangen deutlich und bei der ernstesten Stille jedem vernehmbar die Goldmünzen ihren lockenden Ton. Er schrak sichtlich zusammen, und mag man's nun glauben oder nicht, von nun an ging es mit seinem Spiele völlig bergab. Sein „Lorenz Kindlein“ hatte nur dazu beigetragen, frische Blätter um Ludwig Devrients Haupt zu schlingen.

Es wurde im Theater das alte Schauspiel von Aresto „Die Soldaten“ gegeben. Trotz des furchtbaren Regens, der in Strömen herniedergoß, war das Parterre voll. Devrient als Schacherjude Moses (eine seiner besten Rollen) trat auf und sagte zu der Hauptmannsfrau, die er fragen soll: Nichts zu handeln? — „Haben Sie schon gehört die Neuigkeit? Die Franzosen haben gekriegt ä grausse Patsch an de Raibach von Late Blücher!“ Und er nahm das Bulletin, warm wie es aus der Presse

gekommen, heraus und las es vor! — War das ein Geschrei! Wenn ich jetzt, indem ich diese Worte niederschreibe, daran denke, wahrhaftig, am liebsten möcht' ich die Feder hinwerfen und noch einmal auf eigene Hand nachträglich zu schreien anfangen.

Ich wurde nun nach und nach eine für die Schauspieler wichtige Person, was man in der Kunstsprache „Parterrekönig“ zu nennen gewohnt ist. Meine militärischen jungen Freunde folgten gern und willig den Anleitungen zum Beifallspenden, die von mir ausgingen, und wem wir wohlwollten, der schien, was den Applaus betrifft, geborgen. — Nun hatte ich ja eine Stellung in der Welt! Nun war ich ja ein gemachter Mann! Ich dünkte mich groß und bedeutend in meiner Macht. Und wie artig wurden die Schauspieler gegen mich. Wie zuvorkommend grüßten sie, mit tief abgezogenen Hüten, eh ich noch dazu gelangen konnte, mein rotes Kappel vom Kopfe zu bringen. Sogar der Gemahl der um jene Zeit in Breslau erscheinenden Hendel-Schütz bückte sich gewaltsam artig und warf mir seinen „untertänigen Diener, Herr Baron!“ ins Gesicht, wenn wir vor der Kasse gegeneinander rannten. Ich wurde so dreist, mich, den strengsten Direktionsverbotten entgegen, bisweilen auf die Bühne zu wagen, freilich immer in Todesangst, wieder hinuntergejagt zu werden. Einmal vor Aufzug der Gardine mit Löpfer sprechend, erblickte ich hinter uns, bequem auf einem Sessel ausgestreckt, Devrient, den ich seit der Sechspfennigggeschichte nicht mehr in der Nähe gesehen. Er erkannte mich sogleich, und ich hörte, nachdem ich in stumm anbetender Hochachtung mich zurückgezogen, ihn Löpfer nach meinem Namen fragen. Der Name war ihm aus früherer Zeit durch unsere Kinderbälle und meine zärtliche Neigung für seine Schwägerin bekannt; er wendete sich nach mir hin und nickte freundlich. Seitdem grüßte ich auch ihn, wenn ich seiner auf der Straße habhaft werden konnte, und lief

manchmal wie ein Narr um etliche Ecken herum voraus, um ihm noch einmal in den Wurf zu kommen. Aber ihn anzureden wagte ich nicht. Da trat die Muse als Vermittlerin zwischen uns und gönnte mir Gelegenheit, noch einmal in sein Studierzimmer zu dringen — und diesmal nicht mit schmutzigen Münzen.

Ein Vetter von uns, ein tapferer Degen, der die tiefgeschlagenen Wunden in Breslau heilen ließ und, weil sein Schwert so lange ruhen mußte, unterdessen die Leier rührte; ein Mann von Geist, Bildung und Talent, Wilhelm v. Chappuis, hatte, hochbegeistert von Devrients Genius, ihn in zwei seiner Rollen, als „Lorenz Kindlein“ und als „König Friedrich II.“ (im alten Schauspiele: „General Schlenzheim“) besungen. Die Gedichte waren in Obenform und des Gegenstandes würdig. Er selbst, nachdem er sie aus voller Brust aufs Papier strömen lassen, wollte weiter nichts mehr damit zu schaffen haben und überließ sie mir zum uneingeschränkten Gebrauch. Ich schrieb sie so sauber ab, als meine liederliche Handschrift gestatten wollte, und brachte sie Devrient, der sie denn auch alsobald mit Aufmerksamkeit durchlas. Während des Lesens hielt ich mein Auge scharf auf seine Züge gerichtet, und weil ich die Gedichte auswendig wußte und ihm, wie er las, Zeile für Zeile nachfolgen konnte, so war ich auch imstande, den Eindruck, den jede Wendung des Gedankens auf ihn machte, in seinem Angesichte wahrzunehmen. Da er in Folge meiner unbestimmten und vielleicht halb unverständlichen Einleitung mich, dem er dergleichen mit Recht nicht zutrauen mochte, für den Verfasser nahm, so war er gewiß überrascht und hatte schon auf der Zunge, zu sagen: das hätt' ich Ihnen nicht zugetraut; schluckte es aber, um nicht unartig zu sein, wieder hinunter. Nur seine dankbare Anerkennung drückte er aus. Ich war der Meinung gewesen, wenn er ausgelesen hätte, würd' er mich fragen, wer der Dichter sei; denn daß er an mich denken könne,

daran dacht' ich nicht, und ich sagte auch nichts; und nach einigen Redensarten hinüber und herüber empfahl ich mich.

Das war das erstemal in meinem Leben, daß ich mich mit fremden Federn schmückte; — aber es war auch das letztemal! —

Wer mit Menschen umgeht, die zum Theater gehören, sei es wo, sei es wer, sei es, wie es wolle, der wird über kurz oder lang in Händel und Zwistigkeiten verwickelt werden, die hinter den Kulissen wachsen und gedeihen wie Schwämme in einem feuchten Hause, welches nicht oft genug gelüftet werden kann. Auch bei mir dauerte die Herrlichkeit nicht lange, ohne daß ich mir die Finger verbrannt hätte, die so geübt waren, Beifall zu spenden.

Man studierte „Maria Stuart“ ein, und Herr Ringelhardt, zu jener Zeit Regisseur des Breslauer Theaters, hatte sich die Rolle des Mortimer zugeteilt. Mein Freund Löpfer, durch einige Erfolge in ähnlichen Partien ermuntert, fand sich dadurch zurückgesetzt, klagte darüber, und seine Klagen fanden in meinem empfänglichen Herzen den allerfruchtbarsten Boden. Bisher hatte ich nur positiv für meine Freunde, für meine Lieblinge wirken können. Der Zorn trieb mich an, die Sache diesmal von der entgegengesetzten Seite anzufassen, und ich faßte den ungeheuren Gedanken zu einem Komplott, Ringelhardt als Mortimer auszupfeifen.

Löpfer natürlich wußte nichts davon und durfte nichts davon wissen. Aber ich warb mit Leidenschaft für die Sache. Mein Verhältnis mit Löpfer und seiner Geliebten [Natalie] stand in der höchsten Blüte. Ich war täglich dort, ich gehörte zu ihnen, ich besorgte hundert Kleinigkeiten, bestellte die Schritten zum Spazierenfahren, kaufte ein, führte Natalie (wenn er nicht zur Hand war) aus dem Theater heim, machte den Diener, und hätte sie Gott mit Kindern gesegnet, würd' ich das Kindsmädel auch noch gemacht haben. Was Wunder also, daß ich bei einem

Konzert, welches Töpfer veranstaltete, und wobei er sich auf der Gitarre hören ließ, den Kassierer machte und die Billetts verkaufte? Wie ein Regent, so stolz und selig, saß ich im Vorflur des großen Redoutensaales hinter meinem kleinen Tischchen, auf dem eine uralte, meiner Pflegemutter entlehene Schatulle prangte, nahm Taler über Taler ein, gab halbe Gulden über halbe Gulden heraus und bemerkte gar nicht, daß viele Kommende, unter denen auch nähere Bekannte oder gar Verwandte nicht fehlten, über meine Dienstleistung sehr verächtlich die Nase rümpften. Meiner Kassiererpflicht getreu hielt ich draußen bei der zugigen Treppe aus, während drinnen im Saale die anmutigsten Sachen gesungen und gespielt wurden, und begab mich erst kurz vor der letzten Nummer, Töpfers Einnahme wie ein kleines Kind an die Brust drückend, ins Auditorium. Kaum hatte ich mir da in einer Ecke ein Plätzchen erbohrt, als der Polizeiinspektor Mindel allerhand verdächtige Bewegungen machte, um in meine Nähe zu gelangen, was ihm denn auch vor gänzlicher Beendigung des Konzerts vollkommen gelang. Indem das Publikum Beifall klatschte, raunte mir der Unwiderstehliche höchst freundlich zu, daß er den Befehl habe, mich auf morgen früh acht Uhr zum Herrn Polizeipräsidenten zu bestellen, welcher notwendig mit mir zu reden habe!

Der damalige Polizeipräsident von Breslau war der Bruder des Regierungsrates Streit, ein heiterer Lebemann, den ich oftmals in seiner eben nicht allzu fest schließenden und der Taille nicht günstigen Amtsuniform Arm in Arm mit Schall hatte schlendern sehen. Ein Freund von Schall, ein Bruder des vorigen Theaterdirektors, was konnte der mir zu sagen haben als Erfreuliches? Ich begriff zwar in aller Welt nicht, was es sein möchte, aber desto begieriger war ich darauf und konnte den Morgen gar nicht erwarten. „Fröhlich und wohlgemut“ begab ich mich auf das Polizeibüro, dessen

steinerne Stiegen mein rüstiger Fuß an jenem unvergeßlichen Morgen zum ersten Male betrat. „Fröhlich und wohlgenut“ schritt ich in das hohe Geschäftszimmer des Präsidenten, aber gleich als ich sein Gesicht sah, verging mir der Atem. Das konnte nichts Erfreuliches sein, was dieser pantomimische Empfang mir verkündete!

„Sie wollen“ — hob er an — „morgen den Herrn Ringelhardt auspeifen und haben schon eine ganze Schar von Menschen dazu aufgeheßt! Was unterstehen Sie sich? Wissen Sie, welcher Bestrafung Sie sich aussetzen, wenn Sie die öffentliche Ruhe stören? Und überhaupt, wie kann ein Bursch in Ihren Jahren sich so etwas herausnehmen? Das wäre noch schöner, wenn die Schuljungen den Ton angeben wollten. Ich werde dem Rektor Ihres Gymnasiums Anzeige davon machen!“

— „Herr Präsident!“

„Schweigen Sie! — Ich sage Ihnen nur eins: wenn morgen gepfiffen wird, so halt ich mich an Sie. Sie mögen nun mitgepfiffen haben oder nicht, Sie werden arretiert. Danach richten Sie sich.“

Und ich war entlassen! —

Ob ich in der Stadt herumgelaufen bin und die Leute um Gottes Barmherzigkeit willen angefleht habe, sie möchten nur ja nicht pfeifen!?? Abends, eine Stunde vor Öffnung der Kasse, stellte ich mich vor die Thür des Eingangs und blieb stehen, bis die Symphonie aus war, und beschwor die Eintretenden, mitunter wildfremde Menschen, sie möchten Herrn Ringelhardt nur ja recht applaudieren. Der Gedanke, arretiert zu werden, war mir gar zu gräßlich!

(Als ich zwanzig Jahre später bei Ringelhardt in Leipzig Gastrollen gab, wie herzlich haben wir doch über jenen Abend und meine Angst lachen müssen.)

Beim Theater hatte mir die Sache nur einen Schaden zugefügt: daß ich nämlich nicht mehr wagte, die Bühne zu betreten, weil ich nun befürchten mußte, daß der

Regisseur mit einem gegen ihn selbst kabalisierenden Feinde rücksichtslos abfahren, und daß Töpfers Protektion mir um so weniger Schutz verleihen werde, als er selbst im Begriff stand, Breslau zu verlassen.

Ich meinestheils drehte mich so eifrig, daß ich dem Schwindel völlig unterlag und in diesem Schwindel einen Monat, sage einen ganzen Monat, hingehen ließ, ohne in meinem Gymnasium auch nur eine Visitenkarte abzugeben. Ein so langes Ausbleiben mit Stillschweigen zu übergehen — dafür hatten unsere Lehrer meinen Umgang doch zu liebenswürdig gefunden; sie fühlten sich durch mich verletzt, teilten sich gegenseitig ihre Klagen über diese lange Entbehrung meines persönlichen Anblicks mit und stimmten darin überein, sie wollten mich gehorsamst ersuchen, ein anderes Gymnasium zur Fortsetzung meiner gelehrten Studien zu erwählen. Man nennt dies in der gewöhnlichen Sprache: aus der Schule gejagt zu werden.

Kanngießler trat als vermittelndes Prinzip auf, bat um Schonung für mich und nahm es über sich, zu veranlassen, daß von seiten der Meinigen Sorge getragen werden sollte, mich entweder zum regelmäßigen Besuch der Schule zu zwingen oder mich noch vor Ablauf des Sommers herauszunehmen. Er sprach, wie ich dann erfuhr, mit lebhafter Teilnahme für mich und sagte viel zu meinem Lobe, was um so leichter bei seinen Kollegen Eingang fand, weil sie wußten, daß er mich täglich sah. Ihm gelang es, ein Donnerwetter zu beschwichtigen, welches so dicht über mir sich aufgetürmt hatte, ohne daß ich in meiner sträflichen Nichtstuererei etwas von dessen Schwüle gespürt. Er hatte die elektrischen Stoffe an sich gezogen, und mit ihnen geladen kam er zu meiner Pflegemutter. — Dort ging es los.

Weibliche Gewalt reichte nun nicht mehr aus; darüber waren sie einig. Männliche Beihilfe war vonnöten.

Ein Better meiner Pflegemutter, zugleich ihr selbst-erwählter Kurator für die Leitung ihrer kleinen Geld-

angelegenheiten, ein alter Hauptmann von E., saß mit im Räte. Von ihm ging der Antrag aus, dem guten Onkel Riedel, der ja mein „Vormund“ war, durch einen Expressen nach Breslau zu berufen, um mit ihm im Verein zu handeln.

Diese Angelegenheiten wurden betrieben, ohne daß man mir ein Wort darüber vergönnt hätte. Daß etwas im Werke war, konnte mir nicht verborgen bleiben; daß es gegen mich gerichtet sei, verkündete mir mein Gewissen; daß es fürchterlich werden könne, ließ mich jenes bange Schweigen besorgen, in welchem Mutter verharrte, ohne daß sie es nur der Mühe wert finden mochte, mich vorher zu schelten.

Wie sehr erstaunt' ich, als ich ganz unerwartet ein zweites Bett in meinem Zimmer aufgeschlagen fand und mir die Dienstmädchen verkündeten, der „Herr Baron“ sei gegen Abend eingetroffen. Ich flog ihm in die Arme, und er, der mich sonst immer nur mit freudiger Rührung begrüßte, wehrte mich von sich ab mit Verdruß und Kälte.

„Was fehlt dir denn, lieber Onkel?“ brach ich aus. —

„Morgen wird sich alles finden!“ war die unfreundliche Antwort, und wir gingen zu Bette.

Schon damals war mir, wie es heute noch ist, von allen Erdenqualen Ungewißheit die scheußlichste; bange Erwartung der Dinge, die kommen könnten, das Unleidlichste.

Der Familienrat kam zusammen. Ob Kanngießler mit darin saß, ist mir entfallen. Fast muß ich's annehmen; denn wer außer ihm wäre imstande gewesen, das vollständige Register meiner Schulssünden vorzulegen? Mutter weinte; ich bat sie, ihre kranken Augen zu schonen; sie erwiderte: ich werde mich völlig blind weinen, und das mag deine Strafe sein; der Hauptmann von E. wiederholte mit salbungsvollem Predigerton die inhaltschweren Worte: Ei, ei, mein Söhnchen! Vormund Riedel von

Löwenstern gab sich Mühe, dem Tier zu gleichen, dessen Namen zwei Drittel seines Beinamens bildeten, und sah zornig drein, was dem seelensguten Manne unglaublich schwer wurde.

Wohin sie eigentlich mit mir wollten und sollten, das war ihnen nicht klar. Kanngießer hatte darauf bestanden, ich müßte aus der Schule genommen werden; aber seine wohlgemeinten und vielleicht recht vernünftigen Vorschläge, mich zum Theater vorbereiten zu lassen, konnten beim adligen Trio keinen Beifall finden.

Hauptmann von E. rückte der Sache näher und schlug vor, mich aufs Land zu geben, mich — nach dem plebejischen, aber recht bezeichnenden Ausdruck — zum Mistjunker zu machen.

Das zündete, bei Vormund wie bei Pflegemutter! Auf dieser Fahrt gingen sie weiter und bildeten Pläne. „Hätt' ich noch mein Leibe“, sprach der gute Onkel, „so nähm' ich ihn heute mit mir!“

Gott sei Dank, dacht' ich, daß er's nicht mehr hat! — „Aber sollte nicht dein Freund Schaubert geneigt sein?“ — sprach abermals der Hauptmann höchst praktisch.

Und abermals schoß er den Vogel ab. Sie wurden einig: wenn Freund Schaubert mich als „Elevé der Landwirtschaft“ gegen Erlegung eines Jahrgeldes für Kost und Wohnung annehmen wollte, so möge Onkel es baldigst melden. —

Ich aus Breslau! Ich aufs Dorf! Ich dem Theater entsagen!... Nein, das konnten sie nicht durchführen. Und wenn alle Vormünder unserer Provinz, wenn alle pensionierten Hauptleute des Staates gegen mich vorgeückt wären... so weit ging ihre Macht nicht; diese Gewalt ließ ich mir nicht antun! Aus kindischer Verzagttheit fühlt' ich mich plötzlich zur entschlossensten Gegenwehr aufgemuntert, und mit einer Entschiedenheit, vor der meine Vorgesetzten fast zusammenschraken, legt' ich

das feierlichste Beto ein. Auch ließ ich sie gar nicht wieder zu Worte kommen, sondern fügte mit hinreißender Beredsamkeit hinzu: von morgen an werd' ich regelmäßig die Klassen besuchen, pünktlich meine Arbeiten liefern, das gelob' ich; und bei der ersten Klage, die wieder gegen mich einläuft, bin ich bereit, mich a l l e m zu unterwerfen. Ubrigens bin ich kein kleines Kind mehr, und wenn ich meine Schuldigkeit fürs Gymnasium erfülle, gehört die übrige Zeit mir. — Damit ging ich in mein Gemach, die Thür derb hinter mir zuwerfend.

Die Alten steckten die Köpfe zusammen, und nach einem Weilschen trat der Hauptmann zu mir herein, verkündend, man wolle es denn in Gottes Namen noch einmal versuchen; nun solle ich aber auch kommen und, um Verzeihung bittend, Besserung geloben, damit das arme „Mutterchen“ (sein stehendes Wort für meine Pflegemutter) beruhigt werde. Auch, fügte er hinzu, dürfe ich nicht unterlassen, mich durch inbrünstiges Gebet zu meinem neuen Lebenswandel zu stärken.

In der That nahm ich mich zusammen. Weil ich aber die Abendstunden dem Theater nicht entziehen wollte, ließ ich mich des Morgens um vier Uhr von unserer „Liesel“, der treuen, uns herzlich ergebenen Magd wecken und machte dann, im Bette aufrecht sitzend, ein großes lackirtes Leebrett vor mir, auf diesem die Schularbeiten. Sehr bald erstaunt' ich über mich selbst und mußte mich wundern, wie es mir trotz langer Versäumnisse so leicht damit von der Hand ging, und wie ich vielerlei wußte, was ich gelernt zu haben mich durchaus nicht erinnern konnte. Ich behauptete auch dreist, in jenem glücklichen Alter macht ein offener Kopf schon Fortschritte, wenn er nur bei der Schule vorbeigeht und durch die Thüren hineinguckt!

Zwischen dem Onkel und mir war seit seiner letzten Anwesenheit in Breslau ein Briefwechsel entstanden, der durch häufige Gelegenheiten hin und her befördert wurde,

und der mich veranlaßte, ihm bisweilen Episteln in Versen zuzusenden. Auch er ließ sich nicht spotten und replizierte, mindestens doch in Reimen. Ich kann mich auf den Anfang eines Schreibens deutlich besinnen, der da lautete:

„Dir hängt der Himmel noch voll Geigen!“ usw. und mit der Versicherung schloß: Freund Schaubert, der mich sehr gern bei sich auf- und als Studiosus der edlen Landwirtschaft angenommen haben würde, wenn es nötig gewesen wäre, freue sich jetzt, mich wenigstens zu den kommenden Hundstagsferien als Gast zu begrüßen.

Als ich diese für mich so verbindliche und gütige Äußerung las und mir allerdings vornahm, von der Einladung auf ein paar Tage Gebrauch zu machen, ahnte ich wohl nicht, in welcher Ausdehnung und in welchem Sinne dies geschehen sollte? Und wie bald!! Denn während ich den Brief noch in der Hand hielt — Mutter war glücklicherweise aus —, öffnete sich die Tür, und ohne anzuklopfen trat ein... Herr Polizeinspektor Mindel. Dieses Mal weniger artig und freundlich als im Töpferschen Konzert, sagt' er kurz und im Amtsstil: „Ich soll Sie zum Herrn Präsidenten rufen.“

„Wann?“

„Jetzt gleich; Sie werden mich begleiten!“ —

Sapperlot, dacht ich, das sieht ja grimmig aus! Was kann denn das wieder sein? Aber ich mochte mir den Kopf zerbrechen, wie ich wollte, unmöglich konnt' ich auf einen Grund dieser eiligen Zitation kommen.

Ziemlich sorglos ging ich mit, brachte auf dem Wege nicht eine gefällige Silbe der Erklärung aus meinem Führer und trat darum sehr gespannt, aber wie ich wähnte, rein wie der junge Morgen vor die Schranken. Der Präsident empfing mich noch finsterner als beim ersten Zusammentreffen und hielt mir ohne weitere Vorrede ein Blatt Papier vors Gesicht, indem er kurz und barsch fragte: „Kennen Sie diese Handschrift?“

Freilich, ach freilich kannt' ich sie. Und was war es? Ich hatte, woran ich schon längst nicht mehr dachte, eine Art von botanischem Katalog entworfen, in welchem sämtliche weibliche Mitglieder unserer Bühne (vielleicht nicht ohne Wig) jedes mit einer Blume oder resp. Pflanze verglichen und nachdem mit einem den Vergleich begleitenden und erklärenden Denkspruch bedacht wurden. Besonders eine „komische Alte“, der Satan der Damengarderobe, kriegte als „Klatschrose“ ihren Lee. Eine Abschrift dieses Selams hatte ich dem Schauspieler Sachs unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit mitgeteilt. Diese Abschrift hatte seine Frau (sie war besser beblümt worden, als sie verdiente) mit ins Theater genommen; dort war eine Art von „Aufruhr im Serrail“ ausgebrochen, und die Klatschrose hatte den dramaturgischen Direktor um Rache angefleht. Dieser (Professor Rhode), ein recht kluger, aber ganz indolenter Mann, hatte gezögert und gezögert — und endlich, weil er immer wieder von mehreren Seiten gemahnt wurde, das unheilswangere Blatt in die Hände der Behörde niedergelegt.

Ich war so überrascht durch den Anblick meiner bereits vergessenen flora silesiaca, daß ich mit offenem Munde dastand und nicht reden konnte.

Der Polizeipräsident redete für mich und tat mir zu wissen, wie er dem Rektor Manso nun von dieser neuen Ungebühr amtliche Anzeige machen und im Namen der Theaterdirektion verlangen werde, daß man zur Satisfaktion der gekränkten Damen mich aus der Schule stoße.

Inwiefern der Mann berechtigt war, eine solche Sprache zu führen, weiß ich nicht. Aber er führte sie, und ich zweifelte nicht im geringsten, daß all seine Drohungen sich schauderhaft erfüllen und mich mit Schmach und Schande überschütten würden. Gebrochnen Herzens, ohne Klage, ohne Bitte ging ich von dannen.

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich des Onkels Brief, wie ich ihn liegengelassen, da der Polizeibeamte

mich abgeholt. Mein Blick fiel wieder auf die Stelle: „daß Freund S. mich sehr gern bei sich aufgenommen haben würde“! — Und in diesem Augenblick kam eine Sehnsucht über mich nach dem stillen Frieden des Dorfes; ein glühender Wunsch, der Stadt und ihren Wirren zu entfliehen, mich zu retten vor dem Unheil, welches ein Blättchen mit albernen Reimen über mich bringen sollte! Und ich sah das ehrwürdig=graue Herrenhaus in Obernigk und seine gütigen Bewohner und die lange Laube von wildem Weinlaub vor der Thür, und hörte die Wälder rauschen, die Abendglocke läuten . . . da draußen, meint' ich, sei der Himmel; dort herrsche die Ruhe der Seligen!

Eh eine Stunde vergangen war, stand es fest in mir, ich ziehe hinaus, ich entsage der Stadt und meinen Träumen, ich werde Landmann!

Meine Aufregung war so heftig, daß sie der Mutter, als diese heimkam, nicht entgehen konnte. Ich leitete sie aus des Onkels Brief und der bewußten Stelle her. Ich zeigte mich so entzückt, so ganz außer mir über den Gedanken, mich mit Leib und Seele dem Landleben zu widmen, daß die Mutter einmal über das andere ausrief: was für ein guter Geist ist über dich gekommen!

Da mir vor allem daran lag, Breslau so bald als möglich zu verlassen, so stellte ich ihr vor, wie wichtig es sei, keine Stunde zu versäumen, damit ich schon die Ernte in all ihren Arbeiten mitmachen könne, und es wurde noch denselben Abend ein Bote abgefertigt, der meinen Entschluß in wohlgesetztem Brief hinaustragen und zugleich im Dorfe einen Bauernwagen für die Abholung meines Flügels und übriger Geräte und Sachen bestellen sollte.

Kanngießner wurde beauftragt, meinen Austritt aus dem Gymnasium beim Rektor anzuzeigen und zu motivieren, was er willig übernahm, dabei aber doch sein höchstes Erstaunen nicht verbergen konnte über diesen raschen, unerwarteten Entschluß.

Was mich betrifft, so war ich durch des Präsidenten Androhungen dermaßen in der Flucht, und andererseits lachte mich das Bild der ländlichen Heiterkeit so vielversprechend an, daß ich die Stunde gar nicht erwarten konnte, wo ich aufbrechen würde.

Das Gymnasium betrat ich nicht mehr, schwebte jedoch stündlich in der Angst, Kanngießler werde heimkommen und den Pasquillanten zornig anlassen, was aber unterblieb. Auch hab' ich niemals erfahren, ob der Polizeipräsident Streit seine Drohungen erfüllt habe. —

Als nun die Antwort aus Obernigk eintraf, man erwarte mich mit Freuden, und der Wagen werde morgen früh vor unserm Hause stehen, um Schreibtisch, Flügel und jeglichen Kram abzuholen, da ging es rasch ans Packen.

Des Morgens um zehn Uhr, als der Obernigker Bauer mit seiner Ladung im reinen war, ging mein Mobiliarvermögen ab.

Um zwölf Uhr sagte ich meiner Pflegemutter Leberwohl.

Um sieben Uhr traf ich in Obernigk ein, eben als die alten Herren am Tische saßen, die Abendsuppe zu nehmen.

Ich klagte über Müdigkeit, und gegen neun Uhr betrat ich mein Zimmer.

Die Mobilien waren bereits sämtlich darin aufgestellt.

Es war noch heller Tag.

Die grünen Zweige drangen zu den offenen Fenstern herein.

In dem Laub der Bäume zwitscherten noch die leisen Stimmen der entschlafenden Vögel.

Ich legte mich ins Fenster. — Auf dem ganzen weiten Hofe war alles ruhig. —

Da auf einmal brach die Fülle der Wehmut gewaltsam aus, und ich warf mich laut schluchzend auf mein Lager hin.



Nicht lange vor meinem Besuch in Breslau war, hauptsächlich durch Schreinzers* Empfehlung, ein neuer Komiker zur dortigen Bühne gekommen, der viele Jahre unter Liebichs Direktion in Prag, dann zuletzt bei der Wandertruppe des Baron Zinneck zwischen Preßburg und Baden gespielt hatte, dessen Name jedoch niemals in Breslau gehört worden war. Der Mann hieß Schmelka. Ich sah ihn zum ersten Male in einem zweiaktigen Lustspiel von Dilg „Der Korb“, worin er einen lustigen, gutmütigen, etwas albernen Hausknecht gab. Man kann sich nichts Besseres denken als diese seine Darstellung. Wahr und natürlich vom Scheitel bis zur Sohle, lebendig, übermütig, ergötlich und dabei gemütvoll, daß man oft nicht wußte, ob man vor Lachen oder aus Rührung weinen mußte. Hatt' ich bei der Isabella der Madame Hendel-Schütz zur Ehre der Kunst geschrien und gelärrmt, ohne im Innersten recht ergriffen und fortgerissen zu sein, so tat ich es bei Schmelka zur Ehre der Natur und Wahrheit. Ja, ich ergriff wieder das Szepter, das ich unterdessen mit dem Ackerstabe vertauscht, und schwang es gewaltig, viele Bekannte als Teilnehmer an meinen enthusiastischen Beifallspenden um mich versammelnd. So gewaltig war die Wirkung meiner Parterrerregierung, daß Schmelka im Zwischenakt auf der Bühne äußerte: „Was ist denn heute ins Breslauer Publikum gefahren? So lebendig waren sie ja noch nie, seitdem ich hier bin!“ — Worauf Schreinzler, den ich nachmittags besucht hatte, ruhig entgegnete: „Ja, das will ich glauben, Holtei ist hier!“ „Wer ist Holtei?“ hatte Schmelka weiter gefragt — und ob ich gleich nicht weiß, was Schreinzler weiter geantwortet, ist mir doch das Resultat dieses Dialogs bekannt geworden, welches in Form einer Einladung, Schmelka kennenzulernen, an mich gelangte. Daß ich dieser sehr bald zu genügen eilte, lag in der Natur. Schmel-

* Der Sänger Schreinzler war ein Jahr vor Heinr. Ludw. Schmelka, also 1813, an das Breslauer Theater gekommen.

Das Frau stammte aus einer alten Schauspielersfamilie, ihre Mutter lebte bei ihr; diese hatte mit ihrem verstorbenen Mann und einem Nest voll Kindern die seltsamsten Theaterschicksale gehabt, war von großen zu kleinen Bühnen gezogen und endlich mit all den Ihren als pilgernde Truppe unter den dürftigsten Verhältnissen nach Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen, der Moldau und Walachei verschlagen worden. Was diese beiden Frauen, Tochter und Mutter, was Schmelka selbst, ein altes Theaterkind, zu erzählen wußten, das ging ins Aschgraue. Mich erfüllten diese homerischen Überlieferungen mit neuer Wander- und Spielwu! Dbernigl und seine stillen Wälder versank hinter mir; vor mir tat sich die Welt auf, und ich vernahm mit hochklopfendem Herzen, daß man auch an der türkischen Grenze deutsches Schauspiel liebe! „Romeo und Julie“ hatten sie in Temesvar aufgeführt! In Temesvar, wohin sie „mit den Bagagewagen“, ihren eigenen nämlich, gedrungen! Madame Schmelka hatte die Julie gegeben und ihre Mutter den Romeo! Ich starrte die siebenjährige graue Frau, vielmehr ihren dicken Leib an und dachte, das muß ja ein gesegnetes Land sein, wo man so hoch in der Bildung steht, daß man auf äußere Erscheinung gar nicht achtet, sondern lediglich nach dem geistigen Wert fragt! Ich brannte auf Ungarn! Voll Mut und Zuversicht wandt' ich den Blick auf die romantische Laufbahn, solange ich bei Schmelkas weilte und mit ihnen Ansichten und Pläne tauschte! Denn sie fanden meine Lust fürs Theater ganz in der Ordnung, und sogar seine steinalte Schwiegermama schien im Gespräche mit mir zu vergessen, wie schlecht es ihr auf Erden ergangen, und verzüngte sich, wenn sie erzählte. — Kam ich aber zu der blinden, leidenden Pflegemutter, saß ich bei dieser und hielt sie meine Hand, mich zärtlich versichernd, wie glücklich sie über das gute Lob sei, was aus Dbernigl eingegangen . . . dann rückten Ungarn und Siebenbürgen wieder sehr weit in den Hintergrund, und der Gedanke schob

sich vor, daß es die höchste Zeit sein dürfte, ins „Kloster“ heimzukehren. Es währte denn auch nicht mehr lange, da fand sich Freund Schaubert in Person ein, um anzufragen, ob das Befinden der Frau Geheimrätin so stehe, daß er mich mit hinausnehmen könne. Darauf mußte der Wahrheit gemäß mit einem lauten und vernehmlichen „Ja!“ geantwortet werden, und ich behielt kaum so viel Zeit übrig, Schreinzers und Schmellkas ein klägliches Adagio ins Haus zu tragen! Vierzehn Tage lang mag ich etwa in der Stadt gewesen sein!

Und in dieser kurzen Frist hatten Dorf, Wohnhaus, Feld, Wald und Menschen sich meiner Meinung nach so entschieden verändert, daß mir alles gleich unerträglich schien! Kaum konnt' ich meinen Unmut nur insoweit bemeistern, daß ich ihn nicht geradezu offen kundgab, und daß ich an mich hielt, solange ich bei meinen werthen Gönnern im Zimmer und am Tische saß. Schaubert war klug genug, um mich und was in mir geschehen zu durchblicken, aber er war noch klüger, daß er sich anstellte, als entginge es ihm. Ich aber war wieder klug genug, um zu bemerken, daß er im Klaren war über mich; die gegenseitige Verstellung und Zurückhaltung vermehrte meine Spannung, und ich war denn wieder einmal so recht von Herzen unglücklich! Verwünschte Reise nach Breslau!

In meiner wirklich bedauernswerten Lage hatt' ich einen Trost, den nämlich, über einem Operntext für Schreinzers zu arbeiten, welchen er komponieren wollte. Der Stoff dieses Werkleins ist mir nicht mehr gegenwärtig; es war, denk' ich, so etwas von wüster Insel, Seesturm, Schiffbruch und Rettung durcheinander. Einige Lieder waren, scheint mir, nicht übel. Diese Operndichtung hielt mich aufrecht, es ist undankbar von mir, daß ich samt vielen anderen Papieren auch dieses unschuldige Heftchen vernichtet habe, dessen Urschrift und Abschrift und Reinschrift mir über so manche schwere Stunde hinweggeholfen. Ein zweiter, wenngleich ein oft

schmerzlich aufregender Trost war die Zeitung, die mir verkündigte, was in der Welt und was in Wien beim Kongreß vorging. Sehr oft enthielten die Berichte von dort auch Anerkennungen über theatralische Dinge. Eine Stadt, die fünf verschiedene Theater zählte, war mir ein Paradies. Und über Wien muß' ich ja meinen Weg nehmen, wenn ich an die türkische Grenze wollte, um dort den Don Carlos zu spielen!

Nur fort! Aber wie? Ohne Geld! Ohne Paß! — Schmelka hatte gesagt, das sei eben die Aufgabe des rechten Genies, durch solche Lappalien sich durchzuschlagen, und die meisten, welche groß geendet, hätten klein begonnen. Mir aber kam die künftige Größe weit leichter zu erringen vor als der kleine Sieg über gegenwärtige Schwierigkeiten, und ich dachte immer: wenn ich nur erst einen Paß hätte und hundert Dukaten in der Tasche, ein großer Schauspieler wollt' ich schon werden, das wäre das geringste!

Die Rollen, welche früher unter Löpfers leitender Anweisung ich mir ausgeschrieben, um mich im Lernen und Sprechen vorzuüben, und welche solange auf dem Grunde meines Koffers uneingeweihten Blicken unzugänglich gelegen, wurden jetzt wieder hervorgesucht, ins Gedächtnis gerufen und mit lauter Stimme geübt. Löpfers Ansichten über die Auswahl solcher Partien scheinen der weimarischen Schule entlehnt gewesen zu sein, sie deuteten zunächst auf Verleugnung der Persönlichkeit hin. Ich hatte da eine ganze Armee alter Herren oder kleiner Bösewichter beisammen; — unter andern, besonders durch Löpfer rekommandiert, den würdigen Lerma aus „Don Carlos“, dessen eine Rede beim Abschiede vom Prinzen mir zwar gefiel, meiner Sprechlust keineswegs genügte. Ich sprang also von dem, was Graf Lerma zu sagen hat, mit beiden Füßen in die Tiraden des Prinzen, holte mir nötigenfalls auch den Marquis Posa herbei und ermangelte nicht, wenn ich an den König Philipp

kam, Devrients tragisches Register aufzuziehen. Das ging denn so lange, bis Dunkel durch die Wand, die unsere beiden Zimmer trennte, meine Studien hörte und sich auf den Weg machte, zum Rechten zu sehen.

Ich wäre gewiß fortgelaufen, sogar ohne Paß und ohne Geld; wenn mich nicht der Gedanke an meine alte Pflegemutter und die Furcht, durch einen so unerhörten Schritt ihr Mörder zu werden, zurückgehalten, andererseits aber auch die Unermeßlichkeit einer so fabelhaften Irrfahrt mit übertriebenen Besorgnissen erfüllt hätte. Junge Männer aus der Gegenwart (1843) können gar nicht begreifen, was vor dreißig Jahren einem in Schlesien geborenen und erzogenen Muttersöhnchen eine größere Reise war. Heutzutage wird niemand mehr angestaunt, der aus Afrika oder Amerika kommt, und hat er nicht wenigstens ein paar junge neuentdeckte Inselchen bei sich, so ist keine Rede von ihm. Mir wurde noch, das kann ich beschwören, als ich etwa zehn Jahre alt war, ein junger Herr in Gesellschaft vorzugsweise gezeigt, weil er „in Berlin gewesen“! Und wie lange ist es denn her, daß Berliner, wenn sie nach Potsdam fahren wollten, ihr Haus bestellten und Abschied nahmen von Freunden und Bekannten?

Auch konnt' ich mir nicht verschweigen, daß ich, wie reif ich mich wähnte, doch einem dummen Jungen täuschend gleich sah, und daß es mir schwerfallen würde, mich als Mann durch- und einzuschwärzen. Ich blieb also, biß in meine Ketten und knirschte mit den Zähnen — insoweit der Zahnschmerz dieses erlauben mochte!

Wir sitzen denn eines Abends beisammen, die Zeitungen sind gekommen — Schaubert ergreift die erste Nummer, dem Datum nach, und ich fasse, um flüchtig darin zu blättern, nach einer spätern.

„Napoleon Bonaparte ist in Frankreich gelandet!“

Am 24. Januar 1815 hatte ich mein siebenzehntes Jahr zurückgelegt.

Wer durfte mich halten?? —

Die ersten Erkundigungen, die ich in Breslau einzog, bestimmten sogleich meine Wahl, welcher Truppe ich mich anzuschließen hätte. Es hieß, daß der Hauptmann von Fock ein Freikorps bilde, welches unter seiner Leitung ins Feld rücken und den Namen „Breslauer freiwillige Jäger“ führen werde. Das Klang nach „Lützows wilder verwegener Jagd!“ und so ein kleiner schlesischer Körner zu sein, dünkte mich gar nicht übel. Ich ging denn also mit eiligem Schritt in das Büro, welches der Hauptmann eröffnet hatte, und ließ mich einschreiben. Noch an demselben Morgen wurde ein Hirschfänger gekauft, an lackiertem Riemen übergehungen, und ein gewisses graues Röckel mit blauem Kragen versehen — ad interim, bis der Schneider die Uniform fertig hätte. Ein wenig verletzt war ich allerdings, daß mich im Büro nur der Kompanieschreiber empfangen und notiert hatte, und daß gar nicht die Rede davon gewesen war, mich meinem Chef zu repräsentieren. Ich hatte mir auf dem Wege nach Breslau, in Schauberts Korbwagen sitzend und künftige Größe träumend, meine Rezeption feierlicher, erhabener ausgemalt. Das Beste bei der Sache schien mir, daß, da alles im Werden und ich einer der ersten war, für jetzt noch keine Rede von militärischer Dienstpflicht sein konnte und eine Woche mindestens für mich und meine Freuden abfiel. Jetzt besaß ich volle Freiheit. Ein Schwert an der Seite, einen Kragen auf dem Rock, vielleicht bald auf dem Marsche, dem drohenden Tode entgegengeführt... was hätte man mir verweigert? Ich erhielt Geld, so viel ich wünschte, und durfte tun, was ich wollte. Ich mag vielerlei Albernnes und Lächerliches getan haben, worüber ich heute nicht mehr imstande bin, Rechenschaft zu geben; aber das Lächerlichste in meinen Augen war, daß ich genötigt wurde, mein Testament zu machen. Ein, wenn ich nicht irre, für diesen Fall speziell erlassener Kabinets-

befehl berechtigte die ausmarschierenden Freiwilligen, zu testieren. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich erst, daß ich ein eigenes, mir von meiner leiblichen Mutter hinterlassenes Vermögen von achttausend Talern besaß, welches fünf Prozent trug. Es waren also bisher jährlich vierhundert Taler für meine Erziehung eingegangen. Das war mir ganz neu. Und es war wohl sehr gut, daß ich früher nichts davon erfahren, denn ich würde dann wahrscheinlich in meinen Forderungen nach Theaterzuschuß höchst unbescheiden gewesen sein.

Oh wir es uns versahen, wurden wir zusammengerufen und auf Dorfschaften unweit Breslau gelegt. Der Hauptmann mit zweihundert Jägern hatte sein Quartier in Brocke, die übrigen vierhundert waren in ein paar andere Dörfer verteilt, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Jetzt erst waren wir Soldaten. Wir erhielten Sold und Brot. Wir wurden einexerziert. Wir zogen auf Wache. Ich lag bei einem Bauer im Quartier mit einem Oberjäger und noch sieben Mann. Da war ein recht lustiges Leben. An Besuchen aus Breslau fehlt' es nicht. Mutter schickte Wein und Lebensmittel jeder Gattung. — Der kalte Punsch — ein Getränk, in dessen Bereitung ich einige Meisterschaft zu besitzen glaube, und welches ich als freiwilliger Jäger in seinen tiefsten Beziehungen zur durstigen Menschheit studierte — floß in Strömen. Ich machte mir gar bald einen anerkannten Ruf als „Bewirter“, der bis ins Hauptquartier nach Brocke drang, und gewann viele Freunde und Brüder durch meine eitle und leichtsinnige Freigebigkeit; ein Gewinn, der gerade so viel wert ist als die Mittel, durch die man ihn erwirbt, der auch gerade so lange vorhält als diese Mittel; denn mit dem verschwendeten Gelde verlieren sich die sogenannten Freunde. Diese Erfahrung macht' ich schon damals auf so fühlbare Weise, daß mir's für immer eine gute Lehre blieb.

Eines Morgens winkte mich der Hauptmann zu sich heran und hielt mir ein Breslauer Zeitungsblatt vor, mit dem Finger auf folgenden Artikel deutend: „Vermischte Nachrichten. Der als Kunstredner und Dichter rühmlichst bekannte Theodor Baron von Sydow ist aus Wien hier eingetroffen, um sich unter die Zahl der freiwilligen Jäger aufnehmen zu lassen!“ „In diesen Tagen tritt er ein“, fügte der Hauptmann hinzu, „und er wird im Schlosse einquartiert; kommen Sie ihm freundlich entgegen!“

Oh, lieber Hauptmann, dieser Weisung hätt' es nicht bedurft. Ein reisender Deklamator, ein Mann, dem Deinhardstein seinen „Almanach für Kunstredner“ gewidmet, von dem er in der Vorrede gesagt hatte: „Da kam Theodor von Sydow, bannte das falsche Pathos und setzte Natur und Wahrheit in ihre Rechte“; ein Mann, dessen Bildnis als sauberster Kupferstich vor jenem Almanach prangte!... Ein solcher Mann sollte mein Kamerad werden! Ich sollte Gelegenheit finden, mit ihm zu reden, mit ihm von Deklamatorien zu sprechen! —

Der Buchdrucker, mein neuer Wirt (sein Name, dächt' ich, wäre Struve gewesen!), hatte sich kürzlich erst etabliert, war unverheiratet und lebte, während er Druckherr, Faktor, Setzer und Korrektor in einer Person war, mit seinem Drucker, einem kleinen, krummbeinigen Kerl, der selber wie ein Preßbengel aussah, ein mehr als einfaches Leben.

Ich hungerte am Tage, fror bei Nacht und ließ die Dinge gehen, wie sie wollten. Dafür half ich setzen, korrigieren, Papier einfeuchten, drucken, und diese Handleistungen, die Sydow manchmal teilte, brachten uns auf den Gedanken, uns durch eine kleine Sammlung „Vermischter Gelegenheitsgedichte“, die wir auf Subskription herausgeben könnten, Ehre und Geld zu erwerben, was denn auch sogleich ins Werk gesetzt wurde und wirklich seine Früchte trug. „Vermischte Gelegenheitsgedichte von

Theodor Baron von Sydow und Karl Eduard von Holtei“, mit der Zueignung: „Unserm edlen Hauptmann von Fock!“ Das ist jenes dünne, sehr dünne Büchlein, mit welchem ich freilich nicht auf die Ostermesse, jedennoch vor die Lesewelt Quedlinburgs trat.

Von Sydow stehen einige hübsche Gedichte in diesem Heftchen. Meine Beiträge sind höchst dürftig und gering. Doch theilte mein Kollaborator und Mitherausgeber die Einnahme redlich mit mir.

Die Erlaubnis zum „Deklamatorium“ war denn auch gekommen. Der Ertrag desselben wurde der Kasse des Frauenvereins bestimmt. Glücklicherweise befand sich bei unserm Detachement ein junger Musiker, „Hochgeladen“, der als Klavierspieler tüchtig war, und den wir zum Teilnehmer gewannen. Der Zudrang war groß, und der zu diesem Zwecke sauber dekorierte Saal überfüllt. Sydow hatte den Abend in drei Abteilungen gebracht, deren jede durch Freund Hochgeladen musikalisch eröffnet wurde. Die erste und dritte Abteilung gehörte ihm, für Ernst und Scherz. In die Mitte war ich placiert. Was ich unsern Zuhörern alles vorgeredet und vorgeschrien, kann ich nicht mehr genau angeben. Ein Gedicht aus eigener Fabrik war darunter, auch Arnold von Melchthals Klage über die Blindheit seines Vaters. Daß ich auf eine mit Teppichen geschmückte Tribüne steigen mußte und beim Erklettern derselben bei einem Haare über meinen Hirschfänger, welcher maliziöserweise mir zwischen die Knie geriet, gestolpert wäre, das weiß ich wohl. Wie ich mich aber in der Hauptsache hielt, ja sogar ob ich Teilnahme und Beifall gewann, das weiß ich nicht mehr. So recht richtig muß es mit der durch mich hervorgebrachten Wirkung doch nicht gewesen sein, weil ich mich besinne, mehreren Kameraden, die in ihrem Lobe Sydows kein Ende finden konnten, übelgenommen zu haben, daß sie meiner nicht auch gedachten. Doch verdankte ich diesem öffent-

lichen Erscheinen in Verbindung mit dem unserer Gedichte manche Einladung in gute Häuser der Stadt.

Unserem ersten Deklamatorium folgte bald ein zweites, dessen Einnahmen jedoch nicht den Kassen der Frauenvereine, sondern den Kassen der vereinten Deklamatoren bestimmt war. Der Andrang war nicht so bedeutend als am ersten Abend, aber der Ertrag für unsere Umstände von großer Bedeutung. Ich hatte wieder ein Drittel der Zeit durch meine Sprachwerkzeuge ausgefüllt und empfing auch redlich ein Drittel des Überschusses.

Daß ich bei diesem zweiten Auftreten Beifall gefunden, ist mir sehr wohl erinnerlich, ebenso, daß mein Meister sich ein wenig aigriert darüber zeigte und die Äußerung fallen ließ: die Hörer nähmen nicht selten rohen Kraftauswand für künstlerischen Vortrag hin. — Ich mag wohl mörderlich geschrien haben! — Nun war aber kein Halten mehr. Jetzt hieß es auftreten unter jeder Bedingung. Die paar Taler, die noch übrig waren von dem, was mein Anteil an den vermischten Gelegenheitsgedichten und der zweiten Soirée mir abgeworfen, wurden für Papier, Leinwand und Farben ausgegeben; es wurden unter Beihilfe stubenmalerischer Kameraden Dekorationen gepinselt, ein großer Tanzsaal in irgend einem Gasthause zweiten Ranges wurde gemietet, und so wurde „halt eine Komödie in'n Schick“ gebracht. Woraus die lange theatralische Unterhaltung zusammengesetzt war, will ich nicht verraten. Ich spielte ein Monodrama in Versen; Szenen aus den „Räubern“, in denen Spadow als Karl Moor erschien, und allerlei andere Bruchstücke (je mehr desto besser) wurden geleistet. Unser Auditorium war sehr zahlreich, denn die Eintrittskarten waren gratis verteilt worden. Ich wäre vollkommen glücklich gewesen, hätte nicht der Hauptmann mir am andern Morgen ein ernstes Gesicht gezeigt und zugleich angedeutet: ich möchte doch diese Spielereien unterlassen; meine Verwandten

wünschten dergleichen nicht, und ich hätte ja ohnedies nicht das geringste Talent dafür. Dieser Meinung war ich nun keineswegs. Ich würde über meines Gönners Kritik rasend geworden sein, wenn ich nicht versucht hätte, mich mit dem Gedanken zu beruhigen, er sage das nur so hin, ohne innere Überzeugung, lediglich weil ihm erinnerlich war, daß Vormund und Pflegemutter sich gegen ihn über meine Theaterkrankheit ausgelassen (was allerdings vor unserm Ausmarsch von Breslau mündlich und schriftlich geschehen war).

Übrigens waren alle des „Soldatenspielens“ herzlich überdrüssig. Daß der Krieg beendet sei, wußten wir seit der Einnahme von Paris, und die meisten würden schon in ihre Heimat zurückgekehrt sein, wenn man es ihnen hätte gestatten wollen. Die Sehnsucht nach unserer „Auflösung“ wurde rücksichtslos ausgesprochen. Sydow und ich mögen wohl die Ungeduldigsten gewesen sein. Er fühlte seinen Stolz durch den Gedanken, im Frieden gemeiner Soldat zu heißen, nicht wenig gekränkt und äußerte sich darüber so unverhohlen, daß ich oft in peinliche Verlegenheit geriet. Mir hatte ein Hoffungsraum vorgeschwebt, wir würden aus unserem Standquartier entlassen und mir dadurch die Möglichkeit gegönnt werden, von Quedlinburg aus zur ersten besten (oder schlechtesten) reisenden Schauspielertruppe zu stoßen. Dieser Plan war nun vereitelt, es war entschieden, daß wir bis zur Rückkehr nach Breslau „Soldaten bleiben mußten“, und das machte mich sehr unglücklich.

In Potsdam sein . . . und Berlin nicht gesehen haben! das wär' eine schöne Geschichte gewesen. Der Hauptmann wollte zwar anfänglich nichts von meiner Entdeckungsreise nach Neu-Babylon hören, aber die Damen sprachen vor; es wurde mir ein Kredit von einigen Friedrichsdors eröffnet, und ich kaufte mir einen Platz auf der des Morgens abgehenden Journaliere.

Zwei Besuche hatt' ich zu machen. Den ersten bei

der Mutter eines Waffengefährten, der mir im Augenblick der Abfahrt von Quedlinburg einige Taler geliehen, die ich eben dieser seiner Mutter abzuliefern versprochen hatte. Daß ich dies Versprechen erfüllte und mich keine Mühe verdrießen ließ, die etwas unklar bezeichnete Wohnung zu finden, darauf bin ich heute noch stolz, weil in meinen Jahren und bei dem Zustande meiner Kasse nichts natürlicher gewesen wäre, als die Rückzahlung unter dem Vorwande der unrichtigen Adresse zu vertagen. — Den zweiten bei Devrient, welcher sein Breslauer Engagement mit dem Berliner vertauscht hatte, und von dessen letztem Auftritt in Breslau ich noch Zeuge gewesen war. Da ich eben davon rede, so will ich, jenen letzten Auftritt anlangend, noch etwas nachholen, was auch wieder unglaublich klingen wird und doch wahr ist. Ludwig Devrient erschien auf der Bühne, die er jahrelang durch seinen Genius verherrlicht, auf der er mit seinen besten, frischesten Kräften die Hörer entzückt und beglückt hatte, zum letzten Male als Shylock. Bekanntlich schließt diese Rolle mit dem vierten Akt ab, denn im fünften Akt des Schauspiels „Der Kaufmann von Venedig“ hat das Stück eigentlich ein Ende, und ein mondbeleuchteter sommerduftiger Epilog erklingt, um die Schrecken des Dramas zu mildern und zu versöhnen. Dies konnte, weil das Stück bereits häufig gegeben war, dem zahlreich versammelten Publikum so wenig fremd sein als mir, und ich nahm also in meiner Eigenschaft als Gründling im Parterre keinen Anstand, nach Beendigung des vierten Aktes laut und vernehmlich Devrients Namen zu rufen, fest überzeugt, daß alle Welt einstimmen müsse. Das geschah aber nicht. Die Breslauer fanden es so ungewöhnlich, einen Schauspieler vor gänzlicher Beendigung des Stückes hervorzurufen, daß sie mich nicht nur stecken ließen, sondern mich auch nach wiederholtem Rufen zum Stillschweigen zischten, wobei ich in meiner Nähe manche sehr bittere Bemerkung über „naseweise Burschen“ hören

mußte. Kaum senkte sich der Vorhang nach dem fünften Akt, als das Gebrüll aus allen Kehlen sich mächtig erhob. Ein Schauspieler trat vor und sagte mit scharfer und absichtlicher Betonung: (oh, ich hätt' ihn küssen mögen!) „Herr Devrient hat bereits nach Beendigung des vierten Aktes das Haus verlassen.“

Da standen sie und sperrten das Maul auf.

Und so geschah es, daß Ludwig Devrient die Breslauer Bühne verließ, ohne Lebewohl von den Brettern zu sagen und ohne den Abschiedsgruß zu empfangen, der schon so häufig an Leute verschwendet worden war, die nicht würdig schienen, ihm den Staub von den Stiefeln zu lecken.

— — Also, Devrient wollt' ich besuchen und fand ihn auch, auf dem Ruhebett liegend, den Kopf mit einem roten Tuch umwunden, und Voltaires „Mahomet“ in Goethescher Verdeutschung studierend, so schön, so geistreich, so eigentümlich wie immer. Er lächelte, mich in Uniform zu sehen. Als ich ihm den Ausgang unserer Heerzüge beschrieb und mich selbst darüber lustig machte, fing er recht herzlich zu lachen an. Seine Frau und Schwägerin kamen dazu, später Herr von D'Elpons, den ich aus Breslau schon kannte. — Wahrscheinlich säße ich noch da, wenn nicht die Stunde geschlagen hätte, die mich an meinen Präsidententisch rief.

Im Theater war ich nur einmal während meines ersten Berliner Aufenthaltes. Ich sah „Parteienwut“, und obgleich Devrient den „guten alten Gottlieb Koke“ spielte, hatte ich doch dies Wachsfigurenkabinetstück schon zu häufig in Breslau gesehen, um mich sehr angezogen zu fühlen. Doch besinn' ich mich, daß Herr Wauer als Harrison durch die siegreiche Gewalt der seiner Darstellung einwohnenden Wahrheit einen bedeutenden Eindruck auf mich machte, bedeutend genug, um ihn in meiner jugendlichen Erinnerung neben Devrient zu stellen. —

Meinem stets wiederaufsteigenden Wunsche, Schauspieler zu werden, begegnete [in Breslau] Schall durch bedenkliche Zweifel an meiner Befähigung. Er fand mein Sprechorgan dünn und übelklingend, meinen Gang nachlässig, meine Haltung im allgemeinen ungraziös und im ganzen Wesen nichts Bezeichnendes, Vorwaltendes, was auf einen „geborenen Schauspieler“ hindeute. Für einen mittelmäßigen Schauspieler, meint' er, wär' ich zu gut, und ein ausgezeichnete würd' ich nicht werden.

Zu widersprechen wagte ich ihm damals nicht. Auch wurde ich stutzig, dieselben Worte, wie sie mein guter Hauptmann, nur mit andern Ausdrücken, vorgebracht, jetzt von einem unfehlbaren Kenner wiederholt zu hören. Die Anerkennung, welche Schall meinen poetischen Gaben zuteil werden ließ, beruhigte mich einigermaßen; sollte doch dem Dichter zugute kommen, was der Schauspieler entbehren mußte: Aufmunterung und fördernde Teilnahme! Damit stellt' ich mich fürs erste zufrieden, ohne doch die Aussicht auf eine dereinstige glänzende Laufbahn als Schauspieler ganz schwinden zu lassen.

Es konnte nicht fehlen, daß in stetem Umgang und Gespräch mit einem so unterrichteten und vielseitigen Menschen wie Schall täglich, ja stündlich zum Vorschein kam, wie unvollkommen meine Bildung, wie beschränkt mein Wissen war. An ernststen und eindringlichen Ermahnungen ließ er es niemals fehlen, und zum Glück blieb er dabei nicht stehen, sondern gab mir, wie schon erwähnt, mannigfache Mittel an die Hand, meinen Blick zu erweitern. Durch ihn auch erfuhr ich zuerst, daß es einen Shakespeare gäbe, der außer „Hamlet“ und „Lear“, wie ich diese beiden durch Schröders Bearbeitungen kannte (oder nicht kannte), noch einige andere, nicht gänzlich zu verwerfende Kleinigkeiten hinterlassen habe. Ich will mich der Sünde eitler Prahlerei nicht schuldig machen, indem ich etwa die Frechheit übte, zu behaupten, daß mir meines

Meisters Ansichten sogleich in Fleisch und Blut übergegangen wären! Vielmehr muß ich bekennen, daß sich mein verweichlichter Magen gegen die kräftige britische Kost innerlichst sträubte, daß mir Shakespeare mehr als fremd erschien, und daß ich Schröders Modifikationen meinem Geschmack vollkommen entsprechend fand. Da ich aber nicht wagte, dergleichen Zweifel zu äußern und, von Schalls Unfehlbarkeit überzeugt, ohne weiteres in verba magistri schwor, so entstand eine gewisse ästhetische und kritische Heuchelei bei mir, die mich mit vornehmen Redensarten umherwerfen ließ, welche mir eben nur auf der Zunge saßen. Mit meinen poetischen Produktionen sah es, ihm gegenüber, noch mißlicher aus. Ich schrieb, nachdem er mir meine Übersetzung der „Henriade“ weggelacht hatte, wie besessen Komödien, brachte ihm ein kleines Nachspiel ums andere und mußte bei jedem vernehmen, daß nichts daran sei.

Um diese Zeit kam ein junger Mann zum Breslauer Theater, den der Reichsgraf zu Herberstein als ein beliebtes Mitglied seines Schloßtheaters in Grafenort der Direktion empfohlen und durch diese Empfehlung bewirkt hatte, daß man seinen Schützling als „Reitknecht“ in Müllners „Vertrauten“ debütieren ließ. Dieser junge Schauspieler hieß Karl Seydelmann. Ich wohnte seinem ersten Auftritt nicht bei, besinne mich aber noch sehr genau, daß am folgenden Tage, wo ich bei meiner Gönnerin, der Majorin von Seidlitz, einer weitläufigen Anverwandten meiner Pflegemutter, Morgenbesuch abstattete, ein Hauptmann von Kampf von Seydelmanns Spiel lobend und günstig redete. Als ich Frau von S. verließ und die unerläßliche Wanderung zu Schall antrat, fand ich vor seiner Thür einen fremden jungen Herrn, den ich augenblicklich für den sehr genau beschriebenen Debütanten erkannte. Wir blieben ein Weilchen bei Schall, gingen dann miteinander fort und wurden gleich so innig befreundet, daß ich dem neuen Freunde vor-

schlug, mit mir zum Essen zu kommen, was er annahm, und unser bescheidenes Mahl mit meiner Pflegemutter und mir theilte. Von dieser Stunde an waren wir ein Herz und eine Seele, und weil er meiner alten Mama durch sein damals schon sehr gehaltenes und feierliches Benehmen unglaublich gefiel — (sie pflegte in ihrer wunderbaren Ausdrucksweise von ihm zu sagen: er habe etwas *Retirées* und *Posées*) —, so fand er sich bald heimisch, kam oft zu uns und schloß sich zutraulich an mich.

Er spielte gut Klavier, hatte auch eine hübsche Stimme, da sangen wir denn allerlei zusammen und bauten Schösser in die Theaterluft. Seydelmann war kein glücklicher Anfänger. Seine Persönlichkeit widersprach den jugendlich-natürlichen Rollen, in welche die Regie des Bedarfes halber ihn zwängte. Schall erst wies ihm später die Richtung, die er verfolgen müsse. Doch zeigte sich schon damals der Sieg geistigen Übergewichts gegen den Mangel des hervorragenden Talentes. Sein Fleiß, sein ernster Wille waren unbeschreiblich; durch diese hielt er sich auf einem Platze, für den seine natürlichen Anlagen, seine Persönlichkeit ihn keineswegs berufen hatten, und wußte dem Publikum, welches ihn nicht liebte, so viel Achtung einzulößen, daß man sich ihn als Liebhaber gefallen ließ, und daß er oft gefiel. Schon in dem jungen Seydelmann entwickelte sich während unserer Breslauer Lebensperiode jene düstere Abgeschlossenheit, jenes oft unbegründete Mißtrauen und menschenfeindliche Zweifeln, wodurch er als berühmter Meister sich und anderen das Leben verbitterte. Auch ich litt darunter. Es war da ein junger theatralischer Mitläufer, der Bruder einer neuen Schauspielerin, eingetroffen, der mich bisweilen heimsuchte und mit dem ich, da er sich weniger abgemessen, unseren Jahren entsprechender zeigte, lustig und guter Dinge sein konnte. Nachdem Seydelmann ihn einige mal an meiner Seite gesehen, zog er sich empfindlich von

mir zurück. Ich höre noch, wie er zu mir sagte: „Sie haben einen neuen Freund gefunden, ich wünsche, daß Ihnen dieser Umgang recht viel Freude bereite!“ — So fest hat sich der kalte, halb höhnische Ton, in dem er diese Worte sprach, meinem Herzen eingepägt, daß ich denselben nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts noch häufig aus seinen freundlichsten Äußerungen herauszuhören wähnte.

Müde und satt der fruchtlosen Bestrebungen, durch meine kleinen Lustspiele, in denen er, wenn sie versifiziert waren, nur das lyrische Talent lobend hervorhob, Schalls Approbation zu erringen, entschloß ich mich, als der Mai blühte, kurz und gut zu einem großen Werke. Hatt' ich doch in Schillers Aufsätzen über seinen Carlos gelesen, eine Tragödie müsse die Frucht eines Sommers sein! Der Sommer kam, er war da, ich auch, Feder und Papier nicht minder, wie konnt' es mir fehlen? Auch der Stoff ließ sich nicht lange suchen. In einem Taschenbuch hatt' ich die Geschichte eines Korsen, „Pietro von Bastelika“, gelesen! Das war mein Mann! Mit dir, dacht' ich, wollen wir schon fertig werden! Nur her damit. Die Tage, wo ich in „Stillers Garten“ in der Taschengasse mit dem frühen Morgen einzog, dann in einsamer Laube sitzend, einen schönen schwarzen Lintenstecher neben meinem Kaffeegeschirr in die Tafel spickte und das Szenarium entwarf, gehören unter die lichtvollsten meines ganzen Lebens. Das war reine, himmlische Seligkeit. Nur zu bald traten irdische Hindernisse dazwischen. Ich wußte vom Schauplatz, von der Lokalität des Landes, von seiner kleinen, bewegten Spezialhistorie soviel wie gar nichts. Und doch muß' ich, das fühlte ich vorahnend, dort zu Hause, auf diesem Grund und Boden bekannt sein, wollt' ich meine Helden wie eingeborene Korsen diskurieren lassen. Da sucht' ich denn mit lebhaftem Eifer nach belehrenden Büchern, fand jedoch außer einem Werke (von Boswell, wenn ich nicht irre) wenig oder nichts. Was ich

aus den mir zu Gebote stehenden Quellen schöpfen konnte, bracht' ich redlich, mit einer Gewissenhaftigkeit, die manchem Antiquar Ehre machen würde, in meinen Jamben an. Es ging wie geschmiert. Auf Kanngießer, diesen dem modernen Theater gänzlich fremden Gelehrten, dem ich einzelnes vorlas — denn einem Lebenden muß' ich doch das überfüllte Herz öffnen, und Schall, als Hauptperson, durfte ja nicht um den Totaleffekt gebracht werden —, machte dieses seines hübschen Versklanges und der eingestreuten historisch-geographisch-naturwissenschaftlich-statistischen Notizen wegen einen so gewaltigen Eindruck, daß der gute Schulmann, den damals eben ein Werk über die komische Bühne Griechenlands beschäftigte, keinen Anstand nahm, mich für Schlesiens Euripides zu erklären und mit Tränen des Anteils im Auge meiner Pflegemutter die Versicherung zu geben, sie würde noch erleben, daß ich ein sehr berühmter Dichter wäre, zu welcher Versicherung die Frau Geheimrätin gar nicht wußte, was sie für ein Gesicht machen sollte. Unter dem fruchtbaren Wetter solcher Ermunterungen wuchs „Pietro von Bastelika“ sehr bald zu einer langen, langen Tragödie heran, die an Umfang dem längsten Schillerschen Drama gewiß nichts nachgab. Schmellas waren sehr erbaut davon. Seydelmann fand mehrere Rollen meines feurigen Werkes für sich geeignet und betätigte seine Teilnahme an der Dichtung und ihrem Geschehe dadurch, daß er mir eine Abschrift von seiner, alle schönen Handschriften überbietenden, schönsten Handschrift fertigte, in welcher es, um schon das Außere dem innern Werte gleichzustellen, der letzten Instanz, dem ästhetischen Obertribunal, dem diesmal doch gewiß entzückten Freund und Lehrer überreicht werden sollte. Wäre mein Trauerspiel als dramatisches Gedicht gewesen, was Seydelmanns Abschrift als Manuskript war, so hätten sämtliche Tragöden nur einpacken dürfen, und „Pietro von Bastelika“ stünde heut noch so einzig auf der Schau, als sein Lands-

mann Napoleon auf der Weltbühne stand. Aber ich weiß nicht, das Ding muß nicht ganz klar gewesen sein. Denn Schall sagte, nachdem er das Manuskript einige Tage bei sich beherbergt und trotz meiner häufigen Präsentationen und Besuche, bei denen ich wie ein lebendiges Fragezeichen vor ihn trat, ein tückisches Schweigen darüber beobachtet, endlich auf meine direkte Anfrage, der er nicht mehr ausweichen konnte: „Ja, es ist sehr schön geschrieben!“ Sprach er von meinen Versen? — Nein, er sprach von Seydelmanns Kopie. Meine Verse schienen ihm nicht der Mühe wert, erwähnt zu werden. „Denn“, sagte er, „daß Sie Verse machen, das dank Ihnen der Teufel; die sind es nicht, welche ein Drama geben. Das Ganze ist, neben manchen nicht abzuleugnenden hübschen Einzelheiten, ein Durcheinander von rhetorischen Phrasen, nüchternen Gedanken, kindischen Reckheiten; die Personen sind keine Menschen, sondern ideale Nebelgestalten, an Darstellbarkeit ist nicht zu denken, und es ist schade um die Zeit, die Sie beide darauf verwendet haben, Sie — und Seydelmann!“ — Es war ein harter Schlag, und er lähmte auf längere Zeit meinen tätigen Willen. Bevor ich mich gänzlich in mein Geschick ergeben konnte, legt' ich das traurige Stück meinem anderen literarischen Freund van der Velde vor. Dieser freilich verschüttete nicht so heftig wie Schall das Kind mit dem Bade, aber eine Zukunft wagte doch auch er in seiner Gutmütigkeit und Milde nicht ihm zu verheißten.

Und ich ging und verbrannte, wie ich so viele kleine Lustspiele verbrannt, auch meine Tragödie, sowohl mein erstes Exemplar als Seydelmanns köstliche Handschrift, was mir heute sehr leid tut.

Ich brauche wohl kaum erinnern zu dürfen, daß dieser Stoff derselbe ist, aus welchem Halm seinen „Campiero“ gestaltet hat.

Seydelmann suchte mich wieder einmal auf, und zwar mit einer mir fast ironisch klingenden Bitte: ich möge

ihm, der sich doch mündlich wie schriftlich aufs allerfeinste und gewandteste selbst auszudrücken verstand, ein Gesuch an die Breslauer Theaterdirektion aufsetzen, daß Hochdieselbe ihm, dem Seydelmann, einen achtwöchentlichen Urlaub und durch diesen Gelegenheit geben solle, sich ein Süm্মchen zu verdienen. Auf dem Schloßtheater des Reichsgrafen zu Herberstein in Grafenort bei Glas, wo Seydelmann schon mehrmals im Beginn seiner theatralischen Laufbahn tätig gewesen, sollten auch in diesem Herbst wieder Vorstellungen gegeben werden, und an ihn war demnach eine dringende Aufforderung ergangen, entweder sich in Person oder, wenn dies nicht auszuführen sei, einen andern an seiner Statt zu stellen. Die Worte „Schloßtheater“, „Grafschaft Glas“, „Grafenort“ gingen mir wie elektrische Schläge durch Mark und Nerven. Niemals wohl ist ein Bittgesuch entworfen worden, bei dessen Abfassung der Verfasser so lebhaft auf ungünstigen Erfolg gehofft hätte, als ich tat, indem ich Seydelmanns Wunsch erfüllte. Daß ihm zur Herbstzeit bei neu wirkender Regsamkeit der theatralischen Produktionen ein so langer Urlaub nicht gestattet werden könne, nahm ich für abgemacht an. Daß ich sein Stellvertreter sein würde, darüber waren wir einig.

Eine günstigere Gelegenheit konnte sich meiner Theaterlust nicht darbieten, als auf dem Lande im Schlosse eines vornehmen Herrn wie ein wirklicher Schauspieler aufzutreten, ohne doch die Rückwirkungen der Öffentlichkeit auf meine Breslauer Verhältnisse und den Zorn der Verwandten befürchten zu dürfen. Aus meiner eifrigsten Bemühung, die Seydelmannsche Eingabe recht wacker zu stilisieren, leuchtete doch der noch lebhaftere Eifer, selbst nach Grafenort wandern zu können, hervor, und ich war viel zu offen und ehrlich, um mich gegen meinen besonnen scharfblickenden Freund irgend verstellen zu können. Ich tat damals einen Blick in seinen Charakter, der ihn mir wahrhaft edel und liebenswürdig zeigte, indem er die

Feuerprobe des Reides aushielt. Senbelmann leugnete nicht, wie sehr und innig er von dem Wunsche durchdrungen sei, den erbetenen Urlaub zu erhalten, und zeigte daneben die gutmütigste Unbefangenheit, mir die Erfüllung meines Wunsches zu gönnen, wenn sein Gesuch verweigert würde. Ja, er berichtete schon im voraus nach Grafenort, daß einer von uns beiden unfehlbar sich einfinden werde, brachte mir auch den Inhalt der Grafenorter Erwiderung, worin ausgesprochen wurde, daß man ihn begehre und einen Substituten gar nicht gern sehe, so schonend und zart als möglich bei. Ich sehe noch das spitzbübische Lächeln, mit dem er mir sagte: „Sie müssen diesen Irrtum den Grafenorter Herrschaften nicht übel deuten, man kennt Sie dort noch nicht!“ — Und nun erzählte er mir vom Aufenthalt in Grafenort und machte mir den Mund so wässerig, daß ich manchmal vor ungeduldiger Angst nicht aus noch ein wußte und seinen begeisterten Mitteilungen lauschte bis tief in die Nacht.

Für den von ihm gefürchteten, von mir gehofften, von beiden vorausgesehenen Fall, daß ihm die Direktion den Urlaub verweigern werde, mußten schon im voraus allerlei Zubereitungen getroffen werden, um mir die Abreise in den ersten Tagen des Oktober möglich zu machen. Das war nicht so leicht und erforderte vieles Kopfzerbrechen. Endlich hatten wir's! In der Nähe von Frankenstein, zu Füßen der wunderbaren Bergfestung Silberberg, also beinah auf dem Wege nach Glas und Grafenort, liegt „Lampersdorf“, wo damals mein lieber Vetter Karl von Thielau als junger Gutsbesitzer lebte. Dieser hatte mich schon öfters eingeladen, ihn zu besuchen und einige Wochen hindurch seine ländliche Einsamkeit zu teilen. Es wurde nun eine neue dringende Aufforderung von dort aus fingiert und meiner Pflegemutter gesprächsweise mitgeteilt, daß Thielau meine Gegenwart sehnlichst wünsche. Ferner ward ausgeheckt, daß ich in Grafenort meinen ersten Brief an die Mutter von Lampersdorf aus

batieren und in demselben schreiben sollte, wie ich bei einem Zagen die Bekanntschaft des jungen Grafen aus Grafenort (denn daß ein solcher, ein österreichischer Offizier, auf Urlaub da war, wußte Seydelmann) gemacht, und wie dieser, in Berücksichtigung, daß ich der Pflegesohn des ehemaligen Landrats von Glas sei, mich eingeladen habe, seinem Papa in Grafenort aufzuwarten. Dann sollte ich das zweitemal von Grafenort berichten, wie ich nun wirklich dort eingetroffen, gut aufgenommen sei und auch auf dem kleinen Gesellschaftstheater im Schlosse manchmal mitspielte. Dadurch wäre dann etwaigen bis nach Breslau dringenden Gerüchten hinreichend vorgebaut und in keiner Weise etwas zu fürchten. Wahrscheinlich hat Seydelmann — Gott gönne ihm eine fröhliche Urstätte! — an diesem schönen, feinen Plan mehr teilgehabt wie ich; denn meine Diplomatie würde kaum heutzutage so weit reichen, geschweige denn gar damals! Gesagt, geschehen. Herr Professor Rhode, der Dramaturg, und die beiden Kaufleute Websky und Schmiede — denn so hieß das dirigierende Triumvirat — fanden sich „nicht bewogen“, Seydelmann Urlaub zu bewilligen. Ich hätte ihnen zu Füßen sinken mögen, den würdigen, vortrefflichen Männern, die so fest das Interesse der ihnen anvertrauten Anstalt im Auge hielten.

Unmittelbar nach Erlaß dieses Direktionsbriefes an Seydelmann bekam ich eine ganz unglaubliche Lust, Lampersdorf einmal wieder zu sehen, meinen guten Better Karl zu begrüßen! War ich doch nur als kleiner Junge dort gewesen, wie Onkel und Tante noch lebten, und war es mir doch zwiefach wünschenswert, jetzt als Jüngling dort zu wandern, wo ich als achtjähriger Knabe, von einem ungestümen Reiter daniedergeritten und ernstlich verwundet, so nahe am Rande eines frühzeitigen Grabes gestanden! Ich machte die Sache so eindringlich und meine Sehnsucht nach Lampersdorf so natürlich, daß ohne Bedenken die Einwilligung zu der

kleinen Reise gegeben ward. Was von Fesen und Lumpen in meinem Bereiche aufzutreiben und was meine theatralischen Freunde nur irgend entbehren konnten, das packt' ich in einen unsinnig großen Koffer zusammen, suchte an Geld das mögliche zu erschwingen und vertraute mich so ausgerüstet dem Postwagen an, der, wenn mich nicht alles täuscht, des Freitags nachmittags zwischen drei und vier abzugehen pflegte, um in weiser Bedächtigkeit am Sonnabend gegen Mittag oder noch später in Glas einzutreffen.

An einem Sonnabend, nachmittags um halb vier Uhr, blickt' ich vom Mellinger Berge hinab ins Grafenorter Thal und sah zum ersten Male das verhängnisvolle Schloß mit seinen vielen roten Giebeln vor mir liegen. Heilige Schauer durchwehten mich! Unsägliche Angst und Befürchtung, wie man mich aufnehmen werde, kämpften mit rätselhaften Entzückungen und mit peinlicher Ungeduld, den Schleier der Geheimnisse zu lüften, die meiner harrten. Wie ein Feenschloß stand der seltsame Bau vor mir, das eigens in jenes Thal gezaubert wäre, damit ich meine Abenteuer daselbst beginnen solle! Wären mir Zwerge, Mohren und Riesen entgegengetreten, ich hätte mich nicht gewundert. Im Zustande einer buntphantastischen Eraltation, an allen Gliedern bebend, mit glühendem Kopfe, meiner Sinne nicht mehr mächtig, fuhr ich in den Schloßhof; dergleichen, meint' ich, habe noch keiner erlebt, und Wilhelm Meister wäre nur ein Hund gegen mich.

Über die Art meiner Existenz in Grafenort war vorher nichts abgemacht noch bestimmt worden. Sendelmann hatte mir wohl erzählt, daß die engagierten Schauspieler sich nach Umständen und Gelegenheit im Dorfe Wohnungen suchten, daß ich aber, da ich doch gleichsam als Volontär aufträte, wahrscheinlich im Schlosse untergebracht werden würde. Solange ich in Breslau verweilte und keinen andern Gedanken hegte, als nur fort und auf

die Bretter zu kommen, waren mir alle diese Nebendinge höchst gleichgültig gewesen. Jetzt aber, wo ich fremd und wie vom Himmel geschneit in den unheimlichen grauen Räumen stand, mich vergebens nach einem Menschen umsah und gar nicht begriff, was zunächst aus mir werden sollte, stiegen mir denn doch verschiedene Bedenklichkeiten auf, ob ich denn überhaupt ein Recht hätte, hier meinen Einzug zu halten, ob man mich auch erwartete, ob Seydelmann mich gehörig angemeldet, ob man seine Meldung befriedigend akzeptiert. — Der Postillion, mein Koffer und ich, wir waren einer so unbekannt wie der andere im Grafenorter Schlosse, keiner von uns dreien wußte Bescheid. Endlich kam aus einem Nebengehöft ein kleines „Tagdwürstel“ mit zwei schönen braunen Engländern bespannt zum Vorschein und ward vom Kutscher, der uns sehr erstaunt anblickte, vor eine steinerne Treppe gelenkt. Unmittelbar darauf trat über die Treppe herab ein Büchsenspanner in den Hof. An diesen wagte ich irgendeine sehr bescheidene, aber wahrscheinlich unklare und konfuse Frage zu richten, die der gute Böhme nicht zu beantworten wußte, wie er denn überhaupt nicht wußte, was er aus mir machen sollte. Als ich ein Wort von „Theater“ fallen ließ, verklärte sich sein Angesicht, und er rief: „Alle scheint mir, hör' ich, beliebten Schauspielers zu sein?“ —

Und er wies mich an Madame Petrillo, die in diesen Angelegenheiten einzig und allein zu bestimmen habe, und welche in dem großen Hause wohne, welches mir gerade entgegenstehen würde, wenn ich durch den Park usw. usw. mich bemühen wollte. Ich empfahl meinem Postillion gleich wie meinem Koffer Geduld und Ruhe und beeilte mich, auf vorgeschriebenem Pfade nach dem Park zu gelangen, um nur bei Gottes Gnade nicht dem Grafen in den Wurf zu geraten, der da unbedenklich im Begriff stand, auszufahren. Noch nicht zwanzig Schritte hatte ich im Schloßgarten zurückgelegt, als ich eine Dame

auf mich zukommen sah, die ich Kupferstichen und andern Bildern zufolge augenblicklich für Madame Petrillo, geborene Eigensatz, erkannte. Sie hielt einen Brief in der Hand, über dem sie im Gehen noch las. Als wir einander dicht gegenüber waren und ich sie begrüßte, rief sie aus: „Ach, sind Sie vielleicht der Student, den uns Seydelmann in diesem Schreiben meldet?“ Und dabei maß sie mich mit einem flüchtigen Blick, als wollte sie prüfen, von welcher Gattung der Stellvertreter sei, schien jedoch von meiner Art, mich zu präsentieren, nicht sehr erbaut und wenig geneigt, Hoffnungen für das Gedeihen des Theaters daran zu knüpfen. Dennoch forderte sie mich freundlich genug auf, ihr auf die Bühne zu folgen, wo eben die Generalprobe des alten Gotterschen Schauspiels „Mariane“ abgehalten werden würde. Für das Arrangement meiner Wohnung gab sie im Vorbeigehen dem sogenannten „Zimmerwärter“ die nötigen Aufträge, ich befriedigte in Eile den harrenden Postillion und betrat nun, über ein kleines Hintertreppchen kletternd, den künftigen Spielraum meiner theatralischen Großthaten. Der erste Mensch, der mir entgegenkam, war der mir schon von seinem Breslauer Gastspiel bekannte (in Prag verstorbene) Frey, ein guter Schauspieler, den ich auch im Umgang mit Schall als geistreichen und wohlunterrichteten Menschen kennengelernt. Er freute sich, in mir einen Kollegen zu erblicken, und bot mir Beirat und Unterstützung an. Was ferner in der Probe und um mich her geschah, weiß ich nicht. Ich finde mich erst beim Abendessen, welches mir und Frey, mit dem ich zusammen wohne, auf die Stube gebracht wird, und lasse mich durch meinen Herrn Genossen in die bei unserm kleinen Hofe herrschenden, für und wider wirkenden Parteiungen und Rabalen einweihen. Er und ich waren die einzigen, die im Schlosse hausten, und hatten zwei geräumige Zimmer zu unserer Disposition, die uns nur an Spielabenden geschmälert wurde, weil an solchen diese unsere Wohnzim-

mer sich in allgemeine Garderoben verwandeln mußten. Es ist mir noch sehr erinnerlich, daß ich trotz meiner Müdigkeit sehr spät und mit einer unendlichen Angst vor dem nächsten Tage einschlief, wo es die Lage der Dinge mit sich brachte, an der Tafel des Grafen zu erscheinen, ein Unternehmen, welches mir höchst bedenklich vorkam, und dem ich mich kaum gewachsen glaubte. Unter einem österreichischen Grafen, dessen Besitzungen in Steiermark zum Theil über oder an der ungarischen Grenze liegen sollten und der während seines Aufenthaltes auf den schlesischen Gütern in seinem alten Schlosse theatralische Vorstellungen veranstaltet, dachte sich meine stets geschäftige, über die Grenzen des Alltäglichen so gern hinaus-schweifende Einbildungskraft etwas so Ungeheures, Un-nahbares, daß ich gar nicht einsah, wie und in welchen Ausdrücken ich einem solchen zu entgegenen haben würde, wenn er mir die Ehre erweisen sollte, mich anzureden.

Frey, als guter katholischer Christ, führte mich Sonntagvormittag in die Kirche, die für eine Dorfkirche wirklich schön ist, die mir an jenem Morgen aber, während Weihrauch mich umnebelte und eine alte Messe mit süßen Klängen an mein Herz drang, wie der Kölner Dom erschien. In dem dirigierenden Schulmeister und Kantor wurde mir zugleich der Kapellmeister unseres Theaters, der brave, geschickte Simon gewiesen.

Seit Aufhebung der Fronleichnamsprozessionen in Breslau hatte ich keinem katholischen Kirchendienst beigewohnt. Er machte hier einen gewaltigen und ergreifenden Eindruck auf mich; besonders deshalb, weil sich mit der sinnlichen Erschütterung, die das Hochamt in mir hervorbrachte, auch die theatralische Bewegung und Erregung und zunächst der Gedanke verband, daß dieselben Personen, welche jetzt da oben auf dem Musikchor spielten und sangen, des Abends in unserem kleinen Orchester und auf unserer kleinen Bühne spielen und singen würden. Ein eigenes Gefühl — ich möcht' es unheilige Fröm-

mißthat nennen — waltete in mir vor, und ich mußte fast weinen.

Ich habe später, viel später, in derselben Kirche recht ernstlich geweint, Tränen des innigsten, herzzerreißendsten Jammers, niemals jedoch, ohne der bang wollüstigen Morgenstunden zu gedenken, wo ich der ersten Messe in Grafenort beirwohnte!

Alles war für mein Auge damals mit dem Rosenduft der Poesie umwoben, bis auf den Dialekt der Dienstboten, bis auf den Schnupftabak, den sie führten, und an dem ich — es war „schwarzbeizter“ — aus Achtung für seine kaiserliche Ab- und Herkunft die Unart erlernte, bisweilen davon zu naschen. Wie nun erst mußte mir zumute werden, zu welcher feierlichen Stimmung mußte ich mich erhoben fühlen, als die Speisestunde herannahte. Ich suchte mich durch beste Toilette würdig vorzubereiten; diese Vorbereitung aber raubte mir so viel Zeit, daß ich noch nicht im vollen Glanze dastand, als die verhängnisvolle Tafelglocke gezogen ward; Frey hatte des diabolischen Elementes hinreichend in sich, um an meinen schülerhaften Verlegenheiten seine Lust zu finden, und ging, ohne die Vollendung meines Putzes abzuwarten, boshafterweise den ihm schon seit einer Woche geläufigen Gang voran, so daß mir nichts übrigblieb, als einsam nachzuhinken. Mich wies man an eine mit einem schweren, wappenbenähten Teppich verhangene Thür, und während ich mich vergebens anstrengte, neben diesem Teppich vorbei bis an die Klinke der Thür zu gelangen, vernahm ich im Innern des mir noch verhüllten Heiligtums seltsame Töne, von denen ich durchaus nicht ergründen konnte, ob sie heftigsten Zorn, ob sie unbeschreibliche Freude ausdrücken sollten. Durch scharfes Aufhören gelangt ich endlich dazu, auch weil ich einzelne Wörter verstand, den Ausbruch eines entschiedenen Grimmes, mit allerlei kleinen Hausflüchen durchschossen, zu erkennen. So konnte, das war mir deutlich, in den Gemächern

des Grafen nur der Graf selbst, so durfte nur der Herr des Hauses toben! — Und da sollt' ich hinein? — Um keinen Preis!! Wem konnt' es gelten? War es mein Kollege und Regisseur, mein hochverehrter Stubengenosse Frey, dem dieses Aufgebot gemacht wurde? Heiliger Himmel, was hatte ich dann zu erwarten? Was stand mir bevor? Während ich noch zögernd lauschte, sah ich über die Stiege, die aus der Küche herauf geht, einen kropsbegabten, dicken steirischen Hausknecht mit dem Suppennapfe kommen, hörte ihn heraufkeuchen. Diesen befragte ich mit stummer Gebärde über den Grund der lebhaften Konversation im Innern des Palastes. „Oh, das macht nix!“ sprach der biedere Grazer. „Gehn Eu'r Gnaden nur eini; unser Graf schreit halt a bissel!“ Es blieb keine Wahl, die Suppe stand im Begriff, aufgesetzt zu werden! Ich trat ein, aber mehr in der Voraussetzung, mich aufessen zu lassen, als irgend etwas zu essen. — Da stand der Schneider, einige Röcke, die er fürs Theater umgeändert hatte, überm Arm und hörte mit stoischem Gleichmut das Register seiner Sünden an. Der Graf, in einem Ausbruch von Wut, auf welchen ich verschiedene apoplektische Zufälle erwartete, war noch im besten Schelten, als ich ihm vorgestellt wurde — und in demselben Augenblick, wo dies geschah, zeigte er mir das freundlichste Gesicht, hieß mich mit dem Ausdruck und Benehmen vornehmer Leutseligkeit willkommen und verriet von dem Jähzorn, dem er soeben noch unterlegen, auch nicht die geringste Spur. Der Schneider benutzte mit unaussprechlicher Weisheit die durch mich herbeigeführte Unterbrechung und wand sich zwischen Tür und Teppich ins Freie wie ein Wiesel. Ich konnte mich, trotz aller Freundlichkeit des Grafen, so geschwind nicht von meinem Schrecken beruhigen. Ich saß in fortwährender Besorgnis vor einem neuen Ausbruch bei Tafel und genoß so wenig, daß ich mit einem Wolfshunger wieder aufstand. Wie man mir in Tagen näherer, vertraulicher

Bekanntschaft nicht vorenthielt, hab' ich in der ersten Woche meiner Anwesenheit in Grafenort auf alle bei Tafel Sitzenden und auch auf die hinter den Stühlen Stehenden den Eindruck eines sehr bescheidenen, verlegenen Jünglings gemacht, den der Himmel eben nicht mit überflüssigen Geistesgaben gesegnet, und von dem, weil er bei jeder an ihn gerichteten Frage purpurrot im Gesicht wurde, man gar nicht begreifen konnte, wie er es wagen wolle, Komödie zu spielen. Jedesmal, wenn ich mich absentiert hatte, sollte gesagt worden sein: das scheint ein recht wohlherzogener, artiger, junger Mann, aber er kann ja den Mund nicht aufthun! Wie nur der Seydelmann auf den Gedanken geraten ist, uns so einen zu schicken?

Dennoch waren sie gütig genug, meine ersten Auftrittrollen mich auswählen zu lassen; ich richtete meine Wahl zum Theil nach den Wünschen der Älteren, und da nun Frey sehr geneigt schien, den Grafen Papa in Körners „Braut“, und Herr Rösner nicht minder geneigt, den „Nachtwächter“ in Körners lustiger Posse gleichen Namens zu spielen, so entschied ich mich für den „jungen Grafen“ und den „Studenten Wachtel“. Diese beiden Kleinigkeiten sollten im Verein mit dem Reichardt-Goetheschen Operettchen „Jerry und Bätely“ die Soiree bilden, wo ich zum ersten Male „losgelassen“ werden würde. Ich schrieb mir natürlich meine Rollen selbst aus und rannte, nachdem dies rasch geschehen, im Park umher, das Geschriebene meinem Gedächtnis einzuprägen, was denn auch mit einer solchen Festigkeit geschah, daß ich sie bald wie ein Uhrwerk ableiern konnte. Noch heute, wo ich des Theatertreibens längst überdrüssig und der ehemaligen Lust daran so matt und müde bin, daß ich es z. B. versäume, rein aus Bequemlichkeit versäume, berühmte Künstler, von denen ganz Deutschland redet, aus eigener Anschauung bewundern zu lernen, heute noch gehört es zu meinen seligsten Rück Erinnerungen, und ich kann, wenn ich mich recht ungestört hinein-

das Theater besuchten, gewannen mich lieb; wo ich mich sehen ließ, nickten sie mir freundlich entgegen und luden mich dringend in ihre Obstgärten ein. Sogar der damalige Pfarrer, ein Ehrenmann, aber ein strenger Asket und wahrlich kein Freund des Theaters, der Schauspieler und kein Freund unseres Treibens im Schlosse, machte bei mir eine Ausnahme, sah mich gern auf dem Pfarrhose und freute sich an den Gesprächen mit mir. —

Noch eines Mannes hab' ich zu gedenken, der bei unsern Grafenorter Theatergeschäften eine wichtige, an und für sich aber eine merkwürdige Figur war. Soll ich ihn Schauspieler, Illuminator, Theatermeister — wie soll ich ihn vorzugsweise nennen? Denn er war dies alles in einem, und außerdem noch alles mögliche. Ursprünglich Bürger und Handwerker in Glas — wo die Theaterliebhaberei stets in Liebhabertheater übergieng, welchem Drange die deutsche Bühne auch ihren nie vergessenen Seydelmann verdankt —, war unser Freund Gräbner von der nämlichen Liebhaberei ergriffen und als geschickter Tausendkünstler (was man in Schlesien einen „Bastler“ nennt) dem Lempel Thalias unentbehrlich geworden. Dieselbe Unentbehrlichkeit wußt' er sich in Grafenort zu erringen, und so gewiß, als nach der Meinung des Volkes der Totenvogel auf dem Dache des Hauses, in dem ein Kranker liegt, die nahe Leiche verkündet, so gewiß verkündete Gräbners Erscheinen in Grafenort die bevorstehende theatralische Produktion. Man war damals in der allgemeinen Lampenkultur noch nicht so weit vorgeschritten als heutzutage, und die Erleuchtung der Bühne wurde sehr einfach durch Talg bewirkt. Von dieser Aufklärungsmaße machte Gräbner, der sich gewöhnlich bei Frey und mir einquartierte, redlichen Gebrauch, und zwar in unserer nächsten Nähe, indem er auf einem kleinen Kaffeetische dicht vor unseren Türen die Schmelzung des duftenden Stoffes sowie die Füllung der kleinen Blechkasten, aus denen uns am Abend der Vorstel-



Julie von Holtei, geborene Holzbecher

lung die Sonne der Kunst aufgehen sollte, besorgte. Zum Überfluß stellte — aus Furcht, daß ein Mutwilliger darüber geraten könnte — der pflichtgetreue Mann die ihm anvertraute Herde am liebsten in unsern Zimmern auf, so daß wir vor Gestank fast umkamen. Aus solchem Nebeldunst traten mir Goethe, Lessing und Körner wie Kozebue, Gaveaux wie d'Alayrac entgegen. Und mag man mir's glauben oder nicht, so weit ging mein Eifer für die Schauspielerei, daß ich, sonst bis zum Übermaß empfindlich gegen üble Gerüche, diesen mit einer Art frommer Kunstbegeisterung einsaugte und mich dann erst recht in medias res versetzt wähnte. Der heilige Ernst, den Gräbner an die kleinen Vorkehrungen für die Bühne setzte, das schwere Gewicht, welches er einer umzubrehenden Kulisse, einem auszuflickenden Versezungsstück, einem zerrissenen Strick beilegte, erhöhten seinen Wert in meinen Augen.

Und dieses Paradies mußst' ich mit Breslau vertauschen! —

Breslau im Anfang des Dezember bei Regenwetter, unsere finstere Wohnung, ein scharfes Examen von seiten meiner Pflegemutter, das nahe bevorstehende Examen von seiten der Kommission für die nachzuholende Abiturientenprüfung, ich nicht mehr Komödiant, sondern wieder zurücktretend ins Philistertum . . . Das waren die Flüche, die meiner hartten, nachdem der Engel der Zeit mich aus dem Paradiese verjagt.

Zuerst natürlicherweise, nachdem nur meine Pflegemutter und ihre durch meine mystischen Briefe keinesweges gestillte Wißbegier einigermaßen beruhigt und von „Dichtung und Wahrheit aus Grafenort“ zufrieden gestellt war, stürzt' ich zu Schall, um Nachricht von meinen glücklichen Debüts zu geben und triumphierend zu verkündigen, welchen Kredit mein Schauspielertalent sich erworben habe. Schall hatte durch Seydelmann (dem sie wieder durch seine Schwester, welche von Glas aus öfters

nach Grafenort kam, auch mit uns auftrat, zugegangen waren) bereits Nachrichten vom Kampfplatz, und wie es schien, ziemlich umständliche, denn er wollte mir zum Ärger über meine Berichte gar nicht erstaunen, fand mein Gelingen unter diesen Verhältnissen wohl begreiflich, kam jedoch immer wieder auf sein erstes Wort zurück, daß ich, wenn auch vielleicht berufen, doch nicht auserwählt sei.

Es hatte sich während meiner Abwesenheit ein neuer junger Freund bei Schall eingefunden, der ihm, wenn auch nicht gerade lieber, doch gewiß interessanter und unterhaltender sein mußte als ich, weil er geistreicher, gewandter, lebenserfahrener war und eine ungemeine Grazie des Umgangs besaß. Belesen und wohlunterrichtet, vermocht' er Schalls humoristische Andeutungen nicht nur zu verstehen, sondern sie auch wiederzugeben, ja, was den „holden Wahnsinn“ anlangte, ihn zu überbieten. Oftmals stand ich zwischen beiden, mich meiner Unwissenheit, meiner Knabenhaftigkeit schämend, niedergeschlagen durch den Gedanken, wieviel mir fehle, und doch wieder durchdrungen von einer dunklen Ahnung, daß manches in mir liege, was jenen versagt sei. Auch hat, die Wahrheit zu sagen, keiner von beiden mich jemals empfinden lassen, daß ich, streng genommen, noch nicht reif für den Verkehr mit ihnen war. Sie haben im Gegentheil mich stets mit liebevoller Nachsicht behandelt, mich von keinem Zusammensein ausschließen wollen und mich brüderlich gehegt. Freilich gingen wir einer wie der andere, den nach Sibirien bestimmten Gefangenen ähnlich, an der nämlichen Kette, an der Kette der Theatermanie, wenn schon jeder sie mit andern Gebärden trug, und wenn Schall auch sie mit allerlei Umhüllungen zu verbrämen wußte. Lewald — denn August Lewald ist es, den ich meine — machte so wenig Hehl daraus als ich und klirrte, klapperte und schellte in unverstellter Tollheit mit seinen Fesseln. Nichtsdesto-

weniger ist es ihm gelungen, sich auf dem Transport loszureißen und frei zu machen, unsern alten, dicken Schall hat der Tod befreit, und ich bin der einzige, der wirklich in Sibirien eingetroffen ist, nur daß ich keine Zobel zu fangen verstand und dem Erfrieren häufig nahe war. Lewald, der neben seinem hyperpoetischen wahrhaft humoristischen Wesen, welches ihn zum ergößlichsten Gesellschafter machte, immer praktischen Sinn und Geschick bewahrte, erweckte zuerst in mir — (nicht den Gedanken, denn dieser lebte längst) — den Mut, mich den Redaktionen der neu aufkeimenden Tagesblätter „Gesellschafter“ und „Abendzeitung“ als Mitarbeiter anzubieten. Die ersten Antwortschreiben der Herausgeber Gubitz und Theodor Hell, in denen sie meine Beiträge abzu drucken, den Bogen mit acht Taler zu honorieren versprachen und sich neue Einsendungen, vorzüglich „Korrespondenzartikel“, ausbat, trug ich lange Zeit samt Luise^{*} Haarlocke auf meinem Herzen und wußte meiner Pflegemutter große Achtung dadurch einzulösen. Man sollte nicht glauben und es nicht für möglich halten, daß auf einen Gelehrten von Kanngießers Bedeutung, der doch am Ende genugsam in der Literatur heimisch sein konnte, um ein solches Auftreten zu würdigen, das Erscheinen meines Namens in jenen Blättern auch Einfluß übte. Er trat einmal ganz erstaunt bei uns ein und verkündete mit Feierlichkeit, daß er soeben im Lesekabinett eine kleine Erzählung und einen Bericht über die Breslauer Bühne, beides mit „Holtei“ unterzeichnet, gefunden habe, wobei er mich, wie fragend und wie wenn er seinen Augen nicht trauen dürfe, anstaunte, daß ich, dem er Griechisch und Lateinisch so schwer beibrachte, mir nichts, dir nichts gewagt hätte, unter die Schriftsteller zu gehen. Schall nahm die Sache von einer ganz entgegengesetzten Seite und hat, solange ich mit naseweisem Unbedacht den Kriti-

* Luise Rogée, Holteis spätere (erste) Gattin.

kus zu machen wagte, stets redlich und offen gemißbilligt, daß ein junger, unerfahrener Mensch, der so viel zu l e r n e n habe, es unternehmen wolle, zu b e l e h r e n. Ja, ich besinne mich, daß er mir einst bei Gelegenheit eines kleinen Artikels, in welchem ich ihn noch obendrein auf Kosten Kogebues gepriesen hatte, eine derbe Strafpredigt hielt und solche mit der Drohung schloß, mehrere bedeutende Männer würden öffentlich auftreten und der deutschen Journal-Lesewelt sagen, in welchen Händen die Kritik aus und über Breslau sich befinde! Ach, welche goldene Zeit war das doch! Ich, der jeden Tadel in den bescheidensten Formen demütig vorbrachte; ich, der ich immer nur berichtete, was ich gesehen, was ich wirklich gesehen, was ich wirklich dabei empfunden; ich, der mit reinstem Willen unparteiisch zu bleiben mich bestrebte; ich, der niemals von den Schauspielern etwas empfing oder begehrte, vielmehr sie nach besten Kräften zu bewirten strebte — ich wurde gescholten, lediglich deshalb, weil mir der Bart und die Art fehlten! Mein alter Schall, was würdest du heute beginnen, wenn du Gericht halten solltest über die Handwerksburschen der Theaterkritik, die sich, von Haus zu Haus bettelnd, jedes Stück Arbeit bezahlen lassen wie ein Paar Stiefelsohlen und dabei doch häufig keine Sohlen an ihren Stiefeln führen! Ja, wir haben Progressen gemacht.

Schmelka, dem ich Wunderdinge von Grafenort und von Luise erzählt, und der fürs Frühjahr Gastrollen in Berlin tentierte, über die er noch mit der Generalintendanz der königlichen Schauspiele unterhandelte, machte mir den Vorschlag, mit ihm nach der Residenz zu reisen. Aus dem Munde jedes anderen wäre ein solcher Vorschlag, in den meine Pflegemutter aus hundert Gründen nicht gewilligt hätte, eitel Wind gewesen. Von Schmelka jedoch, der so hoch in ihrer Gunst stand, schien er der näheren Prüfung würdig. Luise wiederzusehen war natürlich die Hauptsache. Außerdem aber besaß ich

neuerdings drei oder vier kleine Dramen in meinem Portefeuille, und es schien mir grandios, diese in Berlin zur Aufführung zu bringen, bevor in dem un- dankbaren Breslau jemand von ihrem Dasein Kenntniss habe.

Das Berliner Hoftheater, die Anschauung seiner großen Oper und prunkvollen Balletts, die nie gesehene Pracht, der ganze Zuschnitt en gros störten auch meine stille, Kleinbreslauische, altväterische Anhänglichkeit fürs Schauspielersleben, die, in Grafenort nur noch bescheiden, zurückgezogener geworden, sich mehr nach dem Elend einer wandernden Truppe sehnte, als daß sie von dem Reichthum einer königlichen Kunstanstalt geblendet und entzückt sein konnte. Das war es nicht, was ich vom Theater begehrte. In einer amtlichen Anstellung als wirklicher königlicher Hofschauspieler hätt' ich keine poetische Beruhigung für meine jugendliche Unruhe gefunden! Reisen, fremd und unbeachtet am fremden Orte anlangen, sein Zelt aufschlagen, spielen, die Leute entzücken und mitten im allgemeinen Freudenrausche aufbrechen und weiterziehen: das war mein Ideal, das wollt' ich vom Schauspielersleben!

Luiſe waren diese Andeutungen, wenn sie mir in der Begeisterung ent schlüpften, ein Greuel! —

Ich machte mancherlei Bekanntschaften in Berlin. Zunächst nahm mich Gubitz, in dessen „gesellschaftlichem“ Weinberge ich von Breslau her ein treuer Arbeiter gewesen, herzlich auf. Bei ihm und in seinen fröhlichen, trauten Zirkeln, die er vor dem Tore im Grünen zu behaglichem Abendessen zu versammeln pflegte, lernt' ich viele Leute kennen, „vom Leder und von der Feder“: Schauspieler und Schriftsteller. Unter andern den lebenswürdigen, reichbegabten Wilhelm Müller und durch diesen wieder den Maler Hensel, welcher letztere, zu jener Zeit von Müllner für seinen „Ritter Hans“ hoch- belobt und vom Publikum günstig aufgenommen, zu

schwanken schien, ob er unter die Dichter, ob er unter die Maler gehen solle.

Durch Wilhelm Müller wurd' ich Herrn Esperstedt vorgestellt, durch diesen dem Grafen Brühl, und es gelang mir, meine kleinen Stücke zu hohen Händen einzureichen, dieselben auch unter dem Versprechen baldmöglichster Aufführung der Theaterbibliothek einverleibt zu sehen, allwo sie im Schutze dicken Staubes heute noch liegen mögen, wenn sie nicht vielleicht im Schauspielhause mit verbrannt sind, worüber die nähere Kunde niemals an mich gelangte! Friede sei mit ihnen! —

Der Tag, wo ich mit manchen Leidensgefährten vor der akademischen Prüfungskommission erscheinen, und wo erwogen werden sollte, ob der ehemalige freiwillige Jäger würdig sei, das Maturitätszeugnis zur Aufnahme unter die jugendlichen Bürger der Breslauer Hochschule zu empfangen, kam heran. Kanngießler sprach mir Mut ein. Und dieser war nötig, denn im ganzen stand es schwach mit mir. Die Kommission war aus Gelehrten zusammengesetzt, deren größerer Teil bei der Universität als Professoren dozierte. Diese gerade gehörten zu der Partei der Ultraliberalen, der Turnfreunde, und von diesen durfte ich mir, meine vorherrschende Theaterichtung erwägend, nicht die geringste Schonung versprechen. Im Gegenteil, ich mußte befürchten, sie würden es mit einem jungen Manne, der Korrespondenzartikel lieferte, Festspiele schrieb und aufführen ließ, Schauspielerinnen die Kur machte, sich hinter den Kulissen herumtrieb und zum Überfluß Schalls Schatten war (Schall blieb aufs innigste mit der Gegenpartei verbunden), so streng als möglich nehmen. Dem mündlichen Examen ging ein schriftliches voran. Das unvermeidliche curriculum vitae in lateinischer Sprache — (einer unserer Miteraminanden trieb seine frevelnde Vermessenheit so hoch, es griechisch abzufassen!) — und nächst einigen geometrischen oder mathematischen Martern eine historische, die zugleich eine

deutsche Stilaufgabe hieß, waren etwa die Hauptgerichte bei dieser Henkersmahlzeit. Die von Professor Kassler erteilte historische Aufgabe lautete: „Aus welchem Gesichtspunkte soll man Geschichte studieren?“

Wir wurden unserer zehn oder zwölf in ein Zimmer gesteckt, mit Schreibmaterialien versehen, die Türen hinter uns verschlossen, und die Arbeit begann. Mein Lebenslauf nahm nicht viele Bogen ein. Bedenk' ich, daß er genau so weit reichte, als ich hier bei Schilderung desselben Lebenslaufes in diesem Bande meiner „Bierzig Jahre“ stehe, so muß ich wohl bekennen, daß die lateinische Sprache geeigneter ist, sich kurz zu fassen, als die deutsche. Ich spendete unserem philologischen Prüfer nicht viel mehr Worte, als ich den Lesern dieses Buches Bogen gebe. Bei der Konzeption des deutschen Aufsatzes durchdrang mich plötzlich eine erleuchtende Eingebung, von der ich heute noch nicht weiß, woher sie mir gekommen, wenn ich nicht annehmen will, daß der liebe Gott dem „Gottseibeius“ erlaubt habe, sie mir einzublase. Ganz meiner leichtsinnigen, unüberlegten Handlungsweise entgegen, fing ich an mit diplomatischer Schlaueit zu berechnen, daß ich ein weites, unbegrenztes Feld vor mir hätte, mich bei der Mehrzahl der Examinatoren in ein günstiges Licht zu stellen, wenn ich mich jetzt in ihre Farben kleidete. Und ich setzte die rote Mütze auf und schrieb eine Anweisung nieder: „Aus welchem Gesichtspunkte man Geschichte studieren solle“, daß mir heute noch die Haut schaudert, wenn ich daran denke. Ja, ich ging in meiner Hinterlist so weit, mich Karl Holtei zu unterzeichnen und das arme Wörtlein „von“ zu unterschlagen. Und bis zu diesem Grade können in Tagen aufgeregter Parteisucht tüchtige, gelehrte, anerkannt edle Männer sich selbst verblenden und verblenden lassen, daß sie auf solche Albernheiten einen Wert legen. Ich sah — (die Angst eines jungen Menschen, der nicht durchs Examen zu fallen wünscht, beobachtet scharf!)

— wie vor Beginn der mündlichen Prüfung mehrere der Herren, die schriftlichen Aufsätze durchgehend und leise miteinander plaudernd, ihren Finger auf die Stelle legten, wo das „von“ fehlte, und eine billigende Äußerung pantomimisch folgen ließen.

Das Resultat des mündlichen Examins, bei welchem glücklicherweise der mit Kanngießler streng durchgearbeitete Horaz an die Reihe kam und im Griechischen Vater Homer sich gnädig erwies, war erträglich, mit Ausnahme der Geschichte, in der ich als überschwenglicher Schafskopf umherirrte. Da wo ich etwa zu Hause gewesen wäre, besonders in der Alten Historie, klopfen sie nicht an, und da, wo sie mich finden wollten, in den Verhältnissen der kleinen italienischen Staaten, war ich so vollkommen unwissend, daß dem guten Kanßler aus Teilnahme für mich förmlich dicke Schweißtropfen auf die Stirn traten. Summa Summarum, ich wurde für reif erklärt und bekam das ersehnte Maturitätszeugnis mit einer Nummer II.

Ich wurde niemals ein rechter Student. Wohl war ich in die Burschenschaft getreten, wohl ließ ich mein Haar wachsen und mir einen deutschen Rock machen, ging auch mit bloßem Halse umher. Wohl besucht' ich Kommerse und Hospitien, bekam die Wache bei Paukereien zwischen Burschenschafstern und Sulphuristen, bemühte mich Bier zu trinken und war zu mehreren Kollegien, die ich redlich bezahlt hatte, eingeschrieben. Wohl fand ich mich pünktlich um ein Uhr Nachmittag auf dem Fechtboden ein und empfing von meinem Lehrer Winkler (genannt Zopfl), dessen Leibfuchs ich war, und der mich „einschlug“, nebst manchem unsanften Schläge auch manches Lobsprüchlein über meine „leichte Hand“, wobei er nicht ermangelte, mir zuzurufen: „Fuchs, wenn du fleißig bist, wirst du eine feine Klinge schlagen lernen!“ Aber in all diesen Dingen, wie ich sie halb gedankenlos, vom allgemeinen Schlendrian angetrieben, trieb, war kein

rechter Ernst. Bei den Kommerſen ekelten mich Bier und Tabakſrauch, bei den Burchſchaftskonventen die durch ſalbungreiche Reden erregte Langweile an. In den Auditorien fand ich ſehr bald die Schwächen der Dozenten auf, und anſtatt mich an das zu halten, was ſie mir Neues ſagen und wodurch ſie meiner Unwiſſenheit trefflich zuſtatten kommen konnten, hielt ich mich an den ſchlechten Vortrag, der leider den meiſten eigen war, und fand darin Entſchuldigung für meine Faulheit. Auch vom Fectboden blieb ich fort, ſeitdem ich die Bemerkung gemacht, daß mir die Hand, wenn ſie eine Stunde lang den Schläger geführt, viel zu ſehr zitterte, um nachſchreiben zu können, was der ſanfte Büſching in ſeinen Vorträgen über altdeutſche Kunſt und Literatur (gerade von zwei bis drei Uhr) uns verkündete.

Den erſten, beſonnenen, oder auch nur im Gange des Philiſtertumes ruhig dahinwandelnden Bewohnern Breslaus, welche irgend der Mühe wert fanden, ſich um mich und mein Treiben zu bekümmern, muß ich wohl wie ein Ausbund von Leichtſinn, Inkonſequez und Albernheit erſchienen ſein. Daß ich Schauſpieler werden wollte, war bekannt genug geweſen; als ich mich Student nannte und bei Komitaten und ſolchen Gelegenheiten vier Pferde lang einherfuhr, hieß es: er iſt in ſich gegangen und will einen Stand ergreifen; plötzlich begab ich mich aufs Dorf, und man rief mir nach: der Landwirthſchaft wird er ſich widmen. Jetzt predigte ich in ungeduldiger Voreiligkeit an allen Ecken das Evangelium von meinem Predigertume und belegte ſchon auf der Quäſtur die erſprießlichſten theologischen Kollegien.

Dicht daneben zeigt ſich der erſte Debüt als dramatiſcher Dichter. Der erſte, ſag' ich, weil die Aufführung eines früher ſchon gegebenen Feſtſpieles und die ſpurloſe Herſagung einiger von mir verfaßter Prologe nicht ſo genannt werden durften. Es war mir nun endlich einmal gelungen, eines aus der unzähligen Zahl meiner

kleinen Dramen so oft umzuarbeiten und Schalls artistischen Bedingungen näher zu rücken, daß er es unternahm, demselben förderlich bei der Direktion zu sein. Professor Rhode, der Dramaturg, der, wie schon erwähnt, von mir und meinen Bemühungen sonst nicht viel wissen wollte, fand gerade an jenem kleinen Spiele: „Die Farben“, ein besonderes Behagen. Anschütz war geneigt, sich der Hauptrolle persönlich anzunehmen, und am 21. Mai des Jahres 1819 hob sich der Vorhang, um einem spärlich versammelten, aber sehr regsamen Publikum den Anblick meines an Handlung armen, an zierlichen Versen desto reicheren Erstlings zu gestatten. Ich selbst befand mich während der Darstellung (mit einem Mute, wie ich ihn später nie mehr wiederfand!) in einer Autorloge, in welcher mir Steffens, Schall und die Familie Meyer tröstende Gesellschaft leisteten. Nach Beendigung des Stückes stülpte mir Frau Justizrätin Meyer, zum großen Ergötzen unserer Nachbarn, einen bis dahin sorgfältig im Strickbeutel verborgen gehaltenen Lorbeerkranz auf den Kopf — (der erste und auch der letzte, den ich im Leben trug!) —, und ich ging, berauscht von meinem Glücke, zum Freunde Schumann, dem Logenschließer, um bei ihm am Kohlenfeuer und mit ihm noch einmal den Triumph dieser soeben verlebten Stunde durchzusprechen, während sie oben auf der Bühne ein Nachspiel abhaspelten. Den Lorbeerkranz hatt' ich freilich abnehmen müssen, aber ich ließ ihn bei passenden Sprechpausen doch aus der Rocktasche gucken, und die gute Frau Schumann machte mich so selig, sich ein Blättchen zum Andenken auszubitten.

Am 30. September 1819 trat Herr Regierungsrat Heinke als dramaturgischer Mitdirektor des Breslauer Aktientheaters an die Stelle des Professors Rhode. Ich wurde durch Schall nach Breslau gerufen und durch ihn dem neuen Bühnenführer vorgestellt. Der letztere wohnte in der Albrechtstraße dem Regierungsgebäude gegenüber

in einem drei Stock hohen Hause. Mühsam erreichten wir, Schall leuchend, ich zitternd, die hoch gelegene Wohnung, wo uns der Gefürchtete — denn ich legte an den mir Unbekannten den Maßstab, welcher mir für Rhodogegolten — sehr gütig empfing. Kaum hatten sie, er und Schall, einige halb an mich gerichtete Worte gewechselt, als jede Besorgnis aus meiner Seele schwand und mein Herz dem neuen Gönner sich öffnete. Mit einem Wohlwollen, wie nur der ältere Bruder seinem jüngeren, wenn dieser sich vertraulich bittend an ihn wendet, es gönnen mag, nahm der Regierungsrat meine Geständnisse entgegen und ebnete mir die Bahn, die ich durch unerwartete Hindernisse gehemmt zu finden wähnte, mit dem herzlichsten Zuorkommen. Schalls Autorität, die in theatralischen Dingen anzuerkennen jeder Breslauer gewohnt war, und die hier um so wirksamer wurde, weil jeder wußte, daß er sie bis dahin gegen meine Wünsche gerichtet, mag wohl das meiste dazu beigetragen haben. Aber Heinke ließ mich dies so wenig fühlen, daß er vielmehr an meiner Persönlichkeit das lebhafteste Interesse kundgab und in all unsere Vorschläge einging. Es wurde demnach beschlossen, daß ich noch im Laufe dieses Jahres — die genaue Bezeichnung des Tages blieb späteren Bestimmungen vorbehalten — als Mortimer in Schillers „Maria Stuart“ auftreten, nächst dieser noch einige andere Proberollen spielen und nach dem glücklichen Erfolg derselben (an welchem gar nicht gezweifelt werden durfte!) ein förmliches Engagement beim Breslauer Theater antreten sollte. Je leichter und sicherer dies alles sich feststellte, desto bedenklicher stieg nun meine Besorgnis, was denn wohl die Verwandten, Pflegemutter und Vormund an der Spitze, zu dem kühnen Entschlusse sagen, und ob sie nicht vielleicht gar gewaltsame Mittel ergreifen würden, seine Ausführung zu verhindern. Das letztere betreffend, meinte der Regierungsrat, hätt' es wohl gute Wege, aber im allgemeinen sei es ihm doch höchst wün-

schenswert und müsse natürlich es mir noch mehr sein, mit denen in gutem Einvernehmen zu bleiben, die mir hienieden die Nächsten wären. Ja, er knüpfte gewissermaßen die Erfüllung seiner bereits gegebenen Zusagen an die Erfüllung dieser Bedingung von meiner Seite. Und so entließ er mich.

Da begann für mich ein neues fremdes Wirken. Ich mußte, nach Oberrnigk zurückgekehrt, daran denken und darauf hinarbeiten, meine Pflegemutter nach und nach in die bevorstehenden Ereignisse einzuweißen, ohne doch entschieden auszusprechen, wie nahe der Termin bereits gerückt sei, wo sie sich erfüllen sollten. Ich benutzte zu diesen Vorbereitungsstunden diejenigen, wo Baron Nidel seine Nachmittagsbesuche bei ihr zu machen pflegte, goß dann dem guten Vormund ein Tröpfchen Arrak mehr als gewöhnlich in seinen Kaffee und ließ in Gottes Namen allerlei verfängliche Redensarten spielen. Großen Vorschub leistete mir der stets vorgeschobene Lehrsatz, daß jetzt ein königlicher Regierungsrat die Führung des Breslauer Theaters übernehmen werde, was denn auch auf mein Auditorium (wir bedachten wohl alle drei nicht, daß Streit, Rhodes Vorgänger, ja auch schon Regierungsrat gewesen) niemals seine Wirkung verfehlte. Ich knüpfte daran die seufzende Bemerkung, wie vorteilhaft für einen jungen Mann, der nun einmal diese Leidenschaft im Herzen trage, doch wohl eine so bedeutende Epoche sein und wie ein solcher innigst wünschen müsse, eben jetzt seine Laufbahn beginnen zu dürfen. Die Wirkung, welche meine Vorträge auf Mutter und Onkel hervorbrachten, war eine gänzlich verschiedene. Der letztere ahnte gar nicht, daß von mir dabei die Rede sein sollte, und ging nur darauf ein, wiederholt zu versichern, daß er den Vater des Herrn Regierungsrats Heinke, einen sehr biedern Mann, wohl gekannt habe. Meine Pflegemutter hingegen wußte vom ersten Augenblick, wohin ich wollte, und stellte sich in angeborner Schlaueit, als wär' es ihr

nicht ganz deutlich, nur um mich sicherer zu machen und mich weiter aus meinem Versteck hervorzulocken. So mochten wir uns etwa eine Woche lang gegenseitig belauert haben, als sie einmal des Abends, wo wir nach dem Essen miteinander allein saßen, listig lächelnd anhub: „Wann wirst du denn das erstemal auftreten?“ — Herr des Himmels, ich dachte, unser kleines Haus sollte über mir zusammenstürzen! — „Nu ja“, fuhr sie fort, als ich erstarrt schwieg, „die Pastorin hat mir's neulich schon erzählt, ihr Sohn hat's geschrieben, in Breslau wissen's alle Menschen, du bist ja schon ‚angeworben!‘“ Und mit dieser Seelenruhe erzählte mir diese Frau, als ein stadtkundiges, angenommenes Faktum, worauf ich sie langsam vorzubereiten seit langen Tagen bebend und peinvoll mich bestrebte?? Das war die Wirkung eines auf andern Wegen bis zu ihr gelangten Gerüchtes, von dem ich immer angenommen, es werde, wenn es sie übereilt erreiche, sie erschreckend töten? Das war der Abscheu, den sie stets gegen die Erreichung meiner heißesten Wünsche gezeigt? Das der Widerwillen, den sie — fast wütend vor Zorn — an den Tag gelegt, wenn ich nur andeutete, wozu ich mich eigentlich berufen wähnte? Deshalb hatte sie seit länger als fünf Jahren kein Mittel unversucht gelassen, meine Pläne zu kreuzen, und alles aufgeboten, offenkundig und heimlich, ja sogar Lügen und Verleumdungen, um mich abzuschrecken?? War denn die Welt eine andere geworden, hatte sich irgend etwas ereignet, um ihre Ansichten von Geburt, Familie, Ehre, Religion zu ändern? — Keineswegs! Und dennoch, mag es enträtseln, wer kann! — dennoch fand sie sich vollkommen ruhig in dem Gedanken, der vor zwei Jahren ihre lauteste Wut zu erregen vermochte; dennoch äußerte sie keine Silbe mehr von den so oft ausgesprochenen Behauptungen, daß ein Komödiant der Hölle verfallen sei, und daß kein geschminktes Angesicht den Himmel sehen werde; dennoch war sie jetzt stark genug, mit einem un-

verkennbaren Humor des Lärms zu gedenken, den mein Auftreten unter den vornehmen Verwandten in Schlesien — näheren wie entfernteren — erregen durfte. Ja, sie übernahm es, dem Vormund mit deutschen Worten die Wahrheit zu verkünden, um welche ich bis dahin herumgegangen war wie die Kaze um den Brei.

Je näher das Ende des Oktober heranrückte, desto bedenklicher und absichtlicher wurde das Schweigen sämtlicher Obernigker, Schaubert und meinen Vormund nicht ausgeschlossen. Daß mein Auftritt mittlerweile für die ersten Tage des November festgesetzt worden war, konnte ihnen um so weniger ein Geheimnis geblieben sein, als die alte Geheimrätin bereits ausgesprochen hatte, sie werde noch vor Ablauf des Oktober ihr Winterquartier in Breslau beziehen und dann während des Winters sich wohl ebensowenig auf dem Lande blicken lassen als ich, den „sein Engagement“ in der Stadt festhalte. Niemand sprach das Wort „Theater“ aus, aller Blicke haften forschend auf mir. Schaubert war ernst und gemessen, und wenn auch nicht gerade kalt, doch anders als sonst mit mir. Aber auch er ging mit keiner Silbe in die Sache ein, und ich hütete mich wohl, dazu nur die entfernteste Veranlassung zu geben.

Das letztemal, wo wir vor meiner und der Mutter Abreise alle beisammen waren, an einem kalten, doch schönen Spätherbsttag, wurde der Hedwigsteich gefischt. Ich half wie stets, wenn ich dabei zugegen, Fische sondern und zählen und unterzog mich dieser allerdings beschwerlichen Arbeit mit dem herkömmlichen Eifer. Von Wasser überschwemmt und durchnäßt, von Schlamm bespritzt, stand ich hinter dem großen Tisch, auf den man die Körbe, worin die Fische aus dem Teich heraufgebracht werden, auszuschütten pflegt, einer neuen Ladung harrend, als Papa Schaubert, der eben zum Frühstück einlud, mir mit einem vollen Glase gegenüberstand, ein zweites mir anbietend. Ich nahm und wollte sorglos und unbefangen

mit ihm anstoßen, er aber suchte dies, ich weiß nicht durch welche Wendung, zu verhindern und ließ mich stehen. Es ging mir in diesem Augenblick wie ein Schnitt der Gedanke durchs Herz, daß er mir zürne, weil ich Schauspieler würde! Und dieser Eindruck meiner neuen Lebensrichtung auf einen Mann, welcher bisher unter allen Umständen und auf jede Weise mein Gönner, Beschützer und Verteidiger hatte sein wollen, stimmte meine hohen Töne gar sehr herab. Ich sah in jenem Ausweichen beim dargebotenen Gläserklang ein düsteres Vorzeichen dessen, was ich von andern zu erwarten hätte, die mir bis dahin immer freundlich gewesen. Eine lange Behmut bemächtigte sich meiner.

Ich weiß selbst nicht mehr, wie und wann ich von Obernigk fortkam. Es muß aber sehr bald nach dem erwähnten Leichfischen geschehen sein, weil ich ein ganzes Faß voll kleiner Goldfischlein mit nach Breslau brachte, die ich dann, nachdem ich die Wildplätschernden in meinem (ihnen zu Ehren ungeheizten) Zimmer beherbergt, mit großer Freigebigkeit an alle mir befreundete Familien verteilte, gleichsam als Visiten- und Empfehlungskarten des nächstens zu erwartenden Debütanten. —

Ich war nicht wenig froh, eine dem Theater unmittelbar gegenüberliegende, mit allen Bequemlichkeiten versehene Wohnung im Hause des Töpfermeisters und Stadtrats Höhnisch zu finden, ein braver, redlicher Bürgermann, dieser Stadtrat! Ich war mit ihm bekannt geworden, wie er mir und den Obernigker Freunden vortreffliche, dauerhafte Ofen aus seiner Fabrik geliefert hatte. Er nahm mich gern auf und richtete mir die kleine Wohnung behaglich ein, aber daß ich „unter die Komödianten gehen wolle“, dazu schüttelte er doch sehr zweifelnd und tadelnd den Kopf. Den alten schlesischen Bürger sitten getreu, hatte er mich, als er für meine Villa Ofen setzte oder setzen ließ, niemals anders genannt als „gnädiger Herr“! Daß ein solcher nun seinen Gesellen,

wenn sie, wie er sich ausdrückte, „Sonntags auf den Gänsestall gingen, Spaß vormachen helfen sollte“, das wollte ihm nicht gefallen. — „Und was werden denn Ihre vielen Verwandten sprechen?“ fügte er bedenklich fragend hinzu. —

Ich kann es dem Andenken meines armen alten Schall nicht ersparen, ich muß es unverhohlen sagen: er hatte einen sehr dummen Streich gemacht, als er mich den dümmsten begehen ließ, als er mir erlaubte, in unserer Vaterstadt aufzutreten. Der nächste Zweck dabei war, wie ich seiner herzlichen Neigung für mich gern nachrühmen mag, gewiß der, mich unter seiner Leitung nachhelfend fortschreiten zu sehen. Wie wenig er für die Erfüllung dieses Zweckes gethan, und warum er seinem Charakter und den Verhältnissen zufolge auch wirklich nicht mehr dafür tun konnte, das läßt sich, ohne allzu weitläufig zu werden, hier nicht auseinandersetzen. Hätt' er aber auch recht viel für meine künstlerische Bildung zu tun vermocht, dieser Vorteil wäre von allen darum und daran hängenden Nachteilen dennoch überboten worden. Die ganze Stadt kannte mich wie ich sie. Und als was kannte sie mich? Als einen langen, blassen, durch die Straßen schlenkernden Jüngling, der unendlich viel Dummheiten begangen, nichts Luchtiges geleistet, sein vorlautes Maul immer keck gebraucht und sich gar viele Feinde gemacht hatte. So kannte mich die Stadt, und ich bin fest überzeugt, niemand in der Stadt glaubte, daß ich entschiedenes Talent für die Darstellung besäße; ich war schon vor meinem Probeauftritt gerichtet. Die vornehme Welt war erbittert — und, offen gesagt, sie hatte ein Recht, erbittert zu sein —, daß ich mir nicht einen andern Namen gab, als ich entschlossen war, mich auf die Theateraffichen setzen zu lassen. Früher schon in ähnlichen Fällen hatten derlei Umtaufungen, freilich bei Fremden, die in Breslau wenig bekannt waren, stattgefunden. Bei mir wär' es andererseits eine



Henriette Sontag

Lächerlichkeit gewesen, weil doch jedermann wußte, wer ich war. Die Adligen aber hielten, daß ich es nicht tun wollte, für eine Frechheit. Damals war es fast unerhört, das Wörtlein „von“ auf dem Komödientettel zu erblicken. Schreck und Abscheu verbreiteten sich sehr bald von Breslau durchs schlesische Land; wo nur ein Schatten von Verwandtschaft mit unsern Verwandtschaften entdeckt werden mochte, bebte man dem Tage entgegen, der die fast unglaubliche Kunde wahr machen würde. Aber nicht nur der Adel, auch die Kaufmannschaft, der Bürgerstand waren gegen mich und — spaßhaft genug —, wenn gleich aus ganz verschiedenem Gesichtspunkt, doch ange-regt durch den nämlichen Beweggrund. Jene verachteten mich, daß ich den schlesischen Adel auf dem Theater e n t w e i h e n würde, diese haßten mich, weil ich so unglücklich war, von Adel zu s e i n. Man muß den schlesischen, den breslauischen Kastengeist jener Tage — denn ich bin fest überzeugt, heutzutage ist alles anders — gekannt haben. Weit entfernt davon bin ich, den Adel allein anzuklagen. Der reiche Breslauer Kaufmann benahm sich gegen den Bürger, den geringeren Beamten, den Künstler, den Gelehrten wahrlich nicht besser. Der ganze Zustand war, gelinde zu sagen, ein abscheulicher.

Was mich betrifft, so hatt' ich — mit Ausnahme der Studenten, zu denen ich noch so halb und halb gehörte —, wie gesagt, die ganze Stadt gegen mich und, insofern dieselbe von mir wußte, die ganze Provinz. Es ergingen auch warnende und drohende Briefe an mich verschiedener Form, sämtlich gleichen Inhalts, anonym und unterzeichnet.

Von allen Seiten traten meinem Entschlusse Widerspruch, Besorgnis, Tadel entgegen.

Und der große Tag erschien. Ich sah den Zettel kleben, der meinen Namen trug. Ich ging beim Verkaufsbüro vorüber und vernahm, daß schon seit gestern keine Loge mehr zu haben war. Ich kam auf die Hauptprobe und

fühlte mich vollkommen sicher. Ich blickte nachmittags vor drei Uhr aus meinem Fenster auf die Gasse und sah die Menge, die sich vor der noch uneröffneten Eingangspforte drängte und stieß. Mich überkam so etwas von den Empfindungen derjenigen, denen die Henkersknechte Bahn zu machen genötigt sind durch Haufen von Zuschauern, welche sich eben auch ihrethalben versammelt haben. Ja, je näher die Stunde rückte, desto hinrichtungsartiger wurde mir ums Herz. Hoffnung, Freude, Ungeduld, Selbstvertrauen und Mut entschwanden eins ums andere, und als ich endlich den Weg nach der Garderobe antrat, hätte mir der Beichtvater an meiner Seite gar nicht übel getan.

Der Garderobengehilfe Müller, derselbe, der (1846 noch) als wirklicher Garderobier in Breslau angestellt war, half mich aus einem magern, spießigen Jüngling in einen wohlproportionierten, mit Samt ausgestaffierten Mortimer verwandeln. Als mein blasses langes Gesicht durch ein sauber aufgelegtes Schnauzbärtchen abgeteilt, und der Raum zwischen Backenknochen und Augen mit frischem Rot hervorgehoben war, sah ich, wie aus den Händen eines Zauberers hervorgegangen, so völlig anders aus, daß alle Schauspieler in der Garderobe ihre beifällige Teilnahme laut werden ließen, und als ich mich vor den Spiegel stellte, gefiel ich mir selbst. Aber mein Spiel weiß ich wenig zu sagen. Wie ich es mir ins Gedächtnis zurückzurufen vermag, ist es eben das eines steifen, ungelenkten Anfängers gewesen, der einmal die rechte, einmal die linke Hand erhebt, einen Schritt vorwärts, einen Schritt zurück macht und mit völlig unausgebildetem, jedes festen Grundtones ermangelndem Organ seine sicher auswendig gelernte Rolle nicht ohne Feuer, doch aber ohne geistiges Leben hersagt. Ich empfand sogar in mir selbst, wie schlecht ich es machte, und dadurch wurd' es natürlich immer schlechter. Wie konnt' es anders sein? Um aus einem denkenden und fühlenden Menschen — wie

ich es allerdings war — auch ein darstellender zu werden — wie ich es sein wollte —, ist unumgänglich ein Prozeß im Innern notwendig, von dem bis jetzt noch niemand eine genügende Beschreibung zu geben vermochte. Hier reicht die Bemerkung hin, daß ich jenes lebendige Behagen, welches mich schon bisweilen bei den Grafenorter Darstellungen durchströmt und mich mit dem Bewußtsein einer schaffenden, reproduzierenden Kraft erfüllt hatte, auf den Breslauer Brettern gänzlich vermißte; daß ich, weit entfernt davon, mich auch nur auf einen Augenblick für Mortimer halten zu können, ebenso wenig imstande war, die Mittel anzuwenden, die zur Täuschung der Zuschauer nötig gewesen wären. Ich kannte sie sehr wohl, diese Mittel, kannte sie aus jahrelangen Anschauungen guter und schlechter Aufführungen, kannte sie aus eigenen, sorgsamem Studien und Exerzitien, ja, was noch mehr ist, ich sah sie vor mir, außen mir, während ich spielte, sprach, schrie, rang und mich abquälte; sah sie — und konnte sie nicht fassen, wie man im banger Traume Schätze sieht, die man mit bleiernen Gliedern nicht zu erreichen vermag. Es war ein Zustand der nüchternsten Klarheit. Jede Spur von Angst war verschwunden, als ich einmal zu sprechen begonnen. Ich hörte, ich vernahm mich selbst. Meine Stimme klang mir hohl und seelenlos. Meine Beine waren mir im Wege, die Arme baumelten mir wie Bürste am Leibe herab. Solange ich zu reden hatte, blieb ich noch gefaßt. Wenn Maria begann und ich ihr zuhören sollte, war ich völlig ratlos. Die aufmerksame Stille des überfüllten Hauses war furchtbar. Sie wirkte narkotisch. Ich befand mich auf Augenblicke, auf halbe Minuten ganz und gar in dem Zustand, der einem festen Schlafe vorangeht, und ich würde — so unglaublich dies klingen mag — wahrscheinlich auf der Bühne stehend eingeschlafen sein, wenn mich das Stichwort nicht immer wieder erweckt hätte. Dennoch empfing ich schon in dieser ersten Szene einen

Applaus. Meine voreilige Eitelkeit hatte denselben bereits nach Mortimers römisch-katholischer Übertrittsrede gehofft, wo er jedoch ausblieb. Dann aber, nach den Worten:

„Und die Empörung mit gigant'schem Haupt
Durch diese Friedensinsel schreiten, sähe
Der Brite seine Königin!“

ließ Schall, dessen Akzent ich aus Tausenden hervorzu hören vermochte, ein teilnehmendes „Bravo!“ vernehmen, welchem alsogleich dreihundert Universitätsfreunde das übrige donnernd nachfolgen ließen. Auch beim Abgange fehlte es nicht. Und dennoch war ich gerichtet. Ich empfand es in meiner Brust. Ich war kein Schauspieler.

Meine Rolle ging zu Ende. Mortimer stach sich tot, entkleidete sich — und Holtei verließ das Haus, während die letzten Akte ihren langsamen Weg nahmen.

Als ich meine stille Wohnung suchte, schien eben der Vorhang nach dem fünften Akte der unsäglich langen Tragödie gefallen zu sein, und während ich den Nachtschlüssel in die Tür des längst geschlossenen Töpferhauses stecken wollte, vernahm ich von gegenüber das brüllende Herausrufen, in welchem mein Name deutlich vorklang. Bescheidener Klugheit angemessen wär' es natürlich gewesen, ruhig zu öffnen, unbekümmert um das Geschrei über die finstre Stiege zu schreiten, mich demutsvoll auf mein Lager zu werfen und jeder eitlen Torheit zu entsagen. Doch so vernünftig war ich leider nicht. Meinen Haus Schlüssel in der Hand, sprang ich quer über die Straße, war mit zehn Schritten auf der Bühne und kam eben zurecht, um vom Inspizienten, der, sich nach dem Abendbrote sehnend, mich und Schiller verfluchte, hinausgeschoben zu werden. Feierlichst trat ich vor, eine Rede zu halten, die mir schon seit vielen Jahren auf den Lippen schwebte. Als ich beginnen wollte, riefen mehrere Stimmen laut und vernehmlich nach Anschütz, der als

„Kestler“ den Sieg des Abends davongetragen (Maria Stuart war schon vor mir mit allen möglichen Triumpfen bedacht und entlassen worden). Ich erbehte, verlor aber doch die Fassung nicht, sondern sah starr ins Parterre, in welchem es nun unruhig wurde, und wo verschiedene Rufe pro und contra sich erhoben. In dieser Spannung hört' ich sehr deutlich, wie Baron Reigenstein auf Jedlig, ein alter Freund unseres Hauses, in der Eckloge dicht am Theater zu seinem Nachbar sagte: „Herrgott, jetzt kommt der bittere Moment!“ Diese Worte einer aus meiner Kindheit mir vertrauten Stimme ermutigten mich wieder. Ich trat noch einen Schritt weiter vor und hielt meine Rede, in welcher „Anfänger — Nachsicht — Fleiß — Ausdauer — Vaterstadt“ — wie Brocken in einer dünnen Brühe umherschwammen.

Mein zweites Debüt ging am 11. November vor sich, und ich erschien an einem Abend als junger Graf in Körners „Braut“ und als Baron Bern in Schalls „Whistpartie“. Dann trat ich noch zweimal als Mortimer auf und wurde sonach mit einer Wochengage von acht Reichsthalern engagiert, welche Begünstigung nächst dem Wohlwollen des dramaturgischen Direktors wohl hauptsächlich dem Mangel an jungen, leidlich verwendbaren Männern zugeschrieben werden muß. Ich werde am Schlusse dieses Abschnittes eine flüchtige Übersicht der Rollen geben, die ich während meines achtmonatlichen Engagements in Breslau gespielt, und der Kenner mag daraus entnehmen, wie liebevoll der Direktor mit mir umgegangen, wie besorgt dieser menschenfreundliche Gönner für mein Wohl gewesen und geblieben ist, als bereits alle übrigen Menschen mich armen Teufel fallen ließen und aufgaben.

Dies geschah nur zu bald, und leider, daß ich es sagen muß, Schall war einer der ersten, die es taten. Er hatte, wie schon erwähnt, einige Wochen lang gehofft, in mir solle ein zweiter Fleck aufleben, hatte, um

dieser unbegründeten Hoffnung Raum zu machen, nicht nur seine früheren Zweifel gewaltsam niederkämpft, sondern sich auch gegen die Einsprüche anderer auf die Hinterfüße gesetzt. Nun war die Wirkung, die mein Auftreten gemacht, eine sehr possierliche. Eh ich auftrat, hatten die Leute gesagt: wie ist es möglich, daß dieser ungeschickte, nachlässige und faule Schlanke ein Schauspieler werden kann? Nachdem ich aufgetreten war und den meisten durch meinen Vortrag doch gewissermaßen imponiert hatte, sagten sie nun wieder: für einen jungen Mann von Familie, von feiner Bildung und Erziehung, mußte er doch weit mehr leisten, als er getan! — Wie gesagt: mein Urteil war schon im voraus gefällt, und ich hätte viel besser sein können, es wäre dennoch um nichts milder ausgefallen. Wäre ich als unbekannter Fremder gekommen und erschienen, wie ich war, so hätte man mich ruhig hingenommen, und ich hätte fleißig und eifrig meinen Platz gefüllt wie jeder andere. Jetzt glaubte sich ganz Breslau berechtigt, an mir zu mäkeln und zu spötteln; wer mich erreichen konnte, gab es mir kund, die Mehrzahl wandte sich an Schall, und dieser quälte mich nun, indem er das Kind mit dem Bade verschüttete, in dringenden Ermahnungen, die Bühne wieder zu verlassen, die ich kaum betreten, und auf die er mich gebracht. Welche Martern ich erduldet, wie ich mich zwischen Furcht und Verzweiflung entmutigt und freudlos umhergeschlagen und eben deshalb alles, was ich viel besser machen können, um so schlechter gemacht habe, das ist nicht zu beschreiben, es ist mit nichts zu vergleichen als mit dem Schicksal eines „verschlagenen Hundes“, den alle Menschen, sein Herr zuerst, schlagen, stoßen und mit Füßen treten, und der zuletzt nicht mehr weiß, ob er bellen, springen, heulen, winseln oder beißen soll. Prügel bekommt er immer, der arme Hund!

Die Schauspieler waren mir noch die umgänglichsten, wenigstens lobten mancher und manche manches, was

mir gelang. Schall behauptete, das sei nur ins Gesicht, hinterm Rücken wären sie es, die am tollsten schimpften. Leicht möglich. — Zwei muß ich ausnehmen, die mir stets wohlwollten und dies stets durch Gefälligkeit und Teilnahme bewiesen. Einer von diesen war Stavinsky, der andere Anschütz. Freund Schmella zeigte sich wenig als Freund, und wie ich gar in einigen komischen Versuchen, namentlich als Junker Stauden in dem Claurenschen „Bogelschießen“, die Breslauer einigermaßen für mich gewann, machte mein alter Schmella, Gott hab' ihn selig, ein schiefes Gesicht und spukte vor Ärger in allen Kulissen herum. Wer aber ganz unerschütterlich blieb, wen weder die auf mich gerichteten Schmähungen des Publikums, noch Schalls inkonsequenter Zweifel, noch meine eigene Niedergeschlagenheit irrezumachen in-stande waren, das war Heinke, unser Dramaturg. Dieser Mann, schon damals von tausend widerstrebenden Geschäften belastet und oft nicht eines Augenblicks Herr, war stets bereit, mich zu empfangen, anzuhören, zu beruhigen, zu trösten. Niemals bin ich aus seinem Zimmer gegangen, ohne daß er mir die Erfüllung meiner Wünsche, die Gewährung meiner Bitten mitgegeben hätte. Er stand als Direktor nicht allein, er hatte, obgleich ihm die dramaturgische Führung gebührte, doch mit zwei Kaufleuten zu tun, die als Mitdirektoren für Kasse und Garderobe in alles hineinreder. ourften, und die als echte Vertreter breslauerischer Gesinnung mir entschieden abhold waren. Gegen diese wußte der großmütige Freund mich zu halten und zu schützen, gegen diese mich in meiner schwankenden Stellung zu sichern. Und nicht einmal hat er mich auch nur durch eine Silbe ahnen oder empfinden lassen, wie sehr man gegen mich eingenommen, wie schwer es ihm sei, meine Rechte (die ja doch in nichts wurzelten als in seiner Teilnahme für mein aufrichtiges Streben) wahrzunehmen.

Zu einer Zeit, wo mein Stern am tiefsten gesunken

war, wo ich mich sogar auf Schalls bringendes Einreden entschlossen hatte, die Rolle des Mortimer in die Hände eines Herrn Wallbach abzugeben, zu einer Zeit, wo kein Mensch nach mir fragte, wo keine Gesellschaft sich mir aufstat, zu dieser Zeit, am letzten Tage des Jahres 1819, empfing ich eine Einladung, den Abend bei Heinke zuzubringen. Ich fürchtete, dies werde eine direktorialische Abfütterung der Theaterherde sein, wie dergleichen bei den dirigierenden Kaufherren quartaliter Mode waren und wie ich dieselben dort bereits refüsiert hatte. Beim Dramaturgen wäre dies nicht ausführbar gewesen — und ich entschloß mich zu gehen. Wen aber fand ich? Einen großen belebten Kreis bedeutender und geistreicher Personen, gemischt mit den Verwandten der Familie — und vom ganzen Theater niemand außer mir. Es war, als ob der Mann, der mir diese Auszeichnung erwies, hätte sagen wollen: seht Freunde! ich habe keinen Schauspieler eingeladen, keinen, auch unsere besten nicht! Sie gehören nicht zu meinem geselligen Umgang. Aber diesen armen, verlassenen, aufgegebenen Anfänger, ihn, den eine ganze Stadt verleugnet und verdammt, ihn, den jeder tadelt, den ich weiter nicht kenne als in seiner schwärmerischen Neigung fürs Theater, der mir wie ein träumendes Kind in die Hände lief und sich willenlos meiner Führung mit kindlichem Vertrauen hingab — ihn hab' ich heute hierher kommen lassen, damit er beim letzten Glockenschlage dieses für ihn so traurig hinabsinkenden Jahres nicht allein sei, damit er, wenn ich ihm die Hand reichen und mit ihm anstoßen werde, einen neuen Atemzug wage und getröstet ins andre Jahr trete! — Anfänglich fühlt' ich mich trotz aller Freundlichkeit des Wirtes sehr verlassen und zog mich in ein leeres Gemach, wo ich, in einen Winkel gerückt, bitterlich weinte, mehr aus Dankbarkeit und Rührung als aus Behmut, obwohl auch diese nicht fehlte. Da trat ein Mann zu mir, älter als ich, aber auch noch jung, sprach mich freundlich an und sagte manch

tröstendes Wort. Seine Sprache klang weich und sanft. Ich fühlte mich lebhaft zu ihm gezogen. Wir unterhielten uns sehr lange, während in den andern Räumen gesellige Spiele lärmten. Als wir zur Gesellschaft zurückkehrten, bat ich um meines neuen Freundes Namen. — Es war Joseph Freiherr von Eichendorff*.



Die damals noch üblichen Prologe zu Schlacht- und andern Festtagen nahm Heinke nachsichtig von mir an und auf. Einige derselben wurden gelobt, vielleicht mit Recht, weil sie sich über den gewöhnlichen Prologschlenbrian zu erheben versuchten, aber jedes Lob, dem Autor gespendet, diente nur dazu, den Tadel gegen den armen Schauspieler zu schärfen. Die Unbilligkeit vieler meiner Gegner ging ins Weite. Sie lasen bei jeder Gelegenheit, wie Schall, rücksichtslos gegen unsern vertraulichen Umgang, mich nicht nur als einen Fremden, nein, als einen Feind möcht' ich sagen, in seinen Kritiken behandelte, und dennoch wurden sie — namentlich jene Sudler, die in heimischen und auswärtigen Blättern Theaterberichte abdrucken ließen — nicht müde, auf mich, wenn sie auf Schall schimpften, mitzuschimpfen, und zwar in einem Tone, der argwöhnen ließ, Schall setze aus persönlicher Liebe für mich Recht und Wahrheit hintenan. Daß nun vollends meine Theaterreden gesprochen, meine kleinen Stücke gespielt wurden, machte diese Lumpen wütend; sie begnügten sich nicht, mich streng zu tadeln, sondern sie verleumdeten mich und Schall, Wahres mit Falschem tückisch vermengend. Einer unserer Hauptneider war ein Dr. Hermann, der viele dramatische Arbeiten versucht, unter anderm auch die „Nibelungen“ in Akte gebracht

* Eichendorff war kürzlich erst bei der Breslauer Regierung angestellt worden, sein Roman „Ahnung und Gegenwart“ schon erschienen.
[Anmerkung Holteis.]

hatte, und der, weil er keines seiner Stücke zur Aufführung fördern konnte, Gift und Geifer spie. Ich will den Mann nicht zu schwer anklagen, denn ich bin jetzt geneigt zu vermuten, daß der Wahnsinn, der seinem Dasein das erbärmlichste Ende machte und ihn an der Kette sterben ließ, schon in ihm tobte, als er wider uns schrieb. Er führte gewissermaßen die Partei der Schlechten beim Breslauer Theater, deren Vortreter ein Schauspieler Nagel war, während auf der andern Seite Anschütz stand, jedem edleren Bestreben die besten Kräfte widmend. Das Gastspiel des längst verstorbenen Ferdinand Löwe gab Herrn Hermann willkommene Veranlassung, gegen Anschütz, Schall und nebenbei gegen mich aufzutreten. Er schrieb einen wirklich verrückten Aufsatz zu diesem Zwecke, den er, toll genug, in seiner eigenen Wohnung debitierte. Ich war so naseweis, eine erwidernde sackgrobe Broschüre gegen ihn zu richten, die, wie sie mir heute noch vorliegt, von dem nicht mißlungenen Bestreben zeugt, ihn ad absurdum zu führen, und die, trotz meiner schiefen Stellung zum Publikum, Aufsehen machte. Daraus entspann sich ein Federkrieg, der sich bis in die Schallsche Zeitung wälzte. Gern hätte Herr Hermann die Kornische (alte Schlesiſche) Zeitung, deren Redakteur er unbegreiflicherweise war, zu seinem Arsenal gemacht. Aber Herr Korn hatte zuviel Takt und feinen Sinn, um dies zu gestatten, und so behielten wir allerdings Oberwasser.

Was Ferdinand Löwe angeht, so war er unbezweifelt ein guter Schauspieler, ein recht guter, aber daneben voll Ziererei und Affektation, ein König aller Manieristen; recht im Gegensatz zu seinem Bruder Ludwig, der, wie Wien und Deutschland weiß, im Felde der Natur und Wahrheit als großer Künstler wirkt.

Ich habe so viel Ables von meiner Schauspielerei gesagt, ich muß, da es sich mit dem Breslauer Aufenthalt zum Ende neigt, auch etwas Gutes sagen. Daß ich im

Komischen, auch in Naturburschen günstig wirkte, ist schon erwähnt. Hätt' ich auf diesem Pfade fortgehen dürfen, hätte nicht einerseits Schmellas kindischer, unfreundschaftlicher Neid den Direktor bei Entfaltung mir günstiger Absichten gehemmt, andererseits der Mangel an jungen, erträglich aussehenden Männern mich immer wieder in die zweiten und dritten Liebhaber geschoben, wo ich zum Erbarmen ungeschickt war, und hätte nicht endlich Schalls ungeduldige Verdrießlichkeit mich mit ungeduldig gemacht, so würd' ich mich zuletzt doch durchgebissen und mich dem Breslauer Publikum gegenüber fest gestellt haben; das sollte denn nicht sein, weil es im höhern Rate anders beschlossen war. Ich will meine Leser nicht langweilen mit Aufzählung und Schilderung derjenigen Partien, wo es mir möglich ward, ein gewisses Talent zur natürlichen Anschauung zu bringen. Ich will einen ganz entgegengesetzten Fall erwähnen, der in psychologischer Beziehung wichtig ist für jeden, welcher aus Betrachtungen über Bühnenkunst ein Studium macht. Wem diese Gegenstände gänzlich fern liegen, kann die nächsten Seiten überschlagen.

Anschütz war auf einer Urlaubsreise nach Wien, derselben, wo er durch höchst gelungene Gastrollen sich eine lebenslängliche, glänzende Anstellung am ersten Theater Deutschlands erwarb, begriffen, gerade als der Breslauer Wollmarkt die Reprise eines schon oft gegebenen Stückes, „Die beiden Gutsherren“ von Julius von Boff, für die Kasse wünschenswert machte. Ich hatte bisher in diesem Lustspiel mit Glück einen Reitknecht gespielt und während der Vorstellungen oft voll von bewundernder Aufmerksamkeit nach Anschütz hingehört, welcher die viele Bogen starke, von den seltsamsten Ausdrücken, Redefiguren und Zitaten strogende Rolle eines damals modernen, exaltiert-deutschen Legationsrates sehr erfolgreich gab. Diese schon wegen ihrer unförmlichen Papiermasse *schwere* Rolle wurde mir plötzlich übersandt, und mein Direktor

sagte mir abends auf der Bühne: er begreife wohl, wie schwierig mir die Aufgabe fallen werde, um so mehr, als die Darstellung binnen wenigen Tagen stattfinden müsse, aber die Nothwendigkeit dränge, es lasse sich nicht anders besetzen, und ich „möchte ihm den Gefallen tun“, daran zugehen. Hätte mein Wohltäter gewünscht, daß ich die Königin der Nacht in der „Zauberflöte“ singen sollte, ich hätte mich auch nicht geweigert. Also, ich sagte zu. Aber wie ich nun nach Hause kam und das Zentner-volumen mit den Händen faßte, überfiel mich ein solch entschiedener Abscheu, daß ich mich nicht entschließen konnte, die lange Rolle nur einmal durchzulesen. In dieser feigen Inkonsequenz immer noch schwankend, ob ich nicht versuchen sollte mich loszumachen, ließ ich einige Tage verstreichen. Noch am letzten Tage vor der Aufführung ging ich — heute ist es mir gar nicht möglich, solchen Leichtsinn als möglich zu denken — nach Pöpelwitz spazieren, die Rolle zwar in der Tasche, aber ohne nur einen Blick hineinzurwerfen. Unter den alten Eichen wandelnd, wurd' ich von einem Unwetter überfallen, welches Ströme von Wasser ausgoß, und in dem ich, während ich über die nackte Viehweide heimkehrte, fast erstickt wäre. Durchnäßt, wie ich es bis auf die Haut war, wagt' ich noch ins Theater zu gehen, wo der Regierungsrat mich aufs Gewissen fragte, ob ich auch fest gelernt hätte, und wo ich nicht den Mut hatte: nein! zu erwidern. Vom heftigsten Fieberfrost geschüttelt, muß' ich bald nach Hause eilen. Ich fühlte mich krank zum Sterben. Und was tat ich nun? In einem riesengroßen Bierglase bereitete ich mir ein Höllegetränk von Tee, Arrak und Zucker, stellte dieses auf den Stuhl am Bette, Lichter daneben, legte mich nieder und begann, mit Armen und Beinen vor Kälte zitternd, im Kopfe vor Glut verbrennend, die lange Rolle zu lernen. Unter diesen Umständen in einer Nacht vollkommen Herr einer solchen Anzahl von Wörtern zu werden, so vollkommen, daß

es schon in der Probe ohne Anstoß geht und daß abends in der Aufführung keine Silbe fehlt! — Doch das ist noch nicht das Wunderbare, dieses besteht darin: mein Schnupfenfieber nahm zu, wechselnd peinigten mich Frost und Hitze. Dieses physische Unbehagen, je mehr es am Abend der Vorstellung wuchs, desto mehr erhob es mich gleichsam über die herkömmliche Angst, über jene Schüchternheit, durch die ich sonst in Anstandsrollen ungeschickter und ungelenker zu scheinen pflegte, als ich es in Wirklichkeit war. Das reelle Fieber siegte über mein Lampenfieber. Mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegen alles, was mir zustossen könnte, ging ich hinaus — und zum ersten Male fühlt' ich mich, wo nicht sicher, doch frei auf der Bühne. Ich setzte die Mitspielenden in Erstaunen. Jeder hatte geglaubt, ich würde die Auftritte, die auf mir ruhten, stören oder gar werfen, und jeder war verwundert über meine Festigkeit; niemand wollte glauben, daß ich die Rolle in einer Nacht mir zu eigen gemacht, niemand wollte glauben, daß ich so krank sei, wie ich mich in Wahrheit fühlte.

Insofern ich noch imstande bin, Rechenschaft zu geben von dem, was in mir vorging, möcht' ich sagen, daß ich mich eben durch Fieber aufgeregt in einem Zustand der Exaltation befand, welcher mich und meine Nerven über den Druck der bisher unüberwindlichen, ängstlichen Verzagtheit erhob und dem einwohnenden Talent gestattete, sich gehen zu lassen, soweit seine Mittel reichen wollten. Ich empfand an jenem Abend zum ersten Male einen innern Zusammenhang zwischen den Worten und Gedanken, die ich aussprach, und den Gebärden und Bewegungen, die jene begleiteten; ich fühlte zum ersten Male, daß ich, ohne mich darum zu bemühen, teilnehmen konnte an dem, was um mich her auf der Bühne vorging, und wenn ich auch nicht behaupten darf, ins Klare gekommen zu sein, wie ich es künftig anzustellen hätte, so erfuhr ich doch deutlicher als bisher, woran es

mir zunächst fehlte, und was meine Tadler, hauptsächlich Schall, eigentlich mit ihrem Tadel wollten und meinten. Schade, daß dieser Abend, der für mein ganzes Schauspielersleben von der höchsten Wichtigkeit werden und mich auf eine völlig neue Bahn hätte bringen können, in eine Epoche fiel, wo ich von allen Seelenleiden, die mich bedrückten, von menschenfeindlichem Mißtrauen gegen jedermann, von totaler Nutzlosigkeit niedergebeugt, im stillen schon lebhaft an Entfernung von Breslau, an Lösung meiner Bande dachte, wo ich nichts im Sinne trug als den Plan, mich vor Schalls Übermacht durch die Flucht zu retten! So ging er spurlos vorüber, und mit der Gesundheit lehrte meine vorige Verlegenheit, mein altes Ungeschick wieder. —

Der Sommer blühte. Die alte Wanderlust erwachte in meinem Herzen. „Nur fremde Orte, nur neue Gesichter, nur aus Breslau fort! Nur aus dieser Hölle, wo mich jeder kennt, wo jeder sich berechtigt wähnt, mich zu schelten! Nur fort in die Welt!“ das waren meine Gedanken.

Zwischen Schall und mir wurd' es täglich schlimmer. Wenn ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich ihm wegen seiner obgleich bisweilen falsch angewendeten, doch redlich gemeinten Strafpredigten wider das Theater grollte, so darf ich doch zu meiner Entschuldigung beifügen, daß er sich manches andere zuschulden kommen ließ, was meinen Groll rechtfertigen mochte. Er mißbrauchte in Geldangelegenheiten die nachgiebige Willfährigkeit, die mir einwohnte, und da meine kleine Kasse eben zu klein war, um die großen, täglich weiterreißenden Löcher in seinem Etat zu decken, so nahmen auch die Forderungen von seiner Seite und die Opfer von der meinigen kein Ende. Er hatte so viele vortreffliche Eigenschaften, und ich habe dem Andenken dieses mir unvergeßlichen Mannes in meiner Brust eine so heilige

Stätte bewahrt, daß ich es vor mir und vor ihm verantworten kann, die Wahrheit über ihn auszusprechen, und diese geht dahin, zu behaupten, daß in Geldverhältnissen ihm jedes Maß für Recht und Unrecht, für Ehre und Pflicht mangelte, daß er, wahrscheinlich aus dem Gefühl eigenster Nichtachtung des unseligen Metalls, aus dem Bewußtsein verschwenderischer Freigebigkeit, dieselben Ansprüche an seine Freunde stellte, ohne sich und sie zu befragen, wie weit es gehen dürfe. Er erlaubte sich Eingriffe in anderer Eigentum, die, von seiner oft furchtbaren Not und Berlegenheit gesteigert, in Erwägung seines ganzen übrigen Wesens, immer wieder entschuldigt und verziehen werden mußten, die man aber einem anders organisierten Menschen niemals hätte verzeihen können. Im Hintergrunde seiner unzählbaren, von Freunden und Bekannten erpreßten Darlehen — bei mir ging er so weit, Geldsummen, die für mich oder meine Pflegemutter in seiner Wohnung deponiert wurden, als Rettungsmittel aus verzweifelter Bedrängnis zu verwenden! — lag jedesmal nicht nur der gute Wille pünktlicher Wiedererstattung, sondern auch die sichere Aussicht, dies zu vermögen. Diese gründete sich auf die phantastische Hoffnung, durch seine künftigen dramatischen Arbeiten, deren Entwürfe vorlagen, viel Geld zu erwerben. Doch blieben diese Entwürfe, die er von einem Lebensjahr zum andern hinausschob, was sie waren, und er ließ sie sterbend unausgeführt zurück samt seinen Schulden. Ich wiederhol' es: man muß Schall genau gekannt haben, um diese Flecken, wie sie auf seinem edlen Bilde haften, nicht in bester Meinung so zu verwischen, daß sie das ganze Bild entstellen. Es ist besser, sie stehenzulassen, unbekümmert um falsche oder gehässige Auslegung. Mit all seinen Mängeln, mit all seinen Geldnöten und unbezahlten Schulden trug er doch eine viel noblere Gesinnung als tausend Philister, die vollkommen arrangiert sind und jede Rechnung bei Heller und Pfennig bezahlen. —

Nun denn, der Sommer blühte, die alte Wanderlust erwachte in meinem Herzen, und Julius Rochow sang sie mit seinen Liedern zur bangen, unruhigen Sehnsucht. Er war berufen, sich der Arzneiwissenschaft zu widmen. Ein leichter Sängermuth lockt' ihn aus den anatomischen Hörsälen ins Reich der Töne. Seine Wünsche und Träume lagen noch begraben unter den staubigen Büchern, aus denen er lernen sollte. Nachdem er mir erst den Ruf: ich will auf und davon! aus der Brust gesungen, schlug auch bei ihm die helle Flamme hervor, und wir beschloßen, beide zugleich wie aus einem Munde, miteinander zu ziehen als Sänger und Sprecher. Ich bereitete mich auf diese Kunstreise durch mancherlei poetische Versuche vor; Rochow ordnete seine Lieder und lernte neue dazu. Dies geschah heimlich. Nur mein Direktor wußte um den Entschluß, Breslau zu verlassen, und, die Verhältnisse wohl erwogen, tadelte seine Güte denselben nicht. Das war das erste Geheimnis, welches ich vor Schall zu hegen wagte!

Rochow und ich, wir stellten unsere poetisch-musikalischen Gaben, mit denen wir uns durch die Welt schlagen wollten, bis es gelänge, passende Stellen bei einer Bühne für uns zu finden, in recht anmutiger Folge reihe zusammen. Wort und Lied wechselten. Es sei mir erlaubt, einige Strophen anzuführen, die von mir verfaßt waren, eine solche „Abendunterhaltung“, wie wir sie bringen wollten, einzuleiten:

Der Dichter weilt betrübt in seiner Zelle,
 Und vor ihm liegt ein bunter Liederkreis;
 Mit Tränen nehet er die fromme Stelle
 Und spricht von Sehnsucht überflossen heiß:
 Wohl nimmer lebt ihr in des Lichtes Helle,
 Kein freundlich Herz von meinem Streben weiß;
 Und was ich still und felig sah entstehen,
 Wird ungekannt und ungeliebt vergehen.

Da hört er volle Lautentöne klingen*,
 Vor seinem Haus' erhebt sich ein Gesang,
 Er blickt hinab; das Herz möcht' ihm zerspringen,
 Doch mutiger macht ihn der Kühne Klang.
 Und wie die Töne immer voller dringen,
 Da folgt er schnell des Sängers raschem Gang.
 Von gleichem Sinn für Poesie umflossen,
 Ist beider Bündnis schnell und fest geschlossen.

Nun wallen sie, durchbebt von Himmelskünde,
 Bescheiden aber hoffend, wo sie nahn,
 Im innigen, unwandelbaren Bunde,
 Des Liebes Lohn vereinigt zu empfahn.
 Hoch, dreimal glücklich preisen sie die Stunde,
 In der sie milde, güt'ge Hörer sahn!
 Die Wanderer — ihr ahnet es — sind wir!
 Die Gütigen — wir hoffen es — seid ihr!

Um nun aber gleichsam eine Probe zu machen, wie sich unser Gemisch von Liedern und Gedichten vor einem Hörerkreise ausnehmen dürfte, erbat ich mir für einen schönen Sonntag Urlaub und fuhr mit meinem Kochow nach Obernigk, wo, wie mir durch Mama Arnhold bekannt geworden, an eben diesem Tage zahlreiche Gesellschaft zu einer Art von Kränzchen in dem angenehmen grünen Tale, „Die Sitten“ genannt, sich versammeln sollte. Dort, unter rauschenden Eichen, Linden, Birken und Tannen, auf einem traulich umschatteten Plätzchen, traten wir vor ein, was die Kunstansichten betraf, gewiß sehr gemischtes Publikum und machten unsere Künste der Reihe nach durch. Der Erfolg war unermesslich. Wir versetzten Obernigk und die anwesende Nachbarschaft in einen so entschiedenen Enthusiasmus, daß ich Mut faßte, vor der ganzen verehrten Gesellschaft zu erklären, wie sie

* Hier bei diesem Wort hatte Julius einen Akkord auf der Gitarre anzuschlagen. [Anmerkung Holteis.]

eigentlich nur zur Probe angerebet und angesungen worden sei, und wie nun nach so günstigem Gelingen unser Vorsatz feststehe, die Bündel zu schnüren und andern ehrlichen Leuten in der Ferne dieselbe Beglückung angedeihen zu lassen, die ihnen jetzt eben zuteil geworden. Ich hatte mich nicht wenig gefürchtet, meiner Pflegemutter unsere Absichten mitzuteilen, und war auf zornigen Widerspruch gefaßt. Dieser aber blieb wider Erwarten nicht nur aus, sondern sie lobte mit den meisten Anwesenden im Verein den kindischen Plan lediglich deshalb, weil er von dem, was mir doch nun der wichtigste Lebenszweck hätte bleiben sollen, ablenkte, und weil es ihr, wie sie sich ausdrückte, „honoriger“ vorkam, in Konzerten seine eigenen Gedichte zu deklamieren, als Komödie zu spielen. Ein nicht unbedeutendes Hindernis ganz freundlichen Auseinanderkommens war wieder das liebe Geld, von dem ich wünschte, daß sie mir möglichst viel mit auf die Wanderung geben möchte, und von dem sie (die arme Alte war ja selbst gedrückt genug) möglichst wenig missen wollte. Wir vereinten uns doch, und ich sah meine mäßigen Ansprüche genügend erfüllt. Die Trennung überraschte mich durch die Behmut, welche sie in mir hervorbrachte. Als es zum Lebewohlsagen kam, war die unbegreifliche alte Frau ruhiger als ich; sie schien kalt, während ich meine heißen Tränen kaum stillen konnte. Man durfte bei ihr niemals darauf rechnen, daß sie sich benehmen werde, wie es natürlich gewesen wäre.

Ein zweiter Abschied, der mir sehr zu Herzen ging, erwartete mich beim Regierungsrat Heinkle. Diesem Manne, dem ich mehr zu verdanken hatte als irgend einem Menschen auf Erden; durch dessen väterlichen Schutz, Beistand und Trost in fürchterlichen Stunden ich einzig und allein aufrecht gehalten worden war; diesem Manne, der mir alle Dummheiten und dummen Streiche verziehen, jede Verirrung zum Besten gewendet, unermüdet für mich gesorgt, mir niemals ein böses Wort

gesagt, niemals einen finstern Blick gezeigt, alle meine Wünsche erfüllt hatte, diesem sollt' ich nun die Hand reichen — vielleicht zum letzten Male? Ich vermocht' es nicht! Ich schied von ihm mit dem Versprechen, noch einmal wiederzukommen, und sendete dann statt meiner einen Brief.

Auch an Schall wollt' ich schreiben; als ich mich dazu hinsetzte, verlor ich die Lust und zog vor, ihm förmlich zu entfliehen! Ich grollte ihm wirklich.

Bevor wir aber unsere Wanderung antreten konnten, mußten meine kleinen Geldangelegenheiten geordnet, mußte die Verbindlichkeit gegen meinen Hauswirt, bei dem ich auf längere Zeit gemietet hatte, ausgeglichen sein! Ich hätte ja Breslau nicht verlassen mögen wie ein „durchgehender Schauspieler!“ Für meine traute, heimliche Wohnung fand sich bald ein Abnehmer. Dies war ein neues Mitglied unserer Bühne. Clemens Remie mit Namen. Dieser Remie sollte eben, als ich ging, den Posten eines Theaterinspektors* antreten und war die schwierige Verpflichtung eingegangen, in die seit langen Jahren vernachlässigten Geschäfte jener Gattung Plan und Ordnung zu bringen, eine Verpflichtung, die er zu seiner Ehre und zum Vorteil der Anstalt musterhaft lösete. Ich saß in meinen eigenen Möbeln! — Und was

* Diesen Platz hatte bis dahin ein Herr Blanchard ausgefüllt, ein Schauspieler, welcher seit undenklichen Jahren, zur Schande des Breslauer Geschmacks gesagt, für einen Komiker galt und wirklich gebildet wurde, obgleich er durch seine gemeinen, traurigen Späße nur Abscheu hätte erregen sollen. Was er als Inspektor und Inspizient war, und wie er die Szenerie leitete, mag aus folgendem Exempel deutlich werden. Breslau besaß eine alte Hintergardine, welche mit Zelten bemalt, und wo die Öffnung der Zelte mit roter Leinwand ausgefüllt war. Im zweiten Akte der „Jungfrau“ sah man Herrn Blanchard mit zwei Talglichtern, die er so dicht als möglich an die roten Einschießel brachte, auf und ab laufen, und wenn ihn dann ein neuer Schauspieler fragte: was ist denn das? so erhielt der Uneingeweihte die Antwort: Mit e i n e m Lichte ist es bloß Morgenröte, mit j w e i Lichten ist es brennendes Lager. [Anmerkung Holteis.]

für Möbel: aus der Freiherrlich Arnoldischen Urzeit herührend, Möbel, denen an der Wiege nicht gesungen worden war, daß sie dereinst die Wohnung eines Breslauer Komödianten füllen sollten! Diese Möbel überließ ich samt der Wohnung meinem Freunde Remie und fühlte — denn ich war noch kindlich genug, mich schwer von diesen hölzernen Zeugen längst versunkener Tage zu trennen — eine tröstende Beruhigung bei dem Gedanken, daß ein so stiller, sanfter ordentlicher Mensch wie Remie an meiner Stelle dort hausen werde.

Nun hatt' ich eben auch noch Schulden zu bezahlen. Aber das waren keine Schulden, wie andere junge Leute sie etwa haben, die einem edelgesinnten Bucherer kleine zehn oder zwanzig Prozentchen bezahlen. An solche wohlthätige Seelen war ich nicht geraten. Ich war in die Hände eines Geschäftsmannes gefallen, bei dem ich ab und zu, augenblicklichen Bedürfnissen gemäß, kleine Sümmdchen entnahm, die ich gewöhnlich in acht bis vierzehn Tagen wieder erstatten zu können gewiß war; Zinsen nahm er gar nicht. Durchaus nicht! Nein, ich verschrieb mich dem frommen Greise — denn er warf, wie die meisten seinesgleichen, stets mit Christi Blut und Wunden, mit dem Glauben an „seinen Heiland“ um sich her und besuchte fleißig die Kirchen — ich verschrieb mich ihm auf vierzehn Tage mit dem doppelten Betrage der Summe, die ich wirklich empfang. Pünktlich hielt ich stets meine Termine, ja, ich unterließ niemals, ihm noch besonders für seine Gefälligkeit zu danken. Und auch vor meiner Abreise verfehlt' ich nicht, den letzten Rest bei ihm abzustößen.

Und so wurd' ich endlich flott, und es kam der Tag heran, wo mein Engagement als Mitglied des Breslauer Nationaltheaters vor seinem kontraktlichen Ablauf ein Ende fand. Werfen wir einen flüchtigen Blick zurück auf die im vergangenen Jahre gespielten Rollen. Für Ren-

ner der Bühne mag es nicht ohne Interesse sein, daraus zu entnehmen, wie ich an mir und meinem eingeschüch-
terten Talente habe experimentieren müssen:

Maria Stuart	Mortimer	4mal
" "	Davison	2mal
Othello	Rodrigo	3mal
Die Braut	junger Graf	4mal
Die unterbrochene Whist-		
partie	Baron Bern	1mal
Peter und Paul	Gollovin	1mal
Der Wildfang	Fritz	3mal
Die Räuber	Kosinsky	2mal
Berlegenheit und List	Karl	4mal
Romeo und Julie	Gregorio	3mal
Emilia Galotti	Conti	2mal
Die beiden Gutsherren	Reitknecht	6mal
" " "	Legat.=Nat	1mal
Die Schachmaschine	Liebhaber	2mal
Faust (von Klingemann)	Wagner	4mal
Das Bogelschießen	Stauden	5mal
Nachtlager von Granada	Gomez	1mal
Der verwunschene Prinz	Azor	3mal
Macbeth	d. j. Sward	2mal
Falsche Catalani	Sperling	4mal
Otto von Wittelsbach	Gr. Wenzel	4mal
Pagenstreiche	Ihal	2mal
Jungfrau von Orleans	Herold und Fastolf	1mal
Minna von Barnhelm	Riccut	1mal
Elise von Balberg	Külen	1mal
Egmont	Dranien	1mal
Cäsario	Fernando	1mal
Die Vertrauten	Bock	1mal
Fanchon	Augustin	3mal
Toni	Gustav	1mal
Der Tagesbefehl	Adjutant	3mal

Wilhelm Tell	Melchthal	2mal
Damenhüte im Theater	Belgiovine	4mal
Die Hintertreppe	Prensd'or	3mal
Die seltsame Heirat	Jakob	2mal
Das Taschenbuch	Eduard	2mal

Da ging ich denn. — Vor einem Jahre war es mein lebhaftester Wunsch gewesen, das Breslauer Theater betreten zu dürfen. Jetzt war es ein noch lebhafterer, ihm Valet zu sagen. Da ging ich denn, um süße Hoffnungen ärmer, an dunklen Träumen reich, den Freund und die Laute zur Seite, ein Herz voll Seufzer und Torheit, ein Auge voll Tränen, ein Gemüt voll Menschenliebe und eine Jugend voll ungestillter Begier. Ging in der Meinung, niemals wiederzukehren, oder doch mindestens als ein hochberühmter Mann, dessen Name schon jeden Zweifler mächtig niederschläge! Ging, oder suhr vielmehr, neben mir Julius Kochow, hinter uns unsre Koffer, vor uns die Gitarren, über uns ein blauer Abendhimmel, in uns die Reiserwonne des Jünglings. — Leb wohl, Breslau!

Für mein Leben gern möcht' ich jetzt noch einmal die Städte und Städtchen besuchen, die wir damals durchzogen. Kochow gehörte zu den seltenen Menschen, die auch auf Reisen verträglich, harmlos und ohne wilde Lustigkeit stets heiter sind. Ich räumte ihm, dem Sänger, sein Übergewicht willig ein; er suchte niemals von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen, und ein Mißverständnis konnte zwischen uns nicht aufkommen. Lebenslustig waren wir beide; wir gaben viel Geld aus, nicht mehr, aber auch nicht weniger, als wir einnahmen. Der schöne Nachsommer, auf der Wanderung unser bester Freund, ward des Abends an der Kasse unser Gegner. In seinem Duft und Zauber gelangten wir bis Tepliz, wo es von Gästen wimmelte; dort aber schien es unmöglich, eine Soirée zustande zu bringen, weil der Saal

bereits auf vierzehn Tage von Virtuosen und Tanzlustigen in Anspruch genommen war. Hätten wir Geduld gehabt, die Sache abzuwarten, wer mag wissen, was aus mir geworden wäre? Eine Unzahl bedeutender und einflußreicher Personen befand sich noch in Teplitz. Unser Erscheinen und Auftreten, die Anordnung unserer Gedichte und Lieder hatten unleugbar etwas Eigentümliches. Wir würden Bekanntschaften gemacht, Empfehlungen erworben haben, würden vielleicht nach Wien verschlagen, dort in die Mode gekommen sein... Wer mag es wissen? Wir verließen Teplitz, verletzt durch die Ungültigkeit des Badekommissars, der uns kurz abfertigte, und ließen uns über Pirna nach Schandau rollen. In Schandau, von wo aus wir in den nächsten Tagen einige Ausflüge nach der Sächsischen Schweiz machten, fand ich am Abende unserer Ankunft als Tischnachbar einen jungen Mann, der jetzt auch schon im Grabe ruht, den ich aus Berlin kannte, und zu dem ich mich von jeher auf das lebhafteste hingezogen fühlte, den liebenswürdigen Dichter Wilhelm Müller. Dieser stellte sich unserm Umhervagabundieren mit vernünftigen Gründen entgegen, fragte Rochow, ob er damit enden wolle, vor den Türen zu singen, mich, ob ich die qualvolle und andere quälende Lebensbestimmung erwählt habe, als reisender Deklamator Städte und Marktflecken zu bedrohen, redete uns eindringlich zu, baldigst auf die Bühne zu steigen, eh wir in diesem faulen Reiseschlendrian völlig erschlapften, und wies uns zunächst auf das nahe Dresden hin. Rochow hatte schon immer die Absicht gehegt, seinen Gesang für die Oper zu bilden. Er trat gar bald auf Müllers Seite, und ich gab nach.

Wir trafen in Dresden ein.

Außer einer alten Freundin meines pflegeelterlichen Hauses, die ich sogleich aufsuchte und fand, kannt' ich persönlich keinen Menschen in Dresden. Theodor Hell, mein Abendzeitungsredakteur, bekleidete nebst hundert

anderen Ämtern und Posten, die er damals innehatte, auch jenen eines Theaterdichters und Sekretärs und empfing seinen jugendlichen Mitarbeiter sehr freundlich. Er versprach, meinem Wunsche gemäß uns irgendeinen Saal, ich weiß nicht welcher Gesellschaft, für eine Abendunterhaltung zu verschaffen, empfahl mich in einem Briefchen dem Polizeidirektor der Residenz und zeigte sich auch in Beziehung auf künftige theatralische Absichten und Versuche wohlwollend und liebevoll.

Daß Ludwig Tieck in Dresden lebe, wußt' ich durch Steffens und Schall. Ich würde mir von beiden Briefe für ihn (vielmehr für mich, an ihn) erbeten haben, wenn ich nicht sozusagen aus Breslau entwichen wäre. Tiecks Werke hatt' ich wohl gelesen. Für vieles in seinen Dichtungen, hauptsächlich was Ironie heißt, fehlte mir wahrscheinlich das Verständnis. Aber ich hatte ihn von Lößell, Steffens, Schall nie anders als „Meister“ nennen hören und eine Verehrung für ihn eingesogen, die, ob sie gleich an Anbetung grenzte, im Grunde nur eine nachbetende war. Deshalb kämpft' ich lange mit mir, ob ich es wagen dürfe, mich auf gutes Glück einem poetischen Halbgott vorzustellen. Vielleicht würd' ich mich gar nicht dazu entschlossen haben, wenn nicht Julius mir Mut eingesprochen und meine Schüchternheit lächerlich gemacht hätte. Als „Schauspieler“ ließ ich mich bei ihm anmelden, und als ich eintrat, wurde mir schwarz vor den Augen. Kaum vermocht' ich etwas von Steffens und den anderen zu stammeln. Meine Verlegenheit mag nicht zu meinen Gunsten gesprochen haben, denn Tieck sah mich zweifelnd an; kaum aber hatt' ich einige seiner Fragen auf eine Weise beantwortet, die es gewiß machte, daß ich die Personen, auf deren Umgang ich mich berief, wirklich genauer kannte, so munterte mich auch des Zauberers gewaltiger Blick zur Vertraulichkeit auf, und binnen einer Viertelstunde war ich bei ihm wie zu Hause, das Gespräch im besten Gange. Ich bezweifle, daß es auf

Erden noch so eine gewinnende, so siegreiche Persönlichkeit gibt, als Tieck sie damals entfaltete — wenn er wollte. Ich ward mit Leib und Seele sein eigen. Die Wirkung, die er auf mich ausübte, verfehlte nicht, wie dies gewöhnlich der Fall ist, auf ihn zurückzuwirken. Er sah mich gern bei sich und verschwieg es nicht; er erlaubte mir, ihn lesen zu hören; sein Vortrag machte mir einen unbeschreiblichen Eindruck. Das edle, schöne Gesicht, das geistvolle Auge, die goldreine kräftige Stimme bemächtigten sich meiner ganzen Seele. Ein Zweifel an der Meisterschaft, die ihm die Welt zuerkannte, hätte in mir nicht entstehen können. Aber ich mußte, mocht' ich wollen oder nicht, stets an Schall denken; an Schall mit seiner kupfrigen Nase, mit seinem Rhinocerosantlitz. Ich wagte nicht, mir einzugestehen, daß ich jenen für einen größeren Künstler hielt als Tieck; daß Schall von Manier frei, drastischer wirkte und ohne die Harmonie der vollkommenen Ausbildung in dieser wundersamen Kunst, ohne die Geschmeidigkeit der Form, wie sie bei Tieck nur das Resultat täglicher Übung sein konnte, doch an genialen Zügen reicher, an Schöpfungen der augenblicklichen Eingebung vielseitiger war. Ich wagte nicht, mir das einzugestehen, und es ist mir erst klargeworden, als ich auf der Bahn nach ähnlichem Ziele die Schwierigkeiten näher kennenlernte, die sich dem Strebenden entgegenstellen. Ich war versunken in hingebende Verzückung, wie nur ein Jüngling hingebend, gläubig, selig in seinem Glauben an einen großen Mann sein wird; wie nur derjenige es sein kann, dessen Verehrung eine ausschließliche, unbedingte ist; der nicht zu forschen, nicht zu fragen, nicht zu deuten wagt, der sich gefangen gibt, und dem jede Einwendung von fremden Lippen wie Gotteslästerung klingt! Es ist eine schöne Zeit, diese Zeit poetischer Religion! Beginnst du erst zu protestiren, so ist sie auf immer entschwunden.

Unser Wunsch, vor dem Publikum einer größeren Stadt das bißchen Licht, welches wir aus Breslau mitgebracht, leuchten zu lassen, ging denn auch in Erfüllung. Durch Winklers (Th. Hells) Vermittlung war uns ein schöner Saal eingeräumt worden, und diesen füllte ein zahlreiches, elegantes Auditorium, welches mit seinem Beifall nicht karg war. Lieck empfing mich am andern Tage mit den Worten: „Wer hat Sie denn gelehrt, so gute Verse machen und dieselben so gut zu sprechen?“ Ich glaubte, jetzt müßt' ich in die Wolken steigen!

Th. Hell wiederholte, was Wilhelm Müller mir in Schandau gesagt, und erklärte sich bereit, beim Intendanten des Hoftheaters mein Probespiel und daraus folgendes Engagement einzuleiten. Und damit gar kein Zweifel übrigbliebe, ob die Wanderer Rochow und Holtei sich trennen, ob sie ihre zweispännige Laufbahn beschließen sollten, wurde mein guter Julius sauber eingepackt und zum Stadttheater nach Leipzig geschickt, wo man junge, frische Stimmen so nötig brauchte wie Brot. Wir trennten uns mit heißen Tränen.

Der Intendant des K. S. Hoftheaters, Graf Biztum, wo mir recht ist, hörte nicht gar gut. Meine Aufwartung war mit Schwierigkeiten verknüpft, mich ihm verständlich zu machen, doch kamen wir erträglich auseinander. Drei Proberollen wurden mir zugesagt: Zuranitsch, in „Zriny“. — Gustav, in meinen „Farben“. — Philipp, in „Johanna Montfaucon“. Von meinen komischen Gelüsten wollte niemand hören, weil man eben nur einen Liebhaber brauchte, und als ich von meiner Breslauer Forcerolle, dem Stauden im „Vogelschießen“, sprach, waren Se. Erz. wirklich auf beiden Ohren taub.

Zuranitsch in „Zriny“! Die Rolle hatt' ich noch nicht gespielt, das Stück liebt' ich nicht, Körners tragischer Pathos war mir zuwider. Aber ich hatte in Breslau unsern Anschütz als Zuranitsch den Nachmittagsprediger Nagel als Zriny in Grund und Boden spielen sehn, und

da meint' ich denn, durch Lieck und Winkler angefeuert, es müsse gehen!

Schon lebte mir in Dresden ein einflußreicher Gegner, ohne daß ich mir irgend etwas gegen ihn zu Schulden kommen lassen: der Regisseur des Hoftheaters, Herr Helwig. Dieser Mann hatte drei Gründe, mein Widersacher zu sein: erstens bestritt er meinem Gönner Theodor Hell das Recht, einen Protegé zu haben, weil er in der Person eines andern Aspiranten diesen seinen Protegé in die leere Stelle schieben wollte. Zweitens fand er meine Verehrung für Lieck höchst lächerlich und verspottete, als ich derselben in einem Gedichte Luft gemacht, mich und jenes Gedicht, wo er nur meinte, daß ich es hören könnte. Drittens sprach er unverhohlen aus, daß die jungen Schauspieler meiner Gattung, die gewisse Ansprüche mitzubringen sich berechtigt wäñhten, das Metier nur verderben könnten! — Herr Helwig galt für einen guten Schauspieler, war sehr beliebt und wußte die Regie im Parterre vielleicht besser zu führen als auf der Bühne. Auch gehörte er unter die gefährlichen Menschen, die mit derber Bonhommie ihre heimlichen Machinationen umhüllen und, den biedern Deutschen spielend, unter der Maske zutraulicher Redlichkeit nicht nur andere, sondern auch sich zu täuschen vermögen, als ob sie es noch so ehrlich meinten. Bei mir gelang ihm das vortrefflich. Ich hielt ihn für einen derben Ehrenmann — vielleicht ist er's auch gewesen!

Mit einer flüchtigen Probe muß't ich ins Feuer gehen. Wie ich mich auf der Bühne benommen, wie ich mich bewegt, wie ich die festgelernten Worte hergesagt? — Ja, wenn ich das wüßte! Ich war bewußtlos. Daß ich in den Liebesauftritten mit Helenen vorzugsweise so ungeschickt und hölzern gewesen, ist mir leider noch erinnerlich. Auch rief mir die gute Frau, die das Unglück hatte, mich als ihren Geliebten betrachten zu müssen, mehrmals leise zu: mehr Feuer! — Aber sie hatte gut rufen! Ich

war wieder in die Lethargie des Lampenfiebers versunken, aus der kein Gott mich wieder emporrütteln konnte. Bei meinen Abgängen vernahm ich deutlich, daß man mich auslachte; dagegen fühlt' ich in den feurigen und heroischen Passagen dieser eigentlich faden und geistlosen Rolle, daß nicht nur in mir etwas zu leben begann, sondern auch, daß dies Leben auf die Hörer wirken wollte. Einmal hing es nur an einem Haare, und ich wäre applaudiert worden. Doch die Herren, welche dazu den Ton anzugeben pflegten, und deren Plätze ich aus meinen Besuchen des Parterres wohl kannte, schienen andre Order zu haben. Das Ende vom Liede war: ich fiel durch und ging ohne eine Spur günstiger Theilnahme vom Kampfplatz, während alle übrigen um mich her, vor allen Herr Helwig-Triny, mit Beifall überschüttet wurden.

Raum glaub' ich, daß es in der Brust eines Tischgastes im „kleinen Rauchhause“ so traurig ausgesehen als in der meinen, wie wir uns nach „Sigeths Fall“ an die Krippe begaben. Warum ich auch nicht mit Schmach bedeckt in meinem Kämmerlein blieb, und wo ich die Frechheit hergenommen, mich in meiner tiefsten Vernichtung an die Wirtstafel zu setzen, das mag Gott wissen. Sicher bleibt, daß ich es getan; ja, daß ich sogar imstande gewesen bin zu essen — wenngleich gesenkten Blickes. Mir gegenüber an der Tafel saßen zwei junge Männer, die mich forschend fixierten. Jedesmal, wenn mein Auge sich ein wenig hob, begegnet' es dem ihrigen, fest auf mich gerichtet. Das Angesicht des einen tat einen milden Ernst kund, der mich anzog. Nun erhob sich ein Gast nach dem andern, alle suchten ihr Zimmer, der Speisesaal ward leer, wir drei blieben sitzen. Sie ließen sich Wein geben und forderten mich auf, mit ihnen zu trinken; ich gehorchte fast willenlos. Bald war ein Gespräch begonnen. Sollten sie, fragt' ich mich hoffend, nicht im Theater gewesen sein? Sollten sie nicht wissen,

wer ihnen gegenübersteht? Ein Weilchen konnt' ich die Täuschung nähren, bald jedoch gingen sie ohne Umschweif auf mein Elend ein. Beide schienen erstaunt, mich so mutlos, der Verzweiflung nahe zu finden; dazu, meinten sie, hätt' ich keinen Grund. Sie trösteten mich und suchten mich durch sinnige Worte aufzurichten. Der eine gab sich als Arzt, der andere als angehender Jurist zu erkennen, doch erkannt' ich in letzterem sehr bald auch den Poeten. Er bestätigte sich als solchen. Gegenseitig tauschten wir Bekenntnisse über projektierte Arbeiten. So kamen wir auf Tieck und daß ich bei ihm aus und ein ginge. Ich erbot mich, meine neuen Freunde dort einzuführen — und dachte in diesem Moment freudiger Aufregung nicht daran, daß ich beim Nachhausegehen von der Bühne mir vorgesezt hatte, mich nirgends mehr blicken zu lassen. Der Arzt lehnt' es ab, weil er reisen müsse, der Jurist nahm es begierig an. Ich versprach, ihn am andern Morgen für den nächsten Abend zu melden. Dann bat ich um beider Namen. Der Arzt nannte sich Adersbach (ich bin ihm nie mehr begegnet), der Jurist war Karl Immermann. Wir plauderten bis tief in die Nacht. Immermann sagte, ich sollte mich meinen Martern entreißen, aus mir könne doch noch ein guter Schauspieler werden, denn es fehlte nur die Form, der Stoff sei vorhanden, und das Publikum wisse den Teufel! Aber, sagt er, ich wäre merkwürdig ungelent, und zwischen den Stellen, wo es über mich käme, und jenen, wo ich leblos bliebe, ein Unterschied, daß man glauben müßte, es wären unserer zwei Personen. So hatte noch niemand mit mir gesprochen. Schall hatte diesen Ton nicht getroffen. Es tat mir unendlich wohl, und ich ging beruhigt zur Ruhe. Anders gestalteten sich die Dinge, als ich unter andere Menschen kam. Mein alter Breslauer Argwohn wurde lebendig, in jeder Begrüßung sah ich Hohn, aus jedem Worte hört' ich Spott gegen mich; wo zwei die Köpfe zusammensteckten, meint' ich, Juranitsch sei der

Grund ihres Flüsterns. Die Mitglieder des Theaters sahen mich über die Achsel an, nur der Herr Regisseur zeigte sich süßer als vorher, ein Zeichen, daß er mich schon für halb beseitigt hielt. Theodor Hell blieb freundlich, aber daß die Hoffnungen, die er auf mein Engagement gesetzt, durch den Fall der ungarischen Festung erschüttert, wenn nicht zusammengestürzt waren, ließ sich nicht verbergen. Ticks Lächeln spielte um meinen Gram wie ein blaues Flämmchen um die Stelle, wo ein Schatz versunken ist. Er war erstaunt, wie er sagte, daß ich nicht sicherer auf den Brettern sei; er hätte mich für einen fertigen Schauspieler gehalten, aber einige Stellen hätt' ich „hinreißend schön“ gesprochen. Solche Worte waren für mich, was ein Paar scharfe Sporen für ein ermattetes Pferd sind; schon wollte die arme Kreatur nicht mehr weiterlaufen, dann rafft sie sich wieder auf.

Im kleinen Rauchhause bewohnt' ich aus Rücksicht für meine Kasse ein kleines, ganz kleines, düsteres, auf einen engen Hof schauendes Stübchen, und in diesem saß ich tagelang, nie unbeschäftigt, aber stets betrübt, zwischen Verzweiflung und neuem Mut schwankend, je nachdem einer oder der andere mich angerebet und mir eines oder das andere eingeflößt hatte, der Stunde harrend, wo ich zum zweiten Male auftreten sollte. — Es wäre doch unmöglich, meint' ich, daß es gelänge. — Da trat eines Morgens der Herr Regisseur in meine Klausur. Welche Überraschung! Was konnt' er mir bringen? Doch nur Gutes, sonst wär' er nicht persönlich erschienen! Und so war es denn auch, er brachte mir die herzlichsten Versicherungen seiner Theilnahme, seine Wünsche für mein Wohlergehen und „konnte nicht umhin“, die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen durch die That zu beweisen, indem er mich vor einem schlimmen Ereignis warne, dem auszuweichen noch immer Zeit sei, wenn ich seine Warnung beachten wollte. Es handle sich um meinen nächsten Auftritt. Die theaterliebenden Offiziere und andere junge

Männer, aufgebracht über meine Keckheit, mich auf das Dresdener Hoftheater zu wagen, hätten unter sich verabredet, mich rücksichtslos auszuspfeifen, wenn ich noch einmal öffentlich erschiene! Das war fürchterlich! Ich hörte schon die schauerhaften Töne, sah mich schon dem Geschrei einer wild jauchzenden Menge preisgegeben, Zittern und Zagen ergriff mich. Mit bebender Hast setzte ich, sobald ich dem scheidenden Warner tausendmal für seine Güte gedankt, ein Schreiben an die Intendanz auf, in welchem ich den künftigen Gastrollen und jeder Aussicht auf Anstellung entsagte, und sandte dieses übereilte Schreiben ab, ohne nur mit einem meiner Gönner Rücksprache zu nehmen. Wie ein verfolgter Fuchs blieb ich unsichtbar in meinem Bau. Der Regisseur hatte seinen Zweck erreicht, sein Schützling kam an die Reihe, und als ich einigermaßen beruhigt aus Winklers Munde vernahm, daß die Sachen gar nicht so schlimm ständen, daß die ganze furchtbar geschilderte Verabredung bei Lichte betrachtet auf die hingeworfene, durchaus nicht so übel gemeinte Äußerung eines einzigen Offiziers hinauslaufe, da war es nicht mehr tunlich, meinen voreiligen Rücktritt unwirksam zu machen, und ich hatte die Erlaubnis, meiner Wege zu gehen. Es war Nacht in mir und Nacht um mich her. Ich lebte nicht, ich träumte, und ich träumte bang und traurig. Wohin mich wenden? Was beginnen?

Abreisen! Leicht gesagt und schwer getan. Ich besaß nur noch wenig Geld — unsere Reise hatte verzehrt, was sie eingebracht, und bei der Trennung von Julius hatt' ich mich auch nicht bereichert —, reisen also, ohne zu erwerben, konnt' ich nicht. Nach der Heimat zurückkehren, in Breslau mich auslachen lassen? — Lieber betteln oder verhungern. — Nein, immer weiter in die Fremde!

Und ich verließ Dresden, das schöne Dresden! Verließ Lieck ohne Lebewohl, schied, ohne Theodor Hell für seine Güte zu danken — und hätte diesen traurigen Trost nicht einmal erwerben können, wenn nicht der Wirt im

„kleinen Rauchhause“ die Summe, die zu seiner Befriedigung bestimmt war, als Reisegeld mitzunehmen mir erlaubt und mich vertrauensvoll als seinen Schuldner entlassen hätte.

Wohin ich zog, was ich begonnen — ja, ich kann es nicht erzählen. Ich weiß es nicht.

Mir ist, als wär' ich in eine kleine saubere Stadt gekommen, wo ich Theaterzettel an den Ecken kleben sah. Ich verließ die Kutsche und bezog ein Stübchen im Gasthose; in dem nämlichen Hause befand sich der Theatersaal. Kurz vor Anfang der Vorstellung begab ich mich hinab, zahlte mein Eintrittsgeld und mischte mich ins Publikum. Alles hatte den ärmlichsten Zuschnitt. Man gab „Die Schwestern von Prag“. Einige Subjekte waren komisch genug, die Frauenzimmer jung und hübsch, der primo Amoroso, Marquis von Gerstenfeld, ein großer, dicker, alter Mann, was sich im Gegensatz zu den kleinen niedlichen Mädchen höchst possierlich machte. Nach dem ersten Akt suchte ich die Garderobe auf; als ich dem Direktor beim Eintritt sagte, daß ich ein Schauspieler sei, macht' er mir Vorwürfe, „mich nicht an der Kasse dekuvriert zu haben“, und gab mir das Legegeld wieder zurück. Der große, dicke, alte Liebhaber und Tenorist, denn er stellte beides vor, hielt, an einen Tisch gelehnt, die Soubrette zärtlich in seinen Armen und warf mir durchbohrende Blicke zu. Die Frau Direktorin, welche die komische Alte spielte, und nicht mit Unrecht, schien desto freundlicher. Einige jüngere Männer schlossen sich gleich vertraulich an. Bevor noch der zweite Akt zu Ende ging, war ich wie dort geboren. Einer der jungen Herren kam nach dem Theater auf mein Zimmer, wo wir bei einem bescheidenen Mahle uns gegenseitige Herzensergießungen machten und er mich in die Verhältnisse der Gesellschaft einweihte. Obgleich das Resultat seiner Konfidenzen kein tröstliches war, beschloß ich doch zu bleiben, wenn der Direktor mich behalten wolle. Mein

junger Freund war der Ansicht, das liege lediglich im Willen der Direktorin, und diesen mir günstig zu stimmen, müßt' ich ihr schon ein wenig den Hof machen. Sie verlange eben weiter nichts als viel schöne Redensarten und dazwischendurch einige Handküsse, besonders vor Zeugen. Auch sagte mein junger Freund — Mar hieß er —, ich möchte mich vor dem dicken Riesen hüten, das sei ein boshafter Neidhardt. Er selbst, Mar, war ein offener, hübscher Junge von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren. Sein kurzer Lebenslauf flößte mir Bewunderung ein; der Sohn armer Dorfbewohner, war er als elfjähriger Junge mit einem Puppenspieler davongelaufen, um dem Mangel und Hunger in seiner Eltern Hütte zu entfliehen. Von da, wo es ihm bald schlecht genug ergangen, hatt' ihn sein gutes Glück, sehr fern von der Heimat, zu frommen Bürgerleuten gebracht, die Erbarmen mit seinem Elend hatten, ihn bei sich behielten und für seinen Unterricht sorgten. Während der Kriege und Siege waren beide am Lazarettfieber gestorben, und er hatte sich, abermals verlassen und vogelfrei, bei einer „starken Frau“ in Dienst begeben. Mittlerweile war er herangewachsen, fing an sich zu fühlen, ließ die starke Frau samt ihrem Amboß und Bleigewichten im Stich und schloß sich einer reisenden Truppe an, die auf Dörfern Vorstellungen gab, bis es ihm gelang, sich dahin zu schwingen, wo ich ihn kennenlernte. Er hatte das Zeug, weiter vorzudringen, und weil ich nie und nirgend mehr von ihm gehört habe, so nehm' ich an, er ist gestorben; denn bei kleinen Theatern sich fortzuquälen, schien er nicht geboren.

Ich ward, zunächst mit Rücksicht auf meine guten Kleider von feinem Tuch, die bei einer solchen Gesellschaft niemals ihre Wirkung verfehlen, sogleich engagiert. Der Direktor bot mir, nachdem er mit Madame Rücksprache genommen, wöchentlich fünf Taler Gage. „Ist das nicht zuviel für die hiesigen Verhältnisse?“ erlaubte

ich mir zu fragen. „O nein“, war die Antwort, „denn wenn die Einnahmen nicht danach sind, so werden gar keine Gagen gezahlt, das wissen meine Mitglieder schon.“ Ich war vollkommen zufrieden und bezog mit Max ein Stübchen. Auf dem Theaterzettel ward ich, was ich mir sogleich ausbedungen, unter dem Namen Müller aufgeführt. Max, der einen furchtbaren, fast unmöglichen Familiennamen besaß, nannte sich Meier. Müller und Meier! Wir repräsentierten also Deutschland; denn Müller und Meier heißen eigentlich alle Deutschen, mit einigen Ausnahmen.

An jedem Abend während der Vorstellung bekam ich eine Rolle für den nächsten Tag. Die meisten dieser Rollen waren mir neu, sogar die Stücke kannt' ich nicht, denen sie angehörten. Das Repertoire einer kleinen reisenden Truppe war vor zwanzig Jahren noch um ein halbes Jahrhundert zurück. Ich bin überzeugt, daß keiner meiner Leser jemals nur den Namen jener Schauspiele nennen hörte, in denen ich glänzte. Ich selbst wüßte sie nicht mehr zu nennen, sie sind völlig verschollen. Wer glaubt, wer kann glauben, daß der Verfasser der „Zauberflöte“, daß Schikaneder große, ernsthaft gemeinte, poetisierende Dramen geschrieben? — Ich lernte rasch und fest, ich wußte, was ich zu sagen und zu brüllen hatte bei den Proben; ich war ein Schatz für die Direktion. In meinen unzerstörbaren schwarzen Strumpfhosen und den noch schwärzeren Samtschuhen mit Atlaspuffen spielt' ich einen Liebhaber nach dem andern zum Entzücken. Max wurde mehr für Intrigants verwendet und wußte sein hübsches, blondes Köpfchen mit allerlei maliziösen Schminken und Pflastern sehr abscheulich zuzurichten. Er lernte nicht so sicher als ich, aber er war ein routinierter Schauspieler. Wir hatten uns lieb wie zwei junge, gutmütige Genossen, die weder Neid noch Habsucht kennen. Wir waren fröhlich miteinander. Unerlöschliche Zaubergewalt der Jugend! Ich konnte fröhlich sein, mich den Scherzen des Augenblicks hingeben,

und wie lange war es her, daß ich verzweifeln wollte? Man klagt den Leichtsinn an. Der Leichtsinn des reiferen Alters wird zum Verbrechen. Der Leichtsinn rüstiger Jugend ist etwas Großes, Herrliches. Er ist der Sieg der Natur über die Verhältnisse; er ist der Triumph der Wahrheit über Heuchelei und Lüge!

Ich ging ärmer, als ich gekommen war. Planlos von Ort zu Ort auf unbequemen, halb offenen Postwagen umhergeworfen, bracht' ich langweilige Tage, frostige Nächte zu. Nirgends fand ich eine Truppe. So gelangt' ich auf mancherlei Umwegen in die Gegend von Halberstadt. Dort, hieß es, gäbe die Gesellschaft des Grafen Hahn Vorstellungen. Ich wagte mein Letztes daran und erreichte Halberstadt. Einige Stunden vor meiner Ankunft hatten die Schauspieler sich nach Quedlinburg begeben, um dann mit ihren Aufführungen zwischen beiden Städten zu wechseln. Nun verkauft' ich meine Uhr samt allerhand goldenem Zubehör und folgte nach Quedlinburg. Ich wohnte natürlich der ersten Vorstellung bei; das war Mozarts „Belmonte und Konstanze“; die schöne Oper wurde so gut gesungen, als es von einer reisenden Gesellschaft irgend zu erwarten ist. Ich bemerkte denn auch bald, daß die Oper das Übergewicht habe, und hielt es für vergebene Mühe, mich erst bei dem dirigierenden Grafen um Engagement zu melden. Nachdem ich mich von meinen Postwagenleiden — gefälligst zu bedenken, daß wir 1820 schrieben! — durch eine Nacht im Gasthose erholt, trat ich den Weg zu meiner ehemaligen Wirtin, der Assistenzrätin an, die dem armen, verkümmerten, freiwilligen Jäger vor fünf Jahren so viel Wohlthaten erwiesen. Madame Fügemann empfing mich wie einen aus der Fremde heimkehrenden Sohn. Sie duldete nicht, daß ich ihr Haus wieder verließ. Während ich mit ihr und den Ihrigen plauderte, war, ohne daß ich es ahnte, mein Gepäck aus dem Gasthose abgeholt worden, und als ich endlich gehen wollte, führte sie mich in „mein Zimmer“,

wo ich gezwungen wurde zu bleiben. Hier erst kam ich wieder zu mir, hier erst schien ich aus dem drückenden Traum aufwachen zu wollen, der bis dahin auf mir gelegen. Der sanfte Atem wohlgeordneter Häuslichkeit löste bang und mild den Troß der Verzweiflung, den ich seit meinem Abgang von Breslau für Kraft gehalten, und eine sehnsüchtige, weiche Trauer besiegte mich. Luises Andenken gewann neue Macht in meinem Herzen, die Möglichkeit ihrer Genesung erfüllte mich mit Unruhe, und ich fing an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht auf die Nachricht von ihrer Todeskrankheit augenblicklich nach Berlin gereist sei. Jetzt sollt' es geschehen. Aber wie das nötige Geld aufreiben? Der Erlös für die Uhr konnte nicht hinreichen, in Berlin, wenn ich es auch glücklich erreicht hätte, zu existieren; und von dem Verkauf etwa entbehrlicher Kleidungsstücke hielt mich eine eigentümliche Scheu zurück; ebenso vor dem Gedanken, meine edle Gastfreundin um ein Darlehn anzusprechen. Ich beschloß also, in Quedlinburg ein Deklamatorium zu geben, und war fest überzeugt, der Erfolg müsse hier, wo ich noch von der Jägerzeit her im besten Andenken zu stehen wähnte, ein äußerst günstiger sein. Die Erlaubnis war bald eingeholt, Billetts hatte ich noch von meiner Irrfahrt mit Julius; den Zetteldruck besorgte die weltbekannte Firma Basse in Quedlinburg, deren Chef mich freundlichst aufnahm und mir die niedrigsten Preise stellte. Die Leitung der Musik zur Ausfüllung der Pausen übernahm mein alter Freund, der „Stadt- oder Kunstpfeifer“ Rose. (So nennt man in jener Gegend die Direktoren der Stadtmusik.) Meinem gelehrten Gönner, dem Rektor des Gymnasiums, überbracht' ich eine Anzahl Freikarten für seine Schüler. Alle Bekannte, denen ich begegnete, riefen mich freudig an und verhießen mir die Gegenwart der ganzen Stadt. Um den Andrang bei der Kasse möglichst zu beseitigen, hatt' ich Herrn Basse gebeten, ein Verkaufsbüro bei sich

zu eröffnen und daselbst mehr Billetts deponiert, als der kleine Saal fassen konnte. In diesen freudigen Erwartungen traf es mich wie ein Schmerz, daß die gütige Freundin, die mich in ihrem Hause wieder aufgenommen, als ich ihr Freibilletts überreichen wollte, dieselben zurückwies, da sie schon für sich und all die Ihrigen bei Wasse hinreichenden Vorrat hatte kaufen lassen. Während wir darüber stritten und sie unerschütterlich blieb, warf ich einen Blick auf die wirklich schon bereitliegenden Karten und bemerkte, daß sie mit Nummer eins begannen. Zum erstenmal wurde mein Vertrauen auf die reiche Einnahme erschüttert, deren ich mich so sicher gewöhnt. Aber ich hoffte noch. — Wer schildert meine Gefühle, als ich zur bestimmten Stunde im Saale eintraf und vom Kassierer hörte, daß er ein Billett abgesetzt habe. Ich meinte, der Mann (ein biederer Quedlinburger Wurstmacher) wolle scherzen. Nein, es war bitterer Ernst. Im Saale saßen: meine Wirtin nebst vier Angehörigen, der Rektor mit seinen Primanern, der Medizinalrat Ziegler, der Käufer jenes e i n e n einzigen! Die Musiker spielten eine Ouver-türe, ich deklamierte meine Verse — und wir gingen demütig nach Hause; meine Unkosten waren mäßig, doch mußten sie bezahlt werden. Von der Berliner Reise konnte für jezt nicht mehr die Rede sein. Bis nach Dresden reichte mein Vermögen noch zur Not; dort, wo ich im Gasthose bekannt war, dacht' ich auf Kredit zu leben, bis ich aus Breslau Hilfe bekommen, und um diese zu beschleunigen, schrieb ich gleich von Quedlinburg aus und bat um eine klingende Sendung. Niemand in Quedlinburg durfte wissen, daß ich in Not sei. Ich stellte mich also, als wäre mir die mißlungene Unternehmung höchst gleichgültig, schimpfte lächelnd, worin meine Hausgenossen redlich einstimmten, auf das Quedlinburger Publikum — immer den Medizinalrat Ziegler ausgenommen — und schied von den seelensguten Leuten, mit neuen Verpflichtungen zu neuer Dankbarkeit beladen.

Vor Dresden hatt' ich mich sehr gefürchtet. Als ich es aber wieder sah, war der Eindruck kein so peinlicher, wie ich erwartet. Die neu erwachte Theilnahme für Luises Geschick, die bange Erwartung, ob sie lebe, hatte meine eigenen Seelenleiden in den Hintergrund gedrängt. Nur mit Mühe fand ich in dem von Studenten überfüllten „Kleinen Rauchhause“ wieder eine Unterkunft. Mein braver Gläubiger, der Wirt, empfing mich so herzlich, als wenn ich ein Krösus wäre, obgleich ich ihm von vorn herein kund tat, daß ich käme, abermals „auf Pump“ zu leben.

Das Fremdenblatt verkündete den königlichen Hofschauspieler Herrn Wolff, der soeben in Dresden eingetroffen war. Zu ihm begab ich mich am frühesten Morgen nach meiner Ankunft. Von ihm sollt' ich nun erfahren, ob Luise, die in seinem Hause ihre Heimat gefunden, noch darin weile, oder ob sie ein anderes Haus unter der Erde bezogen. Ich kannte Wolff persönlich von meinem Berliner Aufenthalt, wo ich ihm meine kleinen Stücke empfohlen und er mich mit herkömmlicher Artigkeit abgefertigt hatte. Lange stand ich vor seiner Stubentür, bis ich mich entschließen konnte anzuklopfen. Lange mußst' ich harren, bis auf wiederholtes Klopfen ein verdrießliches „Herein“ erfolgte. Wolff lag im Bette, war ärgerlich über die frühe Störung und wurde nicht freundlicher, als ich mich nannte. Doch war er menschlich genug, mir gleich in den ersten Worten Nachricht von Luises langsam, aber sicher vorschreitender Genesung zu geben. Er äußerte nun auch sogleich unverhohlen sein Erstaunen, wie ein junger Mensch ausbleiben könne, wenn er seine Geliebte auf dem Sterbelager wisse. — Ich machte ihm dagegen eine Schilderung meiner Zustände und Schicksale von dem Augenblick an, wo mir das Leben beim Breslauer Theater unerträglich geworden, bis zu jenem, wo ich zu ihm ins Zimmer getreten war. Ich beschrieb ihm besser und eindringlicher, wie ich es heute mit der Feder

vermöchte, in gesprochenen Worten den Bann, der auf mir gelegen und der mich unzurechnungsfähig gemacht habe, gestand ihm, daß ich eigentlich erst in Quedlinburg wieder zu mir selbst gekommen sei. Meine Offenheit, mein Zutrauen gewann mir das seinige. Von Minute zu Minute schien sein Gesicht heiterer werden zu wollen, sein Auge haftete fester auf mir, und bald fühlt' ich es in meinem Herzen, daß seines mir gehörte. (Es war keine Täuschung, denn es ist mir nach Jahren ein Brief zu Händen gekommen, den er damals aus Dresden nach Berlin geschrieben, und welcher das Gesagte bestätigt.) Wir waren für die kurze Dauer seines Dresdener Aufenthaltes unzertrennlich. An Wolffs Seite vergaß ich, daß ich vor anderthalb Monaten mich geschämt hatte, wie ein durchgefallener Schauspieler über die Straße zu gehen. Sein Umgang gab mir neues Leben. Seinem Wunsche gemäß führte ich ihn auch zu Tieck, der anfänglich spröde gegen ihn war, sich später aber auf das geistigste mit ihm verband. Es hat mich immer gefreut, daß ich gewissermaßen der Urheber der Freundschaft gewesen bin, die zwischen Zimmermann und Tieck und zwischen diesem und Wolff dauerte.

Einen Abend* bei Tieck werd' ich nie vergessen, nicht nur, weil er an diesem Abend den „Othello“ mit furchtbar tragischer Wirkung vortrug, sondern auch, weil das bei ihm versammelte Auditorium ein nicht gewöhnlich zusammengestelltes war. Außer uns befanden sich dort: Tiecks Schwester mit ihrem Gemahl, Herrn v. Knorring aus Kurland, und ihren beiden Söhnen, die einheimischen Grafen und Poeten Fr. von Kalkreuth und Löben (Isidorus), der hessische Ernst v. Malsburg, Ludwig Robert

* Ich bin meines Gedächtnisses hier nicht sicher und glaube beinahe, die in nachstehenden Zeilen geschilderte Szene habe einige Jahre später, wo ich von Breslau aus eine kurze Herbstreise nach Dresden unternahm, sich zugetragen. [Anmerkung Holteis.]

mit seiner jungen schönen Frau, der Herr v. Schütz (Lakrimas), der damals gerade den Casanova verdeutschte, Professor Hegel mit Fr. Förster und endlich Thorwaldsen, den ich schon des Morgens auf der Bildergalerie hatte nachdenklich und andächtig sein Lockenhaar schütteln sehen, wie er vor Raffaels Madonna zum ersten Male in seinem Leben stand.

Lieck überbot sich selbst in Leidenschaft und Gewalt; im fünften Akte ließ er den Othello zu einer Raserei ausbrechen, die um so tiefer wirkte, als er besonnene Macht behielt, den Jago in kalter Festigkeit dagegen kontrastieren zu lassen. Seine Absicht bei Versinnlichung des Jago ging sichtbar darauf hinaus, diesen gemeinen Gesellen keineswegs zum schlaunen, fein berechnenden Propheten zu machen, der das ganze Spiel vorher durchschaut, sondern vielmehr zum plumpen Schurken, der nur Rache üben, nur Böses tun, nur Schaden will, der erst mitten in der Aktion einsieht, wie sehr das Schicksal ihm zu Hilfe kommt, und der eben nur um seiner Plumpheit willen oft in einen groben, biederherzigen Ton verfällt, welcher treuherzig klingt und zu täuschen vermag. Diese Absichten schienen mir aus Lieck's Auffassung des Jago hervorzugehen. Als der Vortrag beendet war und jeder der Hörer seinen schuldigen Beitrag in die Kollektbüchse des geselligen Dankes stecken zu müssen glaubte, näherte sich auch Hegel dem Leser und dozierte in die Rede, die er hielt, komischerweise gerade die entgegengesetzte Ansicht des Jagoschen Charakters hinein, Lieck preisend, mit wie unendlichem Geist er die Freiheit des vom ersten Auftritt gesponnenen Gewebes enthüllt und so weiter. Ich stand wie versteinert. Denn ohne von dem hochberühmten Manne etwas anderes zu kennen als seinen Namen, kannte ich doch eben diesen und seinen Ruhm. Lieck's Gegenrede war — ich will nicht sagen tückisch — doch tieckisch, verbindlich ironisch.

Ich müßte sehr irren, wenn es nicht dieser Abend gewesen wäre, von dem der Groll herrührte, den der Philosoph so lange gegen den Dichter bewahrte.

Gegen mich war Lieck unverändert. Mein unglücklicher Auftritt als Juranitich hatte ihn nicht kälter gemacht. Immer, wenn ich kam, hieß er mich ebenso freundlich willkommen als früher, wo er gehofft hatte, in mir ein siegreiches Schauspielertalent aufsteigen zu sehen. Aber meine Zukunft vermied ich mit ihm zu sprechen. Desto lebhafter waren die dahin zielenden Gespräche zwischen mir und Wolff. Dieser war keineswegs abgeneigt, mir zuzugestehen, daß ich mit Fleiß und Eifer mich trotz aller Hemmungen noch zum bedeutenden Schauspieler emporarbeiten könne, war er doch sich selbst und anderen ein lehrreiches Exempel langer, hoffnungsloser Lehrzeit und späten Gelingens. Aber in Beziehung auf Luise wollt' er mir nicht vorenthalten, daß sie, durch zwei aufeinanderfolgende Todeskrankheiten sehr geschwächt, vielleicht nie mehr imstande sein würde, ein verpflichtendes Engagement anzunehmen, daß ihr Vertrag in Berlin deshalb aufgelöst worden und sie jetzt schon in Grafenort bei ihrer Pflegemutter zum Besuche sei, um sich einigermaßen zu erholen. Dies änderte freilich den ganzen Gesichtspunkt. Ein Theaterleben ohne sie schien mir jetzt, wo sie lebte und wo mein Pflichtgefühl mich dringend aufforderte, von der Kranken, Schwachen nicht zu lassen, fast unmöglich. Noch einmal stiegen die schuldlosen Bilder ländlicher Häuslichkeit auf, noch einmal täuschte ich mich mit dem kindlichen Gedanken, ein dorfbewohnender Schriftsteller sein zu können. Als ich es allein versucht hatte, war es nicht gegangen. Vielleicht ging es nun, wenn ich mit einer jungen Frau nach Obernigk zöge. Durch und durch erfüllt von diesen Hoffnungen, hütete ich mich doch, sie Wolff mitzuteilen. Ich ließ ihn abreisen, völlig im dunklen über meine Lebenspläne. Aber einen Vertrauten mußst' ich haben, und da wendete

sich plötzlich die alte Neigung und Anhänglichkeit dem bösslich verlassenen, dicken Freunde in Breslau wieder zu. An Schall schrieb ich eine lange Beichte, beschwor ihn, mich zu absolvieren, und erklärte mich bereit, wenn Luise die meinige bleiben wolle, dem Schauspielerturne zu entsagen. —

Das aus der Heimat erbetene Geld war noch nicht eingetroffen. Ich mußte samt dem Bären, den ich angebunden, in Dresden bleiben, und ich konnte dies um so leichter, weil in dem kleinen Rauchhause, in welchem wie in einem Bienenstock die reisenden Studenten und so weiter ein und aus schwärmten, täglich neue Umgebungen wechselten, vor denen ich als durchgefallener Schauspieler nicht zu erröthen brauchte, weil sie nichts von mir wußten. Bald angezogen, bald abgestoßen von hundert verschiedenen Persönlichkeiten, machte ich stündlich andere Bekanntschaften. Ich sah jünger aus, als ich war; die neunzehnjährigen Wanderer hielten mich für ihresgleichen. Es wurden Freundschaftsbündnisse geschlossen, die der Abend gebar und der nächste Morgen trennte.

Das Geldschiff kam, mich endlich flottzumachen, mit ihm ein Päckchen Briefe voll Jubel. Schall hatte meine Entschließung, die Bühne zu verlassen, in seiner Zeitung wie ein höchst erfreuliches Ereignis proklamiert, gleichsam als dürfe er nun erst die Last der Mitschuld, die bis dahin auf ihm gelegen, von sich abschütteln. Sein Artikel und die durch denselben veranlaßten, an mich beigefügten Gratulationschreiben — sogar mein alter Vormund hatte seine Feder in Bewegung gesetzt — nahmen sich aus wie die Teilnahme einer Familie, welche durch den Vorsteher des Irrenhauses die Nachricht empfängt, daß ihr Verwandter, von seinem Wahnsinn genesen, entlassen werden soll. Mir tat es entsetzlich weh! Und Schalls liebevoller, sogar meine heimliche Abreise herzlich verzeihender Brief, konnte den Schmerz nicht mildern, den dieses voreilige Abbrennen der Brücken hinter mir in

meinem Busen erregte. Nun blieb mir nichts übrig, als vorwärts zu wandern, aus Sachsen nach Schlesien.

Ich kam, ohne Breslau berührt zu haben, an einem neblichten Dezemberabend in Obernigk an. Nur eine hü-tende Magd empfing mich in unserem Häuschen. Die Pflegemutter, die mich einige Tage später erst erwartete, befand sich mit ihrem weiblichen Gefolge noch in der Stadt. Mein kleines Arbeitsstübchen, rasch durch-heizt und erwärmt, sah mich so traulich an, die Ruhe im Dorfe und im Hause tat mir so wohl, und doch war mir so weh! Ich feierte die Dunkelstunde ungestört, nichts vernehmend als das heisere Bellen der Hunde im Dorfe und das Knistern des Holzes im Ofen. Bei allem Schmerz war es doch ein seliger, mir unvergeßlicher Abend, und für die nächsten Tage hegt' ich keinen Wunsch, als noch allein zu bleiben. Ich richtete mich auch sogleich zum Arbeiten ein, und nachdem ich erst einen kurzen, offenerzigen Brief an Luise geschrieben und abgesendet, überließ ich mich mit jugendlichem Glück dem Vergnügen, vielerlei kleine Erzählungen zu ordnen, aus-zuführen, zu beginnen und in meinem Dachstübchen den von weiten Reisen heimgekehrten Autor zu spielen. Zwar unterbrach die Ankunft der Pflegemutter in etwas die Seligkeit des Einsamen, doch ging's im ganzen gnädig ab, und meine Tage blieben ziemlich ungestört. Ich ent-sinne mich jener Wochen als solcher, wo ich glücklich war. Ihresgleichen sind in meinem Leben nicht häufig.

Ein Brief aus Grafenort setzte der sanften, entsagen-den Stimmung, in der ich mich befunden, ein unerwar-tetes Ziel. Er enthielt in wenig Worten einen dringenden Ruf, mich sogleich selbst einzufinden, um alles, was für den Briefwechsel zu wichtig sei, von Mund zu Mund besprechen zu können. Diesen Ausgang hatt' ich nicht erwartet; ich war gefaßt gewesen auf Vorwürfe, auf ausweichende und unbestimmte Hinweisungen, auf rasche Lat aber nicht.

Wer hätte bei solchen Mahnungen zögern können? Am nächsten Tage war ich in Breslau und nach einer erschöpfenden und versöhnenden Unterredung mit Schall auf dem Wege nach Grafenort, den ich zum ersten Male durch beschneite Täler und Berge machte und in seinem Winterschmucke sehr schön fand. Luise eilte mir entgegen, blühend wie sonst; ihr Aussehen zeigte nichts von Krankheit. Aber im Augenblick, wo ich vor ihr stand, lag sie ohnmächtig in meinen Armen und einige Minuten nachher in furchtbaren Krämpfen, die mir, der ich etwas Ähnliches in der Nähe niemals gesehen, ein fast unüberwindliches Entsetzen einflößten. Während meines kurzen Aufenthaltes in Grafenort wiederholten sich diese Zustände fast täglich, in manchen Tagen zweimal; die geringste Erschütterung, die leiseste Bewegung des Gemüths, mochte sie durch Freude, Arger oder Schreck veranlaßt sein, genügte, diese gewaltsamen Konvulsionen herbeizurufen. Sie dauerten eine halbe Stunde, bisweilen auch länger und gingen, nachdem sie am ärgsten gewüthet, in einen todesähnlichen Schlaf über, aus welchem die Leidende, wie an allen Gliedern gelähmt, langsam erwachte. Die Ärzte meinten, diese Überreizung ihrer Nerven sei die Folge der gewaltsamen Mittel, die man in Berlin angewendet habe, um sie zweimal dem Grabe zu entreißen, und es stand zu befürchten, daß eine radikale Heilung nicht erzielt werden könne.

Ich ward also Bräutigam und Krankenpfleger zugleich. Der Gedanke, mich zurückzuziehen, eine Verbindung aufzugeben, die mich mit fortdauernder Angst und Befürchtung bedrohte, kam mir nicht in den Sinn. Ich fand es höchst natürlich, mich meiner Zukunft willenlos hinzugeben; aber ich täuschte mich keineswegs über diese Zukunft. Ich sagte mir mit vollkommener Klarheit, daß ich von nun an keine ruhige Stunde mehr haben, daß ich Tag und Nacht auf dem Sprunge stehn würde, die Dahinsinkende zu stützen, aufzufangen, zu laben. Ich legte

keinen Wert darauf, daß ich bereit sei, es zu tun, aber ich empfand, wie nachtheilig dieses stete Hereindrohen einer von mir gefürchteten, halb dämonischen Gewalt auf meine Seelenruhe, meine heitre Unbefangeneheit wirken müsse. Das hat sich denn auch erfüllt. Viele Jahre sind jetzt seit dem Tode der armen guten Frau verstrichen, doch heute noch fahr' ich bisweilen plötzlich auf, wenn ich in den Gassen ein Geräusch, ein Zusammenrennen der Menschen vernehme, weil der Gedanke, der mich durch vier Jahre meiner ersten Ehe peinigte, Luise könnte ein Unfall zugestossen sein, und man bringe sie mir verletzt, entseelt nach Hause, immer noch wie ein düstrer Traum in mir waltet. Der stete Anblick jener Krämpfe, das tiefe Versunkensein in deren Beobachtung, muß endlich — mag auch Gewohnheit mehr oder weniger abstumpfen — eine schädliche Rückwirkung auf den Mitfühlenden hervorbringen, um so mehr, wenn er eine nur allzu lebhaftes Phantasie hat.

Es war ein ernster Entschluß, den ich mit jugendlich leichtem Herzen faßte und aussprach, als ich Luises Pflegemutter um die Hand des von ihr zärtlich geliebten Kindes bat. Von einer Aussicht fürs Theater konnte unter den obwaltenden Verhältnissen nicht die Rede sein. Ich hatte der Bühne entsagt, und Luise schien für immer entsagen zu müssen. Was konnt' ich ihr nun bieten? Ein kleines Vermögen, dessen geringe Zinsen durch den Ertrag meiner literarischen Bestrebungen (!) möglichst vermehrt werden sollten — kindische Hoffnung, deren Unhaltbarkeit die Frauen nicht zu übersehen vermochten! — und eine armselige Zuflucht in der Hütte des Oberrigler Häuslers. — Dennoch ward der bescheidene Freier angenommen. Zunächst freilich deshalb, weil beide, Mutter wie Tochter, ihn lieb hatten und ihn samt seinen Fehlern für einen redlichen Menschen hielten. Dann aber auch wohl deshalb, weil auf den Ehestand und auf ein damit verbundenes „Mutterwerden“ die einzige Möglich-

keit einer, wenn nicht vollkommenen, doch theilweisen Herstellung und Rettung von den aufreibenden Krampfanfällen gegründet wurde. Ich verließ Grafenort als verlobter Bräutigam, und unsere eheliche Verbindung war bereits auf die ersten Tage des Februar im Jahre 1821 festgesetzt.

Daß ich, solange ich in Grafenort weilte, die Schwierigkeiten, die sich unserm Vorhaben von seiten meiner Pflegemutter entgegenstellen dürften, weit geringer ansah, als sie notwendig in der Wirklichkeit werden mußten, will ich nicht leugnen, und solche Selbsttäuschung war verzeihlich. Doch sank mir der Mut ein wenig, wie es nun an Ort und Stelle zu Erörterungen kommen sollte. Auf den ersten Ablauf ging es noch ziemlich gnädig ab. Eine Hochzeit, eine junge Frau im Hause — das war etwas Neues, das war ein Wechsel im täglichen Einerlei, versprach Unterhaltung und schien deshalb nicht unwillkommen. Auch kam noch eine Hilfe mir zustatten, auf die ich wahrlich am wenigsten gerechnet. Unter den Breslauer Freundinnen der Geheimrätin war beim Kaffee festgestellt worden, daß Luise nicht die Pfl e g e tochter ihrer Pflegemutter, daß sie deren leibliches Kind sei und daß ihr, Gott weiß durch welche Verkettung von Rechten, dereinst ein bedeutendes Vermögen zufallen werde. Obgleich ich nun sehr genau wußte, Luise sei die natürliche Tochter einer armen und keineswegs zu preisenden Frau in Wien, habe dort als kleines Kind schier betteln müssen, sei der sorglosen Mutter förmlich abgekauft und dann von gütigen Händen liebevoll und sorgsam erzogen worden, obgleich ich sehr genau wußte, die wirkliche unmütterliche Mutter lebe noch und lebe von den Unterstützungen, die durch Luise ihr zuflossen — obgleich ich das alles wußte, schwieg ich doch zu jenen mystischen Andeutungen, erwiderte sie nur durch ein bedeutsames Lächeln und war zufrieden, daß sie mir zu Hilfe kamen. Niemand widersetzte sich meinen Voranstalten zur Hochzeit; unser kleines

Häuschen wurde im Innern zum Empfang der neuen Bewohnerin möglichst gut eingerichtet, und der würdige alte Freund, der Pastor Woite, übernahm es, nicht nur die Trauung zu vollziehen, sondern er ließ sich sogar willig finden, sein Haus für den Hochzeitschmaus (ohne welchen es nun schon nicht abgehen durfte und für den in unseren Räumen kein Raum gewesen wäre) darzubieten. So weit ging alles gut. Aber nachdem die nötigen Anordnungen getroffen, befürchtete Widersprüche glücklich beseitigt schienen, erhob der böse Geist seine Stimme im Innern meiner gottseligen und frommen Pflegemutter. Es erwachte in ihr, daß ich es beim rechten Namen nenne, die giftigste Eifersucht gegen ein Wesen, welchem ich verbunden werden wollte. Auf einmal gebärdete sie sich wie in längst vergangenen Tagen und als wär' ich wieder ihr kleiner, geliebter, verzogener Karl. Welche Auftritte aus diesem ganz unerwarteten Benehmen hervorgingen, mag ich nicht erzählen; nicht nur, weil die Erzählung sehr langweilig werden, nein auch deshalb, weil die Mehrzahl der Leser mir nicht g l a u b e n würde, was ich der Wahrheit gemäß zu sagen hätte. Es gibt keine Ausdrücke für jene Martern, welche mir die raffinierte Quälerei der alten Frau Tag für Tag länger als einen Monat hindurch angedeihen ließ.

Man nennt die Zeit, welche unmittelbar auf eine Trauung folgt, „Flitterwochen oder den Honigmond“. Ich erlaube mir, dies ebenso entsetzlich zu finden als die Fresserei und die Sauferei und den althergebrachten Spektakel bei der Hochzeit. Welch niederschlagendes Zugeständnis liegt in jener Benennung! Was ist von einem Bündnisse zu hoffen, welches, fürs Leben geschlossen, durch Gesetz und Kirche fest gebunden, seine ersten vier Wochen für die glücklichsten zu erklären sich nicht entblödet? Ich habe überhaupt meine eigenen Gedanken über die Ehe und werde mich wohl hüten, sie laut werden zu

lassen, weil — — — Aber doch bin ich überzeugt, daß das ärgste, was ich sagen könnte, wenn ich mich nicht fürchtete, lange noch nicht so arg wäre als die finstere Bedeutung, die in der Naivität liegt, mit der die guten, vortrefflichen Leute von den Flitterwochen reden. Was meine „Flittern“ anlangt, so glänzten und flitterten sie nicht in allzu hellem Glanze. Luise kränkelte, meine Pflegemutter machte uns das Leben sauer, der Himmel war grau, die Wege verschneit, und hätten wir nicht Luises Pflegemutter gehabt, die den Honig des ersten Monats mit uns verzehren wollte — obschon er bisweilen auch für sie mit Wermut vermischt ward —, wir wären in den langen Abenden manchmal ungeduldig geworden. Diese langen Abende brachten mich auf den Gedanken, als Obernigker Ludwig Tieck aufzutreten. Wenn ich den Tag über gearbeitet hatte, versammelte ich mein kleines Häuslein und las ihm Shakespearesche Stücke vor, eines nach dem andern, der Reihe nach; Eschenburg und Schlegel, den ganzen Shakespeare. Mitunter wohnten Obernigker den Vorlesungen bei. Es wurde auch Lee gereicht, ganz wie in Dresden. Es war toll genug. Und toll genug mag ich's getrieben haben, das will ich gern glauben, aber undankbar will ich doch auch gegen jene Vorstudien und ihre Wirkung nicht sein. Für meine Kunst habe ich viel dabei gelernt.

Luise, nachdem sie den Februar durchkränkelte, fing an, sich zu erholen, und dies so sichtlich, daß noch während der Anwesenheit ihrer Pflegemutter Wunsch und Hoffnung bei ihr wie bei uns auflebten, sie werde wieder imstande sein, die Bühne zu betreten. Ein neues Leben durchströmte mit dieser Aussicht unsern kleinen Kreis. Aber — was sollte mit mir geschehn? Weit entfernt, meine Theaterwut in Dresden gelassen zu haben, fühlte ich sie nun erst recht erneut, erfrischt durch Luise, erregt durch die unbestreitbaren Zeichen des Talentcs, die ich beim Vorlesen großer Dramen in und an mir gespürt

hatte. Zu einer Reise in die Welt auf gutes Glück, wie mir's eigentlich am willkommensten gewesen wäre, schrien die Pflegemütter „Zeter!“, und selbst Luise, ihrer zerrütteten Gesundheit denkend, bebte davor zurück. In Breslau, wo man Luise mit offenen Armen erwartete, konnte ich nach der durch Schall in meinem Namen gegebenen Erklärung nicht wieder als Schauspieler erscheinen, am allerwenigsten neben meiner Frau, ohne mich ganz tief herabzusetzen. In Obernigk aber konnten wir auch nicht bleiben, das zeigte sich in seiner ganzen Deutlichkeit, als Luises Pflegemutter uns verlassen und die meinige nun vollkommenen Spielraum hatte, an mir und an der armen Luise ihre Virtuosität im Plagen und Martern geltend zu machen. Ich las, lernte, studierte wohl und mit Eifer. Ich arbeitete, schrieb, poetisierte wohl und mit Lust. Luise ging auch nicht müßig, und Umgang aus der Nachbarschaft, jugendlich-weiblicher, fehlte ihr auch nicht. Aber der Glaube an einen vernünftigen Zweck dieses ländlichen Aufenthaltes fehlte uns beiden. Wir waren zu jung, um in einer Hütte grau zu werden.

So wendete ich mich denn abermals an meinen Regierungsrat, der noch die Zügel der Theaterführung in Händen hatte. Er schloß mit uns einen Kontrakt, welcher meiner Frau den Platz einer jugendlich-ersten Liebhaberin und so weiter (an Stelle der allgemein beliebten, nach Wien abgehenden Anshütz), mir den Posten eines Theatersekretärs und Theaterdichters sicherte. Dieser Kontrakt lautete von Anfang des Monats Mai.

Schall schien damit um so mehr einverstanden, als bereits ausgesprochen war, daß Regierungsrat Heinke mit Ende Juni die Direktion des Theaters niederlegen wolle; für mich war diese Veränderung sehr schmerzlich und hätte mir beinahe die ganze Sache verleidet.

Je näher der Zeitpunkt rückte, der uns nach Breslau rief, wo wir bereits eine Wohnung genommen und diese nach besten Mitteln und Kräften eingerichtet hatten, desto

unerträglich wurde das Leben in Obernigk. Sogar die ersten Frühlingstage, die mit einem sanften, lieblichen Aprilhauche das Grün der Fluren erweckten, vermochten mich nicht zu entschädigen für die unaufhörlichen Zänkereien, in welche wir uns mit der Mutter verflochten sahen. Das Gedächtnis verweilt ungern bei diesen erniedrigenden Bildern, die ich selbst für Einbildungen meiner Phantasie halten möchte, wenn nicht lebende Zeugen in späteren Jahren mir das Schlimmste als allzu wahr bestätigt hätten. Wie der schmerzlichste Familienjammer nicht selten komische Situationen herbeiführt, tat er es auch bei uns am Tage unserer Abreise. Der Wagen, der uns nach Breslau bringen sollte, stand bereits vor der Tür und wurde beladen. Ich war beschäftigt, einige junge Tannen, die ich am frühen Morgen aus dem Walde geholt, vor mein Häuschen zu pflanzen. (Zwei davon sind zu mächtigen Bäumen emporgeschossen.) Luise war im Schlafzimmer, allerlei Kleiderkram zu ordnen. Die Mutter ging ab und zu, sich hin und her tappend, jedem und jeder womöglich etwas Unangenehmes zu sagen oder ein Scheltwort anzubringen. So kam es, daß ich, nachdem meine Bäume fest im Boden standen, zu Luise ins Schlafzimmer gelangte, ohne von unserer Quälerin bemerkt zu werden. Sie trat in das anstoßende Wohnzimmer, und da sie auf wiederholte Fragen, ob jemand zugegen sei, keine Antwort von uns empfing und sich nun allein glaubte, begann sie, wie es oft ihre Art war, ein Selbstgespräch, so laut und vernehmlich, als nur ein Monolog auf dem Theater gesprochen werden kann: „Jetzt werden sie reisen — Luise wird gewiß weinen, sie ist ja eine Schauspielerin, die können weinen, wenn sie wollen, und wenn ich nicht auch weine, werden sie glauben, ich bin nicht gerührt.“ — Während sie diese und ähnliche Phrasen ausstieß, ging sie — ist es glaublich? — zum Büfett, suchte ein Salzfaß hervor und rieb sich ihre kranken, blinden Augen herzhast ein, um Tränen heu-

cheln zu können! Daß diese von uns gesehene Vorbereit-
tung zu einem rührenden Abschied in uns jede letzte Spur
von Rührung erstickte, und daß Luise nicht Schauspielerin
genug war, sich auch nur bewegt zu stellen, wird niemand
bezweifeln.

Am 9. Mai betrat „Frau von Holtei, geb. Rogée, neu
engagiertes Mitglied“, die Bühne zu Breslau als Gurli
in Kogebues „Indianer in England“. Es darf angenom-
men werden, daß sie von jenem Abend der allgemeine
Liebling war und blieb, und dies in einem Grade, welcher
die Mehrzahl der Theaterbesucher sogar gegen ihre Män-
gel blind machte. Der Wahrheit gemäß kamen letztere nur
in seltenen Fällen zur Anschauung, weil sie für gewöhn-
lich in ihrer Sphäre blieb, in der sie, schlichte Natur,
innige Wahrheit und weibliche Sittsamkeit anlangend,
beinahe vollkommen zu nennen war. Ihre Stellung zum
Theater wie zum Publikum war folglich die angenehmste,
die gedacht werden kann, einiger unvermeidlicher, aus
Neid und Ubelwollen anderer Schauspielerinnen hervor-
gehenden Reibungen zu geschweigen. Meine Stellung war
eine desto schiefere. Man hatte sie gleichsam für mich er-
funden, um mir, der ich nun einmal das unablösbare
Anhängsel einer mit mir verheirateten Frau blieb, die
Gage, die ich empfangen sollte, nicht wie ein Geschenk
anzubieten. Doch fand ich keine Beschäftigung. Ich hieß
„Sekretär“ und hatte nichts zu schreiben; ich hieß „Thea-
terdichter“, und die Verpflichtung eines solchen bestand
darin, jährlich drei oder vier Prologe zu machen. In die
Regie- und Direktionskonferenzen wurde ich nicht einge-
laden zu kommen, ich konnte über nichts mitreden, weil
ich über nichts befragt wurde, und so war ich denn das
fünfte Rad am Wagen. Ich war eigentlich als „Mann
der Frau von Holtei“ engagiert. Mein Verhältnis zu
Schall zog mich auch bald nach Antritt unseres Engage-
ments in die übelsten Widersprüche. Stavinsky, der als

Regisseur und Kollege immer gut und freundlich für mich gewesen, war es nun ebenso für meine Frau und tat, was wir nur wünschten. Er war als Schauspieler sehr gern gesehen; minder als er seine Frau, welche, obgleich sehr schön und recht verständig, doch auf den Brettern niemals entschieden günstige Wirkung machte.

Vielleicht fehlte Stavinsky darin, daß er, seinen Einfluß als Regisseur benützend, ihr Rollen zuzuwenden suchte, denen sie doch nicht gewachsen war. Aber Schall fehlte gewiß noch mehr, daß er in seinen täglich bitterer werdenden Zeitungsberichten, des früheren herzlichen Umgangs mit Stavinsky vergessend, persönliche Beziehungen anbrachte. Bei einer Aufführung der alten und freilich besser nicht gegebenen „Zauberin Sidonia“ kam es zum Ausbruch. Schall griff die Wahl dieser Reprise schonungslos an und fügte seinem Angriff die Bemerkung hinzu, dergleichen Wiederholungen längst vergessener Spektakelstücke seien nur zu entschuldigen, wenn man für die Hauptrollen siegreiche Repräsentanten habe, was man von der Sidonia der Mad. St. nicht behaupten könne. So weit war er nun in vollstem Rechte. Aber er ließ diesem Aufsätze noch die Worte folgen: Ein rechter Regisseur muß sich vor nichts fürchten, auch nicht vor einer Gardinenpredigt. Dieser Ausdruck setzte den, welchen er betraf, in eine wohl verzeihliche Wut, die denn leider von einem Kreise müßiger Zechbrüder noch bösslich gesteigert wurde. Er übersiel Schall des Vormittags in seinem Arbeitszimmer und behauptete dann, sich mit seinem Stocke Genußtuung verschafft zu haben. Schall behauptete dagegen, ihm sei nichts zugefügt worden, und er habe sein Zimmer siegreich von dem Eindringenden befreit. Zeugen gab es nicht. Jeder in der Stadt glaubte, was er wollte, je nachdem er für oder wider gestimmt war. So sehr ich Schall liebte, so heftig meine lauten Äußerungen gegen Stavinsky's Tat sich richteten, konnt' ich doch nicht umhin, in meinem Innern einer Stimme

Gehör zu geben, die Stavinskys Verteidigung führte. Empört aber fühlte ich mich, als an dem Abend desselben Tages Stavinsky, der den „Don Manudo“ spielte, bei seinem Auftritte gleichsam als Held des Tages begrüßt und mit einem donnernden Beifallsruf empfangen wurde. Hätten wenigstens diejenigen, die anderer Meinung waren, und an denen es nicht fehlte, eine Opposition gebildet! — doch dazu mochte sich die Breslauer Indolenz nicht erheben, und der Triumph blieb unverkümmert.

Ein kluger und besonnener junger Mann würde nun an meiner Stelle sich stillschweigend nach Hause begeben, sein Herz nur den Vertrautesten geöffnet und ferner vermieden haben, bei Schall Stavinskys und bei Stavinsky Schalls Namen zu nennen. Ich aber, der ich weder klug noch besonnen war, sprach mich hinter den Kulissen rücksichtslos aus und zerstörte dadurch für einige Zeit nicht nur unser gutes Einvernehmen mit Stavinskys, sondern fast mit allen Schauspielern.

Schall befand sich damals in einer sehr gedrückten Lage. Seine Geldnot war größer als je, und jede Hilfe, die er den Freunden abdringen mochte, nur momentan. Die bedeutendsten Opfer von unserer Seite (bedeutend für unsere Mittel!) reichten oft kaum hin, um den Andrang ungestümer Mahner von einem Tag auf den anderen zu vertrösten. Die verhältnismäßig geringe Einnahme, die seine Zeitung ihm abwarf, war in Vorschüssen von seiten der Verleger schon aufs Jahr hinein im voraus verzehrt. Wohin er blickte, Gläubiger. Und dieses schauerhafte Dasein ertrug er so lange mit majestätischem Leichtsinne. Jetzt aber zog ein neuer Feind gegen ihn an, und dieser warf ihn um, weil er sich im Herzen einnistete. Schall hatte, seitdem jenes räthselhafte vieljährige Bündnis mit Mad. U. gelöst war, seine Freiheit in diesem Punkte bewahrt und sich von manchen frivolen Abenteuern, die ihm trotz seiner Häßlichkeit und Korpulenz

gern in die Hände liefern, nicht fesseln lassen. Aber nun hatte sich das Bedürfnis zu schmachten auf einmal wieder geltend gemacht. In der Person einer jungen, niedlichen, recht pfiffigen kleinen Sängerin war ihm die Täuschung der Liebe entgegengetreten. Man hatte mit ihm kokettiert, hatte sich geschriebene und gedruckte Huldigungen gern gefallen lassen; als jedoch diese Huldigungen ins Gebiet der Realität überzugehen Miene machten, hatte man sich scherzend zurückgezogen und in aller Eile einen hübschen Kaufmannsdiener, welcher schon lange nach den Fenstern geblickt, zu sich heraufgewinkt. Schall empfand die Leiden verschmähter Liebe und empfand sie kolossal. Ich hatte das Unglück, sein Vertrauter zu sein. Ich hatte das Unglück, ihn an meinem Halse seine Tränen ausweinen zu sehen, und wäre, ohne Übertreibung, manchmal fast von ihm zu Boden gerissen worden, wenn er seine Arme um mich her warf und sich schluchzend mit der ganzen Wucht seines schweren Leichnams an mich hing. Mitleid, Theilnahme und — warum soll ich's leugnen? — die Lust zu lachen stritten sich oft in mir bei solchen Szenen. Auf die Länge wurden sie mir bei aller Freundschaft unerträglich, besonders deshalb, weil die sentimentalen Schmerzen immer am heftigsten wütheten, sobald er kein Geld hatte, sich zu zerstreuen. Mitten in diesen Jammer trat ein rettender Engel. Die Schwester der Unerbittlichen, weniger jung, weniger hübsch, doch viel klüger als jene, traf in Breslau ein; sie verstand den Quell der Tränen von der bisherigen Bahn ab- und auf sich hinzuleiten. Schall weinte in ihren Armen, und ich hatte dann wenigstens so lange Ruhe, als er nur einigermaßen bei Kasse blieb, die notdürftigsten Ausgaben zu decken. Endlich aber blieb mir doch nichts übrig, als mich von ihm zurückzuziehen. Wir blieben länger als ein Jahr gespannt.

Ich darf über einen Wendepunkt meiner ganzen Ansicht vom Theater und von dem, was man Schauspielkunst nennt, nicht schweigen, um so weniger, weil sich an die Anschauung, durch die er herbeigeführt wurde, Erinnerungen knüpfen, die mich durchs Leben begleitet und im Wechsel des Lebens selbst Einfluß auf mich geübt haben.

Am 31. Mai verkündeten unsere Anschlagzettel, daß Herr Ludwig Löwe vom Königl. Ständ. Theater in Prag als erste Gastrolle den Jaromir in Grillparzers „Ahnfrau“ geben werde. Ich wußte nichts von Ludwig Löwe, als daß er der Bruder jenes Ferdinand sei, um deswillen der berühmte Federkrieg entstanden war, und gegen den ich, gewiß mit Unrecht, große Abneigung empfand. Dies nahm mich im voraus gegen ihn ein. Auch die „Ahnfrau“ liebte ich damals nicht, oder richtiger gesagt, man hatte mich gelehrt, sie nicht zu lieben, und ich war leider gar oft ein Nachbeter. Heute, wo ich die Mängel dieses Gedichtes gewiß tiefer einsehe als vor zwanzig Jahren, würden mich tausend kritische Vorschreiber nicht hindern, die Gewalt des Genies darin zu erkennen. Kurz, ich brachte am 31. Mai 1821 nichts ins Theater mit als eine troßige Stimmung. Ich wollte den strengen Zuschauer repräsentieren, um so mehr, da Schall — die Spannung, von der ich soeben gesprochen, trat erst im Herbst vollkommen zwischen uns ein — mich beauftragt hatte, ihm Daten für einen Bericht über den Gastspieler zu bringen. Und Ludwig Löwe trat auf. —

Was soll ich mich abquälen, meinen Lesern zu beschreiben, wie mir dabei zumute wurde! Das jugendlich-begeisterte Entzücken jener Abende läuft vor mir hin, als ob es gleich dem Vogel Strauß auch Flügel hätte, und ich, ein schon ermüdetter Wanderer, hinkte hinter ihm her und Kann's nicht mehr erreichen, wie gern ich ihm auch eine Straußenfeder ausreißen möchte, um mit dieser zu schreiben. Genüge es, wenn ich sage: ich hatte schon

Künstler gesehen, einige große sogar; ich hatte gute Schauspieler gesehen, recht viele sogar; ich hatte darüber gedacht und verglichen und meine Theorien an der Praxis geschliffen; aber nichtsdestoweniger hatte ich noch keinen Schauspieler gesehen, der mir vor Augen gestellt hätte, wie es einen Grad künstlerischer Vollkommenheit geben kann, der sich als reine, natürliche Wahrheit darstellt. Kraft und Feuer, durch weise Besonnenheit geleitet, hatte ich schon bewundert; vollkommene Deklamation, dem mimischen Ausdruck aufs innigste verschmolzen, hatte ich schon gehört; aber niemals war mir ein Tragiker vorgekommen, der, ohne aus dem tragischen Tone, aus der poetischen Haltung zu fallen, doch die Saiten der Naivität, der treuherzigen Derbheit, des scherzhaften Humors angeschlagen. (Ich spreche hier begreiflicherweise nicht von Löwes Jaromir allein, sondern ziehe die ganze Reihe seiner Gastrollen in Betrachtung.) Niemals war mir ein Tragiker vorgekommen, der mich so gleichsam mit der Nase darauf hinstieß, daß in dieser Art und nur auf diese Weise manche Schöpfungen Shakespeares, die ich bis dahin unbegreiflich gefunden, möglich würden. Es war eine Jugendfrische in diesem Mann, ein inneres und äußeres Leben, eine Hingebung der edelsten Kräfte, eine Glut und Begeisterung! — Mag Dehlenschläger den „Correggio“, den ich für ein sehr schönes Gedicht zu halten wage, unbekümmert um noch so viele hochgezuckte Achseln, geschrieben haben — für die Bühne, mindestens für die deutsche, neu gedichtet, repräsentiert im vollen Sinne hat ihn Ludwig Löwe. Oh! sie hatten ihn überall und alle sehr, sehr gespielt, mit gelockten Haaren und seidenen Trikots, mit runden Armen und auswärtigen Füßen, mit pathetischem Jammer und predigender Weisheit. Sie hatten sich alle bemüht, einen berühmten Maler in seiner Glorie zu tragieren. Und da kam Meister Ludwig, als Sohn des Dorfes, mit schlichter, einfacher Wahrheit, ein unschul-

diges Kind, ein gläubiger Held, und lachte durch die Tränen. — Nein, das kommt nicht mehr wieder! Nicht, weil ich damals jung war, erschien es mir so. Umgekehrt: wenn es mir noch einmal erschiene, würd' ich wieder jung werden. Und ich bin es wieder geworden, wenn ich ihn noch lange nachher in seinen besten Rollen, auf dem besten deutschen Theater, vor dem besten Publikum Deutschlands, in Wien sah. Und ich werde wieder jung, wenn ich seiner denke, wobei ich nur eines immer neu bedaure: daß ich nie dazu gelangen konnte, von ihm den „Heinrich Percy“ zu sehen. Ich kann mir keinen andern vorstellen in dieser Rolle als ihn. Es gibt wenig reine Freuden auf Erden; wenig irdische Genüsse lassen uns die unverkümmerte Seligkeit eines durchs Leben dauernden, beglückenden Andenkens nach. Diese Seligkeit der Erinnerung verdank' ich den Wochen, die Körve in Breslau zubrachte.

So schön verging mir der Monat Juni. Aber sein Ende brachte herben Schmerz. Denn mit ihm trat unser Heinke von der Führung des Breslauer Theaters zurück, dieselbe seinem Freunde, dem Oberbaurat Langhans überlassend.

Herr Langhans — wer kennt diesen berühmten und bewährten Architekten nicht — nahm sich der Sache mit Eifer und Geschmack an und förderte durch rege Umsicht und wohl angespornten Fleiß das Beste der Kasse. Aber es sei mir erlaubt zu bemerken, daß er Mittel ergriff, welche mehr geeignet schienen, dem Augenblick Glanz zu verleihen, als einem Kunstinstitut dauernden Fortgang zu sichern. Er führte das Publikum in die eigentliche Schaulust ein und gab, was in den beschränkten Räumen des alten Theaters nur möglich war, den Breslauern zu sehen. Ja, er ging eigentlich noch weiter, denn er brachte Dinge zustande, die unmöglich waren und dennoch gelangen. Übrigens kam, zur Ehre der Wahrheit sei's gesagt, die Poesie deshalb gerade nicht zu kurz, und

unser Repertoir jener Tage war immer noch besser, als man es heute auf vielen deutschen Bühnen finden dürfte. Er machte auch, was zu besonderem Ruhm erwähnt werden muß, weil es in Breslau etwas Seltenes ist, im Verein mit seiner geistreichen Gemahlin „ein Haus“. — Ein Haus im ganzen Sinne des Wortes, wo niemand sich anders Geltung erwerben konnte als durch Bildung, Verstand und Talent, und wo die krankhafte Sucht, Erzellenzen oder fürstliche Gnaden einzufangen, nicht zu spüren war. Stand ich schon nicht so zu ihm wie zu seinem Vorgänger, weil die Bande der Dankbarkeit fehlten, die mich an jenen gekettet, so behandelte er doch — nicht nur meine Frau, denn das war am Ende keine Kunst —, sondern auch mich stets freundlich und wohlwollend, öffnete mir sein Haus und blieb mir ein gütiger Direktor.

Über Brünn, wo wir einen Monat lang weilten, wo Luise viel spielte, wo auch ich es wieder wagte aufzutreten, und nicht ohne Beifall, wo es uns recht gut ging und wir in dem damaligen Direktor Schmidt einen Freund gewannen, gingen wir nach Breslau, erfreuten uns einige Tage hindurch am Anblick unserer Kinder, am Umgang unserer vielen treuen Freunde und eilten dann nach Berlin, weil es Wolffs vermittelnder Fürsorge unterdes gelungen war, für Luise Gastrollen beim Hoftheater — ein anderes gab es noch nicht, denn in der Königstadt baute man erst — auszumachen.

Luise spielte im Dezember und Anfang Januar zwölf bis vierzehn Gastrollen auf dem Berliner Hoftheater. Sie wurde mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt, machte auch in einzelnen Rollen entschiedenes Glück, aber es schien, als wäre sie dem Publikum, dessen Liebling das jungfräuliche Mädchen gewesen, einigermaßen entfremdet worden, seitdem sie Frau und Mutter war. „Es ist doch nicht mehr unsere kleine Rogée!“ hörte man häufig

sagen. Graf Brühl zeigte sich wenig geneigt, ihr ein Engagement zu bieten. Wir aber hatten nichts im Sinne als diesen Wunsch. Bei mir wurd' er so dringend, daß ich mich sogar bereit erklärte, die in mir neu erwachten und in Brünn frisch genährten eigenen Schauspielergelüste zu unterdrücken, wenn es Luise gelänge, beim Hoftheater einen Platz zu finden. Ich wollte dann der Literatur, die mir doch in Berlin ein ganz anderes Gesicht zu haben schien als in Breslau, mit ganzer Seele leben. Auch war es hier seit unserer Trennung von Breslau zum ersten Male, daß ich früher schon angefangene theatralische Dichtungen hervorsuchte und Nächte hindurch daran arbeitete. Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß Graf Brühl einen Schritt tat, und nachdem ich mich endlich entschloß, ihm den Antrag zu machen, wurd' ich in artigen Worten abgewiesen. Das war ein harter Schlag. Wir hatten schon fest darauf gehofft, in Berlin heimisch zu werden. Unsere Angelegenheiten persönlich weiter zu betreiben, war nicht mehr möglich, weil ein mit Hamburg abgeschlossener Vertrag Luise verpflichtete, Mitte Januar dort einzutreffen. So saßen wir am Tage vor unserer Abreise betrübt bei Wolffs, sprachen unsere Klagen durch und wollten uns eben aufmachen, um das schauderhafte Werk des Einpackens zu vollenden, als mir plötzlich der glorreiche Gedanke kam, an den König zu schreiben und diesem in kurzen Worten kundzutun, daß meine Frau nichts mehr und nichts sehnlicher wünsche, wie Mitglied seines Hoftheaters zu werden. Ich weiß eigentlich selbst nicht, was mich auf diesen Gedanken brachte; wenn es nicht die in mir auftauchende Erinnerung war, den theaterliebenden Monarchen einmal während einer Vorstellung Luises in seiner Loge beobachtet und in seinen Zügen den Ausdruck unverkennbarer Theilnahme gelesen zu haben. Die Eingabe an den König ging ab, und wir reisten durch Winternacht und Sturm nach Hamburg.

Hamburg! — Es stand noch das alte Schrödersche Schauspielhaus (wollte Gott, es stünde heute noch! Wollte Gott, alle alten, kleinen, engen, düstern, ärmlichen Schauspielhäuser stünden noch überall in Deutschland!!) auf dem Gänsemarkt; und in seinem Parterre dicht hinter dem Orchester standen noch die alten Herren, die zu Schröders Zeiten da gestanden; und des großen Mannes Schüler, Genossen, Erben: Herzfeld und Schmidt, leiteten ein in sich durch kollegialische Freundschaft verbundenes Personal. Den Leuten war es um die Sache selbst zu tun, um das Gelingen des Ganzen. Einer nahm teil am andern. Sie förderten sich gegenseitig, und das rezitierende Drama, besonders das bürgerliche, welches halt doch trotz aller hochfahrenden Gegenrede der Kern der deutschen Komödie bleibt und bleiben wird, war so gut und wurde unter der Agide alter Theaterkenner so hoch geachtet, daß die Oper noch nicht aufducken konnte. — Herzfeld ist beizeiten schlafen gegangen, eh noch der Tumult im großen neuen Hause begann. Dem armen Schmidt ist es nicht so gut geworden.

Hier war Luises bescheidenes Talent an seinem Platz; hier wurd' es in seiner schüchternen Weiblichkeit gewürdigt und erkannt. Als Marianne in Goethes „Geschwistern“, die sie mehrfach wiederholen mußte, und in ähnlichen Rollen gewann sie alle Stimmen für sich. — Nein, doch nicht alle. Eine ließ sich gegen sie vernehmen und noch dazu eine gedruckte, und noch dazu die einer Schriftstellerin. Madame Amalie Schoppe war es — ich erwähne diese höchst unbedeutende Theaterkorrespondenz hier nur als ein trauriges Beispiel, zu welchen Ungerechtigkeiten Parteisucht führt —, die in einem Bericht für die Weimarische Modenzeitung gegen die arme Luise zu Felde zog und ihr unter anderen Vorwürfen auch den machte — ich erinnere mich der Worte noch ziemlich genau —, sie habe irgendeine naive Rolle so tief herabgezogen, daß sie „wie eine Stallmagd“ erschienen sei.

Wer die Verstorbene nur einmal auf der Bühne gesehen, wird eingestehen, daß von all und jedem Tadel, der sie mit Recht oder Unrecht treffen konnte, gerade ein solcher der unhaltbarste und aus der Feder einer Dame gewiß der unerwartetste, ja eigentlich unerklärlich erscheinen mußte! Und dennoch, er war sehr erklärlich. Er ging aus der Intimität, welche die Schreiberin mit einer Hamburger Schauspielerin verband, in deren Rollenfach Luise sich bewegte, hervor. Die Frau — welche unserer abgeschmackten deutschen Titelsucht zu Ehren auch in ihrem Theaterberuf nicht anders als Frau Doktorin (!) genannt wurde, weil ihr Gatte den mystischen Titel Doktor der Philosophie führte, fand in dem Beifall, wie ihn das Publikum einer Jüngerin zu zollen wagte, eine Verletzung der dem reiferen Alter zu zollenden Ehrfurcht — und deshalb mußte die arme Luise mit einer Stallmagd verglichen werden. Das aber gehört unter die Freuden des Schauspielerlebens. —

Ich vollendete hier ein romantisches Schauspiel „Die Sterne“, dessen erste Akte ich in Berlin schon meinem alten Freunde Willibald Alexis vorgelesen hatte und es nun in Hamburg dem bühnenkundigen Schmidt vorlegte. Dieser sandte mir mein Kind mit einem belehrenden Brief zurück, in welchem zwar vielerlei szenische Rügen enthalten waren, der mich aber doch beseligte, weil er mit den mir ewig unvergeßlichen Worten: „Mein junger, wahrhaft poetischer Freund!“ anhub. Lieber Gott, es war die erste Aufmunterung dieser Art, die mir zuteil wurde.

So gut es uns nun auch in Hamburg gefiel — gefällt es uns nicht fast immer da, wo wir gefallen? —, und so bereit die Direktoren auch schienen, in ihrem Etat eine Stelle für meine Frau zu finden, durften wir doch nicht daran denken, weil auf Luise das Hamburger Klima entschieden nachtheilig wirkte und weil sie unaufhörlich kränkelte. Deshalb fand eine Zuschrift der Ver-

liner Generalintendanz, die wie vom Himmel in unsere Unschlüssigkeit fiel, freudige Aufnahme. Meine Eingabe an den König hatte geholfen: Graf Brühl, natürlich ohne dabei der Weisung von oben zu gedenken, sandte wie aus eigenem Antrieb die Kontrakte für Luise; setzte uns jedoch gewissermaßen das Messer an die Kehle, indem er darauf bestand, daß wir uns ohne Zögern entschließen, entweder mit umgehender Post den unterzeichneten Kontrakt ihm zurücksenden oder die Unterhandlung für abgebrochen ansehen mußten. Das war nun freilich ein leerer Schreckschuß; denn hatte, wie ersichtlich, der König Luises Anstellung einmal befohlen, so wurde ein solcher Befehl durch unsere Gegenbedingungen nicht unwirksam. Wir aber, jung und unerfahren, wie wir in die Welt traten, glaubten sklavischen Gehorsam schuldig zu sein und unterzeichneten fünf Minuten nach Sicht das inhaltsschwere Papier, durch welches sich meine Frau für eine verhältnismäßig armselige Gage mit Leib und Seele dem Dienste des Hoftheaters verpflichtete. Ich machte in meinem Begleitschreiben nur eine Bedingung: daß Luise die Rolle des in Berlin noch nie aufgeführten „Räthchen von Heilbronn“ zufallen, und daß dieses Gedicht noch im Laufe des ersten Kontraktjahres zur Darstellung gelangen solle. Diese *conditio sine qua non* ward angenommen, und noch bevor wir Hamburg verließen, war meine Frau wieder eine „Königliche Hofschauspielerin“.

Der Abschied von Hamburg wurde uns nicht leicht. Die meisten Mitglieder des Theaters hatten uns liebgewonnen und legten beim Lebewohl ihre Gesinnungen auf unzweideutige Weise an den Tag. In dem Gasthose, wo wir wohnten und von Wirt und Wirtin nur Liebes und Gutes erfuhren, waren wir, ohne selbst zu wissen wie, der Mittelpunkt der am Mittags- und Abendtische sich zahlreich versammelnden Gesellschaft geworden. Es war, als ob wir Jahre dort verlebt hätten.

Der Wagen war bereitet, und der Postillon blies sein Addio den am Eingang zum Hause versammelten Tischgenossen. So rollten wir raschen Trabes aus dem lieben Hamburg. Kaum aber hatten wir die Stadt verlassen, als die Pferde in einen unerträglich langsamen Schritt übergingen, und weder Drohungen noch Versprechen konnten den Postillon bewegen, sie anzutreiben. Je mehr ich mich ereiferte, desto ruhiger lächelte mich der Mensch an, und es würde unbedenklich zu einer Kauferei zwischen mir und ihm gekommen sein, hätte mich Luise nicht flehentlich um Mäßigung gebeten. Als wir kaum eine Meile weit gefahren, wendete der Unereschütterliche sein Gespann einem vom Wege weit abliegenden Gasthose zu. Das war denn doch mehr, als ich ertragen wollte und konnte; ich erhob mich von meinem Sitz, packte ihn beim Kragen und schrie Zeter. Er aber, ohne sich auf Entgegnung einzulassen, setzte sein Horn an den Mund und blies. Und kaum waren die ersten Töne erklingen, als unsere gesamte Hamburger Tischgesellschaft aus den Pforten des Gasthauses trat. Der ehrliche Kutscher war im Komplott gewesen; er mußte wohl langsam fahren, damit die Freunde uns auf schlechten Feld- und Nebenwegen unbemerkt überholen konnten. Das Gastzimmer war mit Blumen und grünen Zweigen ausgeschmückt, eine Kollation aufgestellt — man weiß, was das in Hamburg sagen will! —, und spät erst trennten wir uns, mit feuchten Augen und dankbaren Herzen.

Unser Weg ging ohne Aufschub nach Breslau, um dort die Kinder aufzuladen und mit ihnen in den neuen Wohnort zu ziehen. Aber die Breslauer Freunde waren auch nicht müßig gewesen. Sie hatten bei dem dortigen, unterdessen wirklich aus der solange mit Ehren geführten Aktionärverwaltung an einen Pächter übergegangenen Theater für Luise ein Gastspiel angeordnet, und der Pächter, Herr Bierer, obgleich acht Monate vorher an der Spitze unserer Gegner, hatte dem Reize nicht widerstehen

können, seiner Kasse diese Gefälligkeit zu erweisen. Ja, er hatte Luise unter für sie auch sehr annehmbaren Bedingungen eine Reihe von Gastrollen bewilligt, und dieselben Schauspieler, die sich im Juni 1823 hoch und teuer vermaßen, daß keiner von ihnen mehr einen Fuß auf die Bühne setzen würde, wenn meine Frau wieder engagiert werden sollte, fügten sich im März 1824 ohne einen Laut der Widerrede in ihres Direktors Willen, wohl wissend, daß dieser, der Herr Pächter, nicht mit sich scherzen lasse. Ach du mein Himmel, sie hätten ja mit dem leibhaftigen Satanas gespielt! — Und hatt' ich denn also unrecht gehabt, die verstorbene Direktion „schwach“ zu nennen? Freilich, freilich hatt ich unrecht gehabt. Ich hätte sie noch ganz anders nennen sollen!

Bermochte Herr Bierer seine Schauspieler zum Gehorsam zu bringen, so war er doch nicht imstande, ihnen freundliche Gesinnungen gegen uns einzuflößen, und ich dachte deshalb mit einiger Bangigkeit an die Stunde, wo ich Luise zur ersten Probe geleiten sollte. Sie aber zeigte sich resolut, was gar oft die schüchternsten Weiber werden, wenn es gilt. Sie verweigerte unter dem Vorwande, meine persönliche Gegenwart könne unangenehme Auftritte herbeiführen, jede Begleitung und begab sich heldenmütig auf die Bühne, wo bereits sämtliches beschäftigtes Personal versammelt war und sie wie eine von der Pest Angesteckte stehen ließ, ohne auch nur mit einem Worte des Dankes ihren Gruß zu erwidern. Sie versicherte nachher, daß dies die qualvollste Minute ihres Lebens und sie selbst schon im Begriff gewesen sei, sich wieder zu entfernen, als eben noch zu rechter Zeit Stavinsky erschien und die Probe beginnen ließ. Unter seiner Leitung, der mit uns im besten Vernehmen geblieben war, ging dann alles den ruhigen Gang; doch wurden weder am ersten noch an den folgenden Tagen zwischen den Breslauer Schauspielern und meiner Frau andere Worte gewechselt, als welche aufs Geschäft Bezug hatten,

woraus sehr komische Verlegenheiten entstanden sein sollen. Außer Stavinsky und unserer erprobten Hausfreundin wagte nur ein Mitglied des Theaters dem gegen Luise ausgesprochenen Berruf zum Trotz sich ihr zu nähern und eintretende Verlegenheitspausen mit freundlichem Gespräch zu füllen. Dies war ein junger Bursche, der sich aus niederer Umgebung emporgearbeitet hatte und für dessen Weiterkommen, wie es leider bei den meisten Theatern der Fall ist, nichts geschah. Dieser junge Bursche hieß Friedrich Beckmann.

Als Luise vor einem überfüllten Hause das erstemal auftrat, erhob sich beim Steigen der Gardine — es war „Der Bräutigam aus Mexiko“, wo „Suschen“ den ersten Auftritt beginnt — ein solch unerhörter Lärm, daß ich, der doch aus Wien und Hamburg an laute Beifallsbezeugungen schon gewöhnt sein konnte, fast in Angst geriet. Es ist mir stets unerklärlich geblieben, wie es bewerkstelligt worden, aber es ist wahr und kann durch viele noch lebende Zeugen bestätigt werden, daß, ehe eine Minute verging, der Fußboden der Szene im strengsten Sinne mit Kränzen und Blumensträußen bedeckt war, und daß den Spielenden kein Raum für ihre Schritte gegönnt blieb, bis einige Theaterdiener hervortraten und Bahn fegten. Da der freudige Willkommenruf gar nicht enden wollte und bei jeder Verneigung der Kleinen, zitternden Frau mit erneuter Kraft wieder ausbrach, so wurde, wie es denn immer und überall Antienthusiasten gibt, des Guten manchem zuviel. Einer derselben, in einer Loge dicht neben jener, in welcher ich mich hinter schützenden und bekannten Damenhüten versteckt hielt, sagte zu seinem Nachbar: „Das sind nur Holteis Freunde“; worauf der Nachbar, der allerdings auch zu dieser Zahl gehörte (denn es war der Arzt, Retter und Pfleger meiner Kinder, der wackere Dr. Rüstner), sehr ruhig erwiderte: „Dann sind Holteis beneidenswert, daß sie so viele Freunde haben!“ Während des dritten oder

vierten Aktes trat als notwendige Folge der Ermüdung nach so extravaganten Demonstrationen eine Abnahme der Beifallsbezeugungen ein, und als irgendeine Szene Suschens, nur von ganz gewöhnlichem und menschlichem Applaus begleitet, vorüberging, mischte sich ein heller Pfiff in die Lobsprüche. Kaum war dieses Feldgeschrei der feindlichen Macht erklingen, als auch sogleich der neu entstehende Beifallsruf zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe stieg; Personen, die bisher nur stumm beobachtende Zeugen gewesen, traten handelnd ein, und ich war fest überzeugt, daß die „alte Bude“ zusammenstürzen müsse. Nach Beendigung des Schauspiels fand sich in unseren kleinen Räumen die gesamte „treue Mannschaft“, verstärkt durch unzählige Hilfstruppen, ein und bivallierte, da die Stühle nicht zur Hälfte ausreichten, auf Koffern, Kisten und auf den Dielen. Eine Nachfeier des festlichen Abends fand in stürmischen Gesprächen statt; jeder erzählte von seinen Taten, seinen Erlebnissen; keiner aber konnte begreifen, wer die Kühnheit gehabt, mitten im Parterre, umgeben von dreihundert Holzeianern, den meisterhaften Pfiff ertönen zu lassen. Da nahm einer unserer nächsten Genossen das Wort: „Ich bin's gewesen! Ich merkte, daß die Leute schwach wurden und nicht mehr gehörig arbeiteten, deshalb frisch' ich sie auf.“ —

Dies zur Nachricht für angehende Claqueure!

Die Gastvorstellungen, obgleich bei erhöhten Preisen, gewährten dem Unternehmer reichlichen Gewinn, der auch uns zugute kam, weil Luise auf den vierten Teil der Einnahme gesetzt war. In der Stadt beeiferte man sich von allen Seiten, uns Güte und Teilnahme zu erweisen, und da wir mit der sogenannten Schauspielerspartei nicht in Berührung gerieten, so begegnete uns nur Gutes. Mir war noch ganz besonders eine große Freude beschieden. Schall gestattete mir, bei ihm und im Kreise unserer literarischen Genossen mein neues, in Hamburg vollendetes

Drama „Die Sterne“ vorzulesen. Mit Tränen der Teilnahme schloß er mich, als ich geendet, in seine Arme und verhielt, samt allen Hörern, dem Drama den günstigsten Erfolg.

Wer war glücklicher als der junge Dichter!?

Der letzte Abend, wo Luise in Breslau auftrat, glich dem ersten, was Blumen und Beifall anlangt. Als sie aber den Wagen, der sie nach Hause brachte, bestieg, fand sie ihn von einem Feuermeer umgeben, welches hundert Fackeln entströmte, und von Musikchören eröffnet und gefolgt, geleiteten jauchzende Scharen sie bis vor unsere Wohnung. In die späte Nacht hinein dauerte der Jubel, und am andern Tage sagten wir Breslau Lebewohl.

Das Härteste, was einem Menschen von Geist und Bildung widerfahren mag, bleibt meines Erachtens die Geringschätzung, die an ihm haftet, wenn er nichts weiter ist und nichts weiter sein will oder kann als der Mann seiner Frau, wenn er den Verdacht erweckt, daß seine Existenz nur durch die einer Gattin begründet sei. Schlimm schon, wenn sie von dem Ertrage ihres Vermögens ihn ernährt, hundertmal schlimmer von dem Ehrensold ihrer Talente. Der Gemahl einer Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin sein und weiter nichts — dagegen ist ein Drehorgelmann, den ich, zu beneiden. Mein erster Gedanke, nachdem wir in Berlin festen Fuß gefaßt, war folglich, auf irgendeine Weise hervorzutreten, damit bei etwaigen Fragen: „Wer ist denn der Holtei?“ doch eine andere Antwort gegeben werden könnte als jene schauerhafte: „Das ist der Mann, den die kleine Rogée geheiratet hat.“ Von meinen poetischen und literarischen Versuchen wußten die Berliner wenig oder nichts. Ich sehnte mich sehr, möglichst bald vor ihnen als Dichter zu erscheinen, da ich es als Schauspieler zu wagen bereits aufgegeben hatte. Freund Wolff, meine Gefühle würdi-

gend, ging mir herzlich zur Hand. Ihm behagte mein in Breslau schon mit Glück gegebenes Verspiel „Die Farben“, und er brachte durch seinen Einfluß auf die Generalintendanz es endlich dahin, daß die Rollen verteilt wurden, wobei er selbst die Hauptrolle übernahm.

Nächst diesem Bedürfnis, zu produzieren, und dem andern, Gott sei Dank niemals in mir ersterbenden, mich zu unterrichten, machte sich noch ein drittes unaufhörlich geltend, welches dem „Schauspieler in mir“ gehörte, und da es diesem armen und unterdrückten Teile meines Wesens nicht gestattet war, sein Heil und Unheil auf der Bühne zu suchen, so suchte er sich als *Borleser* Luft zu schaffen. Es hatte sich schon, als ich im vergangenen Winter während Luises Gastspiel in Berlin weilte, ein Kreis von Hörern für mich gebildet, der nun fortbestand und der sich fast allwöchentlich versammelte, um „Shakespeare-Abende“ zuzubringen. Die jungen Juristen, welche ich in Dresden kennengelernt, denen sich jetzt in Berlin neue Freunde zugesellten, bildeten diesen Verein. Es war eine Art von Kränzchen, von einem zu dem andern wandernd, und welches zunächst keinen andern Zweck hatte als den, bei jeder Zusammenkunft ein Shakespearesches Drama von mir lesen zu hören. Der Andacht dieses Kreises für den größten Dichter, die aber auch mit geistreichen Einwendungen gegen meine Auffassung und meinen Vortrag verbunden war, habe ich es zu verdanken, daß ich in diesem Gebiete eine Stufe der Virtuosität erreichte, welche — man mag sie nun anschlagen, wie man wolle — doch späterhin sich allgemeine Geltung erwarb. Als wir den Shakespeare hinter uns hatten, gingen wir zu anderen Göttern über. Nur Schiller blieb ausgeschlossen. Wir alle waren Antagonisten dieses Dichters. Ich weiß nicht, wie es jetzt mit den übrigen steht; was mich betrifft, so bin ich auch in diesem Punkte zu Verstande gekommen und weiß sehr wohl, was ein Deutscher an Schiller besitzt. Wenn man in die Jünglingsjahre tritt,

wenn Herz und Geist ihren Frühling feiern und der Lenz des erwachenden, seiner selbst bewußt werdenden Lebens über uns kommt, da saugen wir mit gieriger Brust Schillers Blütenmai in uns und schwören nur bei seinem Namen! Dann tritt der Ernst des Daseins ein, der Jüngling reift zum Manne, und er fühlt sich stolz in dem Gedanken, von der Wonne seiner Jugend abgewendet, vergessen zu können, was ihn entzückte. Auch seinen geliebten Schiller will er von sich weisen. Er wähnt ihm erwachsen zu sein, und was strenge Kritik ihm nur darbieten mochte, rafft er zusammen gegen die „Reflektionspoesie“, gegen die „ideale und philosophierende Richtung“, gegen die „Subjektivität“ Schillers! — Und so e n t schillert er sich. So geht er leck und kühn weiter, undankbar gegen den Jugendfreund, den er nicht mehr zu brauchen glaubt. Aber das Leben hält ihm nicht, was es versprochen. „Ekel, schal, flach und unersprießlich“ scheint ihm das Treiben dieser Welt. Alte, verklungene Träume tauchen auf, die Sehnsucht nach vergangene-m Glück wird zum Bedürfnis. Du wendest deinen Blick hinter dich — und siehe, da steht auch dein Schiller, dem du dich erwachsen wähnstest, da steht er mit seinen duftigen Rosen, seinen blühenden Myrtenkränzen, seinem frisch grünenden Eichenlaub. Er ist es noch, er ist noch unverändert der heilige, reine Sänger. Und du beugst in Demut dein ergraucndes Haupt, daß er noch einmal dein Haar schmücke, wie er's vor dreißig Jahren tat.

Albrecht* war der erste, der den Gedanken zur Sprache brachte, ich solle in Berlin als Vorleser Shakespearescher und anderer selten oder gar nicht aufgeführter Meisterwerke öffentlich auftreten und mir dadurch einen Geld-

* Wilhelm Albrecht, Techniker, Geschäftsführer einer Steingutfabrik; „klein, krumm, schwächlich, geistreich, scharfsinnig, witzig“, auch literarisch tätig, gest. 1835.

zuschuß erwerben, dessen ich in Wahrheit sehr bedürftig war, da wir immer mehr ausgaben, als ich einnahm. Doch schien mir diese Idee damals noch so kühn und überschwenglich, daß ich gar nicht einmal den Mut fassen mochte, sie nur weiter durchzudenken. Ich war überhaupt von einer Verzagtheit in allem, was ein Verhältnis zum Publikum betraf, die für einen Menschen, der sich dem Theater gewidmet hat — sei es nun als Schauspieler oder als Schriftsteller —, unpassend, ja lächerlich genannt werden muß, die aber trotz der ersten günstigen Erfolge in Berlin täglich zunahm. Zum Teil wurde sie durch Luise vermehrt und gesteigert, die seit den Breslauer Zwistigkeiten vor allem, was Publizität heißt, eine heilige Scheu hatte und in jeder Szene, die ich an einem meiner neuen Stücke schrieb, auch schon den Keim zu irgendeinem unangenehmen Erlebnis erblickte. Oft sprach ich mit Wolffs darüber, wie ihre krankhaften Besorgnisse mich einschüchterten und hemmten, und diese redeten ihr tröstend zu und suchten ihr begreiflich zu machen, daß eine neue Komödie ja doch kein Aufsatz gegen die Schauspieler sei. Dann erwiderte die gute, sanfte Seele: „Ja, er kann aber doch durchfallen, und dann ist wieder ein Skandal fertig.“ Diese ihre Bangigkeit galt aber immer nur mir und m e i n e n Bestrebungen. Für sich und ihre Pflichten hatte sie festen Mut, ohne Zagen trat sie in jeder neuen Rolle vor. Sie durfte das um so mehr, als sie sich durch ihr „Käthchen von Heilbronn“ einen sicheren Platz in den Herzen aller Berliner Theaterfreunde errungen. Sie war wieder „die kleine Rogée“ geworden, und konnte diese oder jene größere Künstlerin sich ihrer „alten und jungen Garde“ — man brauchte damals allgemein diesen Ausdruck — rühmen, so hätte Luise nicht mit Unrecht „die Tochter des Regiments“ heißen können. Ihre Anspruchslosigkeit verschaffte ihr die sichersten Ansprüche auf die Gunst aller Parteien. Sie hatte keinen Gegner — und, was noch mehr sagen will, vielleicht auch keine Gegnerin.

Und doch, eine Gegnerin hatte sie, eine junge, fast kindische, sehr unfeindselige, aber schwer gekränkte: die Tochter eines älteren beim Berliner Hoftheater herangewachsenen Sängers, die im Alter von vierzehn Jahren, blühend und hübsch, sich der Bühne gewidmet und nach einigen günstig aufgenommenen Proberollen von der Generalintendanz das Versprechen empfangen hatte, nächstens für naive Rollen angestellt zu werden, ein Versprechen, welches unerfüllt blieb, weil Luises Engagement das ihrige unnütz gemacht hatte. Es war am 11. Juli des Jahres 1824, als wir dieses junge Mädchen zuerst sahen. Sie hatte, weil eine Charlottenburger Sonntagsvorstellung durch Krankheit einer Schauspielerin gestört zu werden drohte, rasch und gefällig die Rolle der Kranken übernommen, wohl in der noch immer waltenden Hoffnung, durch ihre Bereitwilligkeit die Direktion zu rühren. Luise und ich, die in Charlottenburg bei Bekannten gespeist, besuchten das Schauspiel und gingen im Zwischenakt auf die Bühne, wo wir uns der lieblichen Anfängerin vorstellten und freundlich mit ihr sprachen. Das arme Mädchen blickte Luise mit jenem Ausdruck der Verehrung an, die ein junges Gemüt für eine beliebte Schauspielerin empfindet, aber aus ihren Blicken und Worten sprach eine schmerzhaft zurückhaltende Haltung, als wollte sie sagen: Du also bist die Ursache, daß meine liebsten Wünsche und Hoffnungen vernichtet werden sollen? Wir empfanden dies, fühlten uns verlegen und zogen uns bald zurück, im Weggehen noch gegenseitig unsere Teilnahme für sie aussprechend, weil wir schon wußten, daß Graf Brühl entschlossen war, sie nicht zu engagieren. Julie Holzbecher war der Name des reizenden Kindes, welches sechs Jahre später den meinen zu führen vom Schicksal bestimmt war.

Durch meine erste Frau vom Hoftheater verdrängt, mußte die zweite auf dem neu entstehenden Theater in

der Königstadt ihre Zuflucht suchen, damit ich ihr dort begegnen sollte, wenn Luise längst im Grabe modern würde.

Das Königstädter Theater wurde am 3. (oder 4.)* August eröffnet. Ich besuchte es nicht. Ich war von einer Parteinut gegen das neue Unternehmen erfüllt, die an Berrücktheit grenzte. Diese Krankheit war bei allen Mitgliedern des Hoftheaters epidemisch und erstreckte sich also auch auf mich, der sich zur königlichen Fahne gehörig betrachtete, ohne für seine Person ihr den Eid geleistet, noch Sold noch Löhnung empfangen zu haben. Die Nachrichten von den glücklichen und mit Jubel aufgenommenen ersten Darstellungen auf der neuen Bühne machten mich förmlich unglücklich. Ich vermied womöglich, davon sprechen zu hören. Ja, ich geriet sogar mit meinem lieben Willibald Alexis, der in der Bossischen Zeitung das Evangelium des Lichtes jenseit der Spree predigte, in heftigen Disput und konnte Freund Gubitz nicht begreifen, der da lobte, was dort zu loben war. Auch tat ich mir durch mein unbegründetes Schimpfen (um so unbegründeter, weil ich nichts davon gesehen) großen Schaden und machte mir manchen Feind.

Gubitz, der schon damals die Redaktion des Theaterartikels für rezitierendes Drama in der Bossischen Zeitung führte, übertrug mir zu jener Zeit das Referat über die Darstellungen des Königlichen Theaters. Es würde mir wenig ziemen, mich als Kritiker zu loben; um so weniger, als ich mich durchaus nicht mehr besinnen kann, wie ich jenes schwierige Amt verwaltet. Nur weiß ich, daß meine arme Frau dabei zu kurz kam, weil ich sie weit weniger lobte, als ich sie gelobt haben würde, wäre sie nicht meine Frau gewesen. Was die Ausführung meiner Rezensionen betrifft, geb' ich sie gern preis; die Recht-

* Am 4. August.

lichkeit der Gesinnung anlangend, bin ich bereit, mit jedermann in die Schranken zu treten. Ich habe immer niedergeschrieben, wovon ich aus innerer Überzeugung durchdrungen war, und umging ich einmal die Wahrheit, so geschah es nur durch Milderung dessen, was nach meiner Meinung tadelnde Rüge verdiente. Andere Sünden hab' ich mir dabei nie zuschulden kommen lassen. Und in diesem redlichen Bewußtsein muß ich leider behaupten, daß der Ausspruch: es werde einem jeden mit dem nämlichen Maße zugemessen, dessen er sich bediente, ein grundsätzlicher ist. Wenigstens im Gebiete der Theaterkritik hab' ich ihn an mir selbst als unwahr erprobt.

Eines Morgens fand ich in der Berliner Zeitung einen Artikel, der mich lebhaft ergriff. Es war der Vorschlag ausgesprochen, dem längst gefühlten Bedürfnis eines literarischen Vereines zu genügen und eine Gesellschaft zu bilden, welche keinen andern Zweck haben sollte, als gemeinschaftlich Kenntniss zu nehmen von allem, was im Gebiete schöner Literatur bemerkenswert erscheine, und Ansichten wie Meinungen gegenseitig darüber auszutauschen! Die Aufforderung war in einem Ton gehalten, der mich annehmen ließ, sie sei die Folge schon vorhergegangener Beratung, und zwar unter Männern von bürgerlicher wie literarischer Bedeutung. Diesen mich ohne weiteres anzuschließen und auf gutes Glück mich einzudrängen, hätt' ich niemals gewagt. Ich zweifelte zu aufrichtig an mir selbst. Doch aber sehnt' ich mich mit ganzer Seele danach, Mitglied eines solchen Vereins zu werden. Ich vermochte gar nicht, das verhängnisvolle Zeitungsblatt aus den Händen zu legen, während ich einen Plan nach dem andern machte und verwarf. So fand mich Freund Willibald Alexis. Schon sein Besuch in diesem Augenblick schien mir ein günstiges Zeichen. Wer aber begreift mein Entzücken, als er mir erklärte, er komme in Hitzigs Auftrage — daß von diesem die Idee ausging,

war mir schon bekannt —, mich zu der ersten konstituierenden Versammlung als einen Mitstifter einzuladen. Dieser Ausgang übertraf meine kühnsten Erwartungen. Nächst Hitzig und Alexis besinn' ich mich, bei der ersten Zusammenkunft Chamisso, Wilhelm Neumann, Fouqué, Barnhagen, Zeune, Contessa, Stägemann, Nicolovius und Streckfuß gesehen zu haben; doch mögen wohl auch noch andere zugegen gewesen sein. Auch wuchs die Zahl der Teilnehmer von einer Woche zur andern, weil der Hauptzweck eben nur der war, Kunde zu erhalten von den Zeugnissen der Poesie und Literatur; nicht etwa sich mitzuteilen, was die Glieder der Gesellschaft produziert. Im Gegenteil blieben die Dichtungen der Teilnehmer von dem öffentlichen Vortrag ausgeschlossen. Und solch weises Gesetz war es, welches diesen literarischen Verein so lange hielt. Der erste Mangel, welcher sich fühlbar machte, betraf die Organe der Mitteilung. Es fehlte an Lesern; alle wollten Hörer sein. Ich war viel zu verzagt, um mich gleich anfänglich anzubieten; obgleich es mir schon am ersten Abend wie Sphärenharmonie ins Herz geklungen, daß Barnhagen gesagt: wir sollten bei der Anordnung unserer Statuten doch auch Rücksicht darauf nehmen, bisweilen außerordentliche Zusammenkünfte zu veranlassen, wo Damen eingeladen werden dürften, weil es doch möglich sei, daß sich unter den zutretenden Mitgliedern Talente fürs Vorlesen auszeichnen würden, mit denen man eine weibliche Versammlung erfreuen könne?! — „Das wird dir zustatten kommen!“ hatt' ich bei mir selbst gedacht, aber mich wohl gehütet, es auszusprechen. — Nachdem nun einige Neuigkeiten gelesen (ich weiß nicht mehr von wem) und durchgesprochen waren, brachte Hitzig an einem der nächstfolgenden Abende die zierliche und wohlklingende Übersetzung dreier Lope de Vega'schen Schauspiele von Ernst von Malsburg mit. Vor dem „Dramatischen“ schreckten alle zurück, und es wollte sich kein Vorleser finden. Mir war es, als hört' ich Trom-

peten schmettern, die zur Schlacht riefen! — Sieg oder Tod! — Die Versammlung war zahlreich, durch Gäste vergrößert. — Ich erbot mich zu lesen. Mein Antrag ward angenommen, aber nicht ohne den Ausdruck des Erstaunens auf den meisten Gesichtern. In Berlin war von meinem Theatertreiben nichts bekannt, als daß ich die Bretter verlassen, weil es mir auf denselben nicht gelungen wäre, und auf meine Rezitation schien niemand Vertrauen zu setzen, um so mehr, da ich mich bisher sehr bescheiden und schweigsam zurückgezogen hielt. Außerdem wollen boshafte Menschen behaupten, ich machte (jetzt noch), wenn ich mich ans Vorlesertischchen setzte, gewöhnlich ein nichts Gutes verkündendes Schafsgesicht; welches ich denn auch dem mir wildfremden Lope gegenüber zu machen nicht verfehlt haben werde. Derweilen die Herren ihre Stühle rückten, leise flüsterten und gemächlich Platz nahmen, hatte ich mit meinem in solchen Fällen zauberisch raschen Blick die ersten Szenen des Dramas „Der beste Richter ist der König“ überflogen; ich geriet schon bei den ersten Worten in eine glückliche Stimmung, die mich während des ganzen Stückes nicht mehr verließ, sich vielmehr steigerte und vorzüglich bei den komischen Szenen dem Richtigen zuführte. Da ich das Gedicht eben gar nicht kannte, so wirkte sein Reiz auch auf mich während des Vortrages mit einer solchen Frische, daß ich in einer mich selbst überraschenden Begeisterung blieb. Mag ich auch einzelnen Stellen, weil ich sie nicht vorher studiert und erwogen, nicht ihr Recht angetan haben, das Ganze gelang vollkommen; gelang, wie es mir niemals wieder gelungen ist, denn ein solcher Fall konnte ja nicht mehr eintreten. Wie würd' ich denn jemals wieder gewagt haben, mich unvorbereitet meinen Hörern gegenüber zu setzen? Alt und jung war überrascht und erfreut. Aus diesem Kreise und von diesem Abend fing sich ein Ruf meines Talentes in Berlin zu verbreiten an. Chamisso sagte oft, wenn er sich meines ersten Auf-

tritts als Vorleser erinnerte: an jenem Abend ist unser Holtei entdeckt worden!

Sehr bald sicherte ich mir das Wohlwollen der Gesellschaft, und als ich einigermaßen festen Fuß hatte, beeilte ich mich, die „Shakespeare-Freunde“, Albrecht obenan, hineinzuziehen. Auch der geistreiche und feingebildete Schauspieler Wolff ließ sich aufnehmen und bekam keine schwarze Kugel. Wir genossen sehr schöne Abende, die sich an mäßig besetztem Abendtisch bei einem Glase Wein und belebter Unterhaltung oft bis in die Nacht dehnten. In solchen Unterhaltungen wurde denn auch meiner Versuche, Shakespearische Dramen vorzulesen, von den jüngeren Freunden gedacht, und da sich dieselben für die literarische Gesellschaft*, die zunächst an Neuigkeiten gewiesen sein wollte, nicht eigneten, auch der Wunsch geäußert wurde, Damen einzuführen, so erklärte ich mich bereit, in einem eigens dafür zu mietenden Saal vor einem durch mich und unsere Mitglieder einzuladenden Publikum eine Wanderung durch jene Zauberhallen zu unternehmen, was denn mit allgemeinem Applaus auf- und angenommen wurde.

Bevor aber noch dieser Entschluß ins Leben trat, klopfte der Tod an unsere Thür. Meine Frau, die sich, ihre Krampfanfälle abgerechnet, leidlich befand, kam in den letzten Tagen des November von einer Fahrt nach Potsdam, wo die königlichen Schauspieler bekanntlich bisweilen Vorstellungen geben, in später Nacht fröstelnd und erkältet heim.

Ich habe schon oben erwähnt, daß nur drei Theaterdirektionen von meinem romantischen Schauspiel „Die

* Die Gesellschaft nannte sich, obgleich sie bald nach ihrem Entstehen den Versammlungstag Mittwoch mit dem Dienstag und diesen wieder mit dem Montag vertauschte, lange Zeit hindurch: Mittwochsgesellschaft, bis sie endlich den passenderen Titel: „Gesellschaft für in- und ausländische schöne Literatur“ annahm.

[Anmerkung Holteis.]

Sterne" wohlwollend Kenntniss genommen. Von diesen dreien hatte jedoch nur eine die Aufführung gewagt, gewiß in keiner anderen Absicht, als um dem Verfasser eine Aufmunterung zu gewähren. In Leipzig war das Stück gegeben worden und war, obgleich mit den besten Schauspielern jenes damals sehr guten Theaters besetzt, rettungslos durchgefallen. Dies berichtete mir der Direktor, Hofrath Küstner, in einem ebenso schonenden als teilnehmenden Brief, redete mir zu, mich durch dies Mißlingen in der Ausbildung meines von ihm und seinen literarischen Freunden anerkannten Talentes nicht abschrecken zu lassen, und fügte seinen Zeilen ein Honorar von zwanzig Dukaten für dies durchgefallene Stück bei, „als ein Zeichen des Vergnügens, welches ihm persönlich die Lektüre desselben gemacht"! Ein Privatunternehmer — ein nur einmal dargestelltes Stück — persönlicher Anteil für einen jungen Schriftsteller — zwanzig Dukaten — und deutsches Theater!!! — Ich schüttete die blanken, goldenen Münzen in Luises Hände, als ein Geschenk für sie und vergaß dabei den Schmerz des niedergeschlagenen Autors, weil sich die Kranke darüber freute und wie ein Kind damit spielte. — „Aber dein Stück hat doch recht gefallen in Leipzig?" fragte sie und wollte Küstners Brief hören. Doch in der nächsten Minute fing sie wieder zu phantasieren an und vergaß ihre Frage.

Mit dem neuen Jahre (1825) hatten meine Vorträge Shakespearescher Stücke begonnen, zu denen ich durch gedruckte Aufforderung einen ausgewählten Kreis, der sich immer des Freitags versammelte, eingeladen. Ich begann mit „Was ihr wollt". Der Andrang wurde so groß, daß der Saal schon am zweiten Abend zu klein schien; meine Freunde tabelten mich, und ich selbst fing an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht ein Abonnement für diesen Zweck eröffnet. Luises Zustand wurde mit jedem Tage bedenklicher. Gräfe (dies war unser

Hausarzt) wollte seine Befürchtungen hinter trostreichen Worten verbergen, war aber doch nicht immer Herr seiner Mienen und versank oft, wenn er die Kranke beobachtend und forschend lange angeschaut, in ein schmerzliches Schweigen. Als ich dadurch erschreckt einmal heftig in ihn drang, erbat er sich die Erlaubnis, einen anderen Arzt mitzubringen. Natürlich stellte ich seinem Wunsche nichts entgegen. Es mag in der ersten Woche des Januar gewesen sein, als eines Abends der Fieberfrost, der Luise zu überfallen pflegte, so heftig eintrat, wie wir ihn noch nicht erlebt. Er schien diesmal sogar den hoch übereinander gehäuften Decken, Kissen und Betten, die wir aus allen Winkeln des Hauses herbeiholten, nicht zu weichen, indem er die Leidende buchstäblich ellenhoch emporschleuderte und ihre Glieder auseinander zu schütteln drohte. Ich stand vor Schrecken starr bei diesem traurigen Anblick, als die Thüren sich öffneten und Gräfe eintrat, an seiner Seite den alten, weltberühmten Heim. Dieser ging raschen Schrittes auf die Kranke zu, und nachdem er sie einige Minuten lang durchdringend angesehen, eröffnete er mit seinem Kollegen ein lateinisches Gespräch, aus dem ich nur heraushörte, daß er über den so spät angewendeten Aderlaß verwundert schien. Luise erkannte den neuen Arzt. Sein Erscheinen erschreckte sie. Es war, als ob sie daselbe für ein Zeichen ihres Todes hielt. Heim erklärte, daß jetzt keine genügende Besprechung mit der Leidenden möglich sei, und entfernte sich schleunig, indem er seine Wiederkehr für den nächsten Morgen verhieß.

Er kam und kam von nun an täglich zwei- bis dreimal. Gräfe, der sich unwohl fühlte und einige Wochen lang das Zimmer hütete, erschien nicht wieder an Luises Krankenbett.

In dem Grade, als ihre Kräfte abnahmen, wurden auch die Fieberanfälle schwächer, und ich sah darin ein Zeichen vorschreitender Genesung. Heim tat nichts, mich

zu enttäuschen. Vielmehr stärkte er meine Hoffnungen durch allerlei bestätigende Äußerungen, unter denen diejenige, die er Luise täglich wiederholte, obenan stand, daß er, der das Theater niemals besuche, gewiß nicht fehlen würde, wenn sie zum ersten Male wieder als „Käthchen“ aufträte. Beinahe acht Wochen lang hatt' ich Tag und Nacht bei der Kranken, unterstützt durch einige Freundinnen, die auch schon im Grabe liegen, zugebracht und war nur auf Stunden von ihr gewichen, um in die „Literaria“ oder zu meinen Vorlesungen zu gehen. Da kam mir unerwartet eine Einladung zu einem der Mitdirektoren des Königstädter Theaters, einem der angesehensten Bankiers in Berlin, und es wurde mir bemerklich gemacht, daß man bei diesem Diner Unterhandlungen mit mir anzuknüpfen geneigt sei wegen unseres Überganges zum Feinde jenseits der Spree. Und ich, trotz der bisher zur Schau getragenen Gegnerschaft, war nicht minder geneigt, auf solche Unterhandlungen einzugehen, weil von seiten der Hoftheaterintendanz mancherlei geschah, was Luise tief gekränkt haben mußte, hätten wir sie davon unterrichtet. Namentlich war Dlle. Bauer, ein bei jenem neu erblühenden Theater neu erstandenes, eben beginnendes Talent, dort weggelockt und beim Hoftheater mit einem Gehalt angestellt worden, das das meiner armen Frau um das Doppelte überstieg. Ich fand mich also ganz in der Stimmung, einen entschiedenen Schritt über die Spree zu tun, um so mehr, weil eine mir beim Hoftheater dargebotene Stellung als Regisseur usw. sich von einem Tage zum anderen ins Blaue zog. Und in dieser Stimmung, beruhigt über meine Kranke, welche sich zwar schwach, aber ruhig und schmerzlos befand, durch unsern würdigen Arzt aufgefordert, ließ ich mich bewegen, der Einladung zu folgen. Man hatte mich am Tisch neben den Syndikus des Königstädter Theaters, Herrn Justizrat Kunowski, gesetzt, und wer die lebendige Eindringlichkeit dieses geistreichen Mannes kennt, wird

begreifen, daß er nicht lange Zeit brauchte, um mich mit Haut und Haar für das Interesse der Anstalt zu gewinnen, deren Interesse auch ihm damals noch ein Höchstes war. Ich vergaß im Laufe unserer Unterhaltung, daß Luise auf einem zweimonatlichen Krankenlager hingestreckt unfähig sei, an unseren Entwürfen irgend teilzunehmen. Ich ging mit feurigem Willen in alle Pläne ein, und wir verließen die Tafel, Kunowski und ich, vollkommen klar über unsere nah bevorstehende Vereinigung.

Es mag sechs Uhr gewesen sein, als ich nach Hause kam. Ich fand Luise ruhig, wie ich sie verlassen, klarer an Geist und fast heiteren Mutes, so daß ich ihr einiges aus meinen Unterhandlungen mit Kunowski erzählte, was sie lächelnd anhörte. Mir war durch mein Tischgespräch, in welchem auch sehr viel von dem Bedürfnis neuer, kleiner Stücke die Rede gewesen, wiederum die Arbeitslust erwacht, und ich nahm — seit acht Wochen zum ersten Male — die Pöffe wieder vor, über deren Entwurf wir geplaudert an dem Abend, wo Luise krank geworden war. So saß ich dem Bett gegenüber, schrieb und warf häufig einen Blick nach der Kranken, den sie jedesmal durch ein wehmütiges Lächeln erwiderte. Es fiel mir nicht auf, daß ihr Auge matter wurde, und daß sein Glanz gleichsam erlosch. Ich glaubte, sie wolle schlafen. Nach acht Uhr kam Heim. Er war kaum ans Lager getreten, hatte kaum einen Augenblick die Kranke angesehen, als er sich mit einer gewissen Angstlichkeit abwendete, Schreibgerät von mir beehrte, ein Rezept schrieb und dann eilig und ungeduldig, ohne wie er sonst liebte, auf mein Gespräch zwischen Tür und Angel einzugehen, sich entfernte. (Er hat später geäußert, ihm sei es unmöglich gewesen, mir, den er so unvorbereitet gesehen, die Wahrheit zu sagen, und er sei entflohen, um nicht Zeuge des Auftrittes bleiben zu müssen, den er beim herzlichsten Mitgefühl nicht zu verzögern, um wieviel weniger zu



Luise von Holtei, geborene Rogée

verhindern imstande war.) Nicht zwei Minuten hatte meine Entfernung von der Kranken gedauert, und so groß war die mittlerweile vorgegangene Veränderung in ihren Zügen, daß sie mich auf einmal mit Schreck erfüllte. Eine halb Schlummernde hatt' ich zu verlassen gewöhnt, eine Sterbende sah ich wieder. Zitternd ergriff ich ihre Hand, fragte, wie sie sich fühle, und empfing die kaum hörbar geflüsterte Antwort: „Mir ist sehr wohl, nur etwas müde bin ich.“ — Als um neun Uhr Heim, der Sohn, den sein Vater mir liebevoll zum Beistand gesandt, hinzutrat, kam er eben zurecht, die letzten Atemzüge der sanft Scheidenden zu vernehmen. Luise starb am 28. Januar 1825, abends nach neun Uhr.

Was in den Tagen trostloser Betrübniß Hitzig, Chamisso, Willibald Alexis, Wolff, Uechtritz, Albrecht und andere Freunde durch ihre Gegenwart und ihr teilnehmendes Eingehen in meinen Schmerz an mir getan, das gehört zu den Wohlthaten, für die es keine Bezeichnung gibt. Mir war in solchem Umgang besonders deshalb so wohl, weil jene Guten Geduld hatten, mich immer von ihr, die ich beweinte, sprechen zu hören. Ueberhaupt hab' ich nie begreifen lernen, wie und warum der Zurückbleibende sich bemühen soll, dem Schmerz über seinen Verlust zu entfliehen, was man häufig von ihm verlangt und ihm tröstend anrät. Ich finde im Gegenteil, daß auch hier das Natürlichste das beste ist, und daß man seinem Herzen und Gefühl folgend sich ganz und gar in die Trauer versenken mag. Ich ließ, sobald nur die Leiche aus dem Sterbezimmer gebracht war, all mein Gerät hineinbringen, machte den Platz, auf dem Luise gestorben, zu meinem steten Aufenthalt und schlief in der Bettstatt, aus welcher sie das letzte Wort an mich gerichtet. Ja, ich schlief! Schlief wirklich! Und einen so festen Schlaf, wie ich ihn seit der Kindheit nicht genossen. Erst nachdem einige Nächte vollkommener Ruhe mich gestärkt, nachdem ich gleichsam die meinen Nerven nötige Ab-

Spannung im erquickenden, ungestörten Schlummer nachgeholt, war ich kräftig genug, mein Unglück in seiner ganzen Größe zu empfinden. Erst als Luise begraben war, wußte ich, daß sie tot sei. Wie manchen Abend, wo die frühe Winterdämmerung mit ihren düsteren Schatten ins Zimmer schlich, hab' ich rat- und trostlos vor mich hingestarrt, wenn meine Augen trocken wurden, weil alle Tränen im Laufe des Tages schon ausgeteint waren. Dann schloß ich die Thür, daß niemand zu mir käme. Sogar die Kinder mit ihren Liebkosungen belästigten mich. Ich wollte allein bleiben. — Aber eine Freundin suchte dennoch den Eingang. Sie trat im Dunkel vor mich und reichte mir die Hand. Es war die Poesie. Und in ihrem Schutze fand ich Worte für meinen Gram, Form für meine Worte.

Daß die Kinder, in ihrem zarten Alter weiblicher Pflege bedürftig, bei mir nicht verweilen konnten, sah ich ein, obwohl der Gedanke, mich von den heiteren kleinen Geschöpfen trennen zu müssen, die sich so lebensfroh und lustig um mich her tummelten und, wenn ich am Arbeitstisch saß, unter meinen Füßen spielten, wie die Engel zu mir emporlachend, jedesmal, wenn ich ihn dachte, wie ein Nadelstich durch mein Herz drang. Als aber Luises Pflegemutter, deren treue Liebe eine wirkliche Tochter in ihr verloren, sich erbot, auch dieser mutterlosen Kinder Pflegerin zu werden; als sie mir ihre Schwester nach Berlin sandte, damit unter deren Schutz Heinrich und Marie nach Schlesien gebracht werden möchten, dankt' ich dem Himmel und ließ die jubelnden Kleinen, die sich der Pferde und des Wagens freuten, in Gottes Namen von dannen ziehen.

Nun erst war ich verwitwet, nun erst recht einsam und verlassen. Und ich stand vor einem Wendepunkt meines Lebens. Hätt' ich damals irgendein ernstes Amt zu verwalten, hätt' ich mit voller Lätigkeit mich in ein sicheres Geschäft zu werfen gehabt, so würde der ernste

Sinn, der in mir vorherrschte, auch tiefere Wurzel gefaßt und mich zu einem stillen, soliden Dasein geleitet haben. Die Lust am Leben oder vielmehr an den Gelüsten des Lebens schien erstorben; Entbehrung wäre mir nicht Ent-sagung gewesen; ich suchte nichts als Ruhe. Aber wo sollt' ich die finden? Wohin ich blickte, fand ich mir keine Zukunft als in der Förderung des sogenannten Talentes, in der Laufbahn des Schriftstellers, im rauschenden Treiben der Theaterwelt! Dazu kam, daß Graf Brühl, der wohl so etwas von Wehmut empfand, an Luise nicht mehr gutmachen zu können, was er ihr im Leben versagt, sich geneigt erklärte, mir zu erweisen, was sein gutes Herz, sein rechtlicher Sinn der Toten schuldig zu sein glaubte. Er versprach mir die schon früher in Aussicht gebrachte Anstellung als Regisseur und Theaterdichter. Eitelkeit und Hoffnung regten sich in mir. Sie erweckten nur zu zeitig eine kaum entschlummerte Begier, „meine Jugend zu genießen“! Unbeschränkte Freiheit lockte mich hinaus samt ihren Vorrechten und Privilegien. Junge Freunde kamen mir auf halbem Wege entgegen — und ein wildes Leben begann!

Der Ubergang von schmerzlichster Zerknirschung iso-lierter Trauer, tränenhafter Zurückgezogenheit in den Strudel des lärmendsten Verkehrs, der tobendsten Gesell-schaft kam so plötzlich, daß ich gar nicht Zeit hatte, mich zu besinnen. Als ich, fortgerissen von der Gewalt des Augenblicks, mich wieder sammelte, meiner selbst Herr werden wollte, war es zu spät; ich fand den heißen Schmerz nicht mehr in meiner Brust, den ich so heilig geachtet; er war vom Rausch des Genusses fortgespült. Ohne mir schwere Vorwürfe zu machen, darf ich auf jene tollen Zeiten zurückblicken. Kein Vertrauen hab' ich ge-täuscht, kein Gefühl betrogen, kein Versprechen gebrochen, meiner Selbstsucht niemals das Glück oder die Ehre an-derer geopfert, wo ich fehlte, hab' ich nur gegen mich ge-fehlt und mußte gewöhnlich schwer genug büßen.

Der Umgang mit einem lustigen Völkchen zog mich aber keineswegs von dem Verkehr mit meinen ernstern, würdigeren Freunden und Gönnern zurück. Ich besuchte die „Literaria“ regelmäßig und wurde, was ich wohl ohne Anmaßung aussprechen darf, nach und nach eines ihrer wirksamsten Mitglieder, nicht nur, weil ich als Vorleser die Teilnahme für auch schwache Neuigkeiten regezuhalten, sondern auch, weil ich dem geselligen Beisammenweilen durch fördernde Anregung belebenden Zusammenhalt zu geben wußte. Hitzig überließ mir gern und voll Vertrauen die Anordnung mancher hübschen Festlichkeit. Je länger die Gesellschaft bestand, desto weiter dehnte sie sich aus. Die Geburtstage großer Dichter, die Anwesenheit berühmter Leute veranlaßten Zusammenkünfte, bei denen auch weibliche Anmut und Schönheit würdig vertreten wurden. Und daß ich solchen Abenden keinen Schaden gebracht habe, werden mir diejenigen freundlich bestätigen, die sich derselben noch erinnern. Ich erzähle das nicht etwa, um mich zu loben; vielmehr lediglich deshalb, weil es andeuten soll, wie es in meinem Naturell gelegen, aus den Tiefen, in welche ich oft rücksichtslos hinabstieg, immer wieder den Weg in reinere Luft und höhere Sphären zu suchen und zu finden.

Einer Bekanntschaft hab' ich noch zu gedenken, die ich damals machte, und die mir doppelt merkwürdig ist, weil sich an die ersten Worte, mit denen sie begann, eine für den Theaterchriftsteller bedeutende Betrachtung knüpft. Raupach, von dem ich mehrere bereits im Druck erschienene, aber auf keiner Bühne gegebene, vielleicht auch nicht darstellbare Dichtungen kannte, fand sich in Berlin ein, um diesen Aufenthaltsort mit seinem bisherigen, mit Petersburg, zu vertauschen. Ich wurde ihm durch Hitzig vorgestellt, und da ich ihm mit meiner sorglosen Treuherzigkeit als schlesischer Landsmann entgegenging, fand ich mich durch sein zurückhaltendes, fast kaltes Benehmen ein wenig erschreckt. Er kam eben aus dem

Theater, wo er das (leider auf allen deutschen Bühnen beliebte) Stück „Der Bräutigam aus Mexiko“ mit angesehen hatte. Ich war ein großer Gegner dieses und aller übrigen Kinder Clauren'scher Muse und will nicht leugnen, daß in meiner Gegnerschaft eine gewisse Undankbarkeit lag, denn Claren hatte uns, als Luise in Berlin gastierte, gütig aufgenommen, uns sein Haus gastlich geöffnet, für Luises Engagement gewirkt und viele Beweise uneigennütigen Wohlwollens gegeben. Nichtsdestoweniger fand ich seine Stücke abscheulich nach meiner Ansicht; eine Ansicht, die ich bei meinen heutigen Geinnungen von der Sache um vieles milder aussprechen würde, die ich aber damals im Gespräch mit Raupach so schroff als möglich kundgab, ihn bedauernd, daß er gerade eine solche Komödie zuerst habe mit ansehen müssen. Raupach nahm eine Priße und erwiderte: „Nun, ich weiß nicht! Mir war dies Stück und der Beifall, den es erwirbt, sehr lehrreich. Ich bin hierher gekommen, um den Weg kennenzulernen, den ich einschlagen soll, um auf das deutsche Theater Einfluß zu gewinnen. Solange ich in Petersburg lebte, war das nicht möglich. Bei allem, was dem Publikum behagt, muß man imstande sein, die Gründe aufzufinden, warum dies geschieht. Und ist man erst darüber klar, so gewinnt man auch die Mittel, das nämliche Ziel zu erreichen, wenngleich auf anderem Wege!“ Diese mit Festigkeit und vollkommener Ruhe gesprochenen Worte frappierten mich sehr. Aber sie erhielten für mich erst ihre ganze Bedeutung, als derjenige, welcher sie seiner Sache so gewiß ausgesprochen, sich bald nachher der deutschen Bühne von Berlin aus bemächtigte und sie durch die Kraft seines Willens länger als ein Jahrzehnt beherrschte.

Meine Angelegenheiten beim Theater schienen nicht vorrücken zu wollen. Der Generalintendant gab auf ungeduldige und mahnende Anfragen immer nur ausweichende und hinhaltende Antworten, ohne bestimmte

Gründe seiner Zögerung darzulegen. Ich hatte mich nach Luises Tode entschlossen, mehrmals das Königstädter Theater zu besuchen, und dort manche recht lustige und animierte Vorstellung mit angeschaut. Mein törichter Groll gegen die jugendliche Anstalt war seit jenem Tischgespräch mit Kunowski ohnehin erloschen, und ich fing an, mich mit dem Gedanken zu befreunden, daß es nicht so übel sein dürfte, wenn ich den Wirkungskreis, auf den ich beim Hoftheater nicht mehr rechnen zu dürfen glaubte, drüben am Alexanderplatz mir zu gewinnen suchte. Albrecht, ein Bewohner jener Gegend, ein spötelnder Antagonist des vornehmen und in seinem ergrauten Monopol so sicher gewordenen Königlichen, zugleich ein lebhafter Anhänger des Königstädter Theaters, trug viel dazu bei, mich in meinem neuen Vorhaben zu bekräftigen. An einem schönen Frühlingmorgen erwachte ich mit dem unwiderstehlichsten Drange, in dieser Angelegenheit zu handeln. Ohne mich im geringsten vorzubereiten auf die Form und Richtung, welche meiner Anstellung zu geben, auf die Forderungen, welche zu machen ich etwa berechtigt wäre; ohne nur darüber zu denken, ging — nein, lief ich hinaus und drang wie ein Besessener in das Konferenzzimmer der Königstädter Theaterdirektion, wo ich den daselbst versammelten Herren, zunächst an Kunowski mich wendend, die lebhaft ausgedrückte Erklärung gab: ich sei es müde, mich von der Generalintendanz länger hingehalten zu sehen, und wenn sie mich haben wollten, wär' ich der Ihrige!

Und sie wollten mich haben. Auf frischer Lat wurde ein Kontrakt verabredet, vermöge dessen ich als Direktionssekretär, Theaterdichter und (wo es erforderlich) Regisseur eintrat und für meine Dienstleistungen eine Jahresgage von . . . ich denke 800 Talern empfing; die Honorare für zu liefernde dramatische Arbeiten natürlich ungerechnet. Da nicht sämtliche Direktoren zugegen waren, so blieb die Ausfertigung und gegenseitige Unter-

zeichnung des Vertrages einer Plenarsitzung vorbehalten, ich aber betrachtete mich für fest gebunden durch mein Wort. Als ich, ein wenig aufgeregert durch so raschen Wechsel des Geschicks, in meine Wohnung trat, sah ich ein Schreiben auf dem Tische liegen, aus dessen Aufschrift und Siegel ich auf den ersten Blick das Büro der Generalintendantur erkannte; ein Theaterdiener hatte daselbe gebracht, nachdem ich, wie meine Köchin sich ausdrückte, „kaum aus dem Hause sein konnte“! Graf Brühl zeigte mir an, daß es seinen Bemühungen nun erst gelungen wäre, die erforderliche königliche Bestätigung für mich aus dem Kabinett zu erhalten, und daß mein Engagement beim Hoftheater jetzt in Ordnung sei!

Auf diese in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßte Verfügung blieb nur übrig, ergebenst zu erwidern, daß ich bereits bei dem Königstädter Theater mich gebunden und zum „feindlichen Heere“ geschworen hätte. Ich tat dies nicht ohne einigen Stolz. Denn wie ich früher in blinder Anhänglichkeit fürs Hoftheater gegen die Bestrebungen in der Königstadt ungerecht und feindselig gewesen war, so glaubte ich jetzt, nachdem ich mich denselben einmal angeschlossen, nicht hoch genug davon denken zu können. Es lag dieses unsinnige Überspringen von einem Extrem zum andern bei mir wahrlich nicht in Niedrigkeit der Gesinnung, die für Geld feil gewesen wäre. Einer solchen darf niemand mich anklagen. Was ich vertrat, daran glaubte ich für den Augenblick mit voller Seele, und wo ich Täuschungen unterworfen war, stand die Selbsttäuschung obenan. Ich täuschte mich in Beziehung auf das Theater, dem ich nun angehören sollte, nicht nur über meine künftige Wirksamkeit und die reiche Produktionskraft, die ich dafür zu entwickeln wähnte — diese Täuschung wäre verzeihlich gewesen. Ich täuschte mich noch weit mehr über die Sicherheit seiner Kassenverhältnisse. Daß reiche Kaufleute, die als Direk-

toren an der Spitze des Instituts standen, jemals daran denken könnten, es fallen zu lassen, kam mir nicht in den Sinn. Was wird es — dies waren meine Gedanken — solchen Herren darauf ankommen, eine Kleinigkeit von 50 000 Talern zusammenzuschießen, wenn wir einmal in Not geraten sollten? — Jetzt muß ich freilich über meine eigene Dummheit lachen. Deshalb machte auch die Mitteilung, daß die Einnahmen der letzten Monate schlecht gewesen, den Etat nicht gedeckt hätten, und daß ein kräftig wirkendes Reizmittel höchst nötig sei, mich nicht irre; obschon die Entdeckung, daß man auf eine Erweiterung der Oper ausgehe, mir anfänglich durchaus nicht behagen wollte, denn in der Oper sah ich von jeher den fressenden Krebschaden des deutschen Theaters und seh' ihn heute noch, mehr als je.

Auf was aber sollte sich das Königstädter Theater werfen? Als es eröffnet wurde, freute man sich in Berlin, ein Volkstheater zu besitzen. Durch alle geselligen Kreise verbreitete sich diese Freude und die darauf gegründete Hoffnung einer lecken, heiteren Richtung der Poesie. Ging der ruhigere Theaterfreund dieser Hoffnung tiefer auf den Grund, so ergab sich leider gar zu bald, daß dieselbe nebelhaft und unbestimmt war. Man sprach eben nur ganz allgemein von Volksstücken, von Poffen und Märchen, von Parodien und witzigen Lustspielen, und der komischen Oper erwähnte man nur als eines angenehmen Beiwerks. Doch war in diesen frohen Erwartungen immer eine Person vergessen worden, um die es sich recht eigentlich handelte, die Person, von der alle jene Herrlichkeiten ausgehen sollten! — Ich meine: der Dichter!

Und wo blieben nun die gehofften Nationaldichter der Deutschen, die ein Volkstheater schaffen sollten und wollten, die mit kühnen Verheißungen ihre Feder dem neuen Unternehmen geweiht hatten? Es trat keiner hervor. Geduldig sahen sie zu, wie alte Wiener Zauberpossen, durch

Schmelkas tolles Genie getragen, in Berlin florierten, und hätte nicht Ungely, der oft mit Unrecht geschmähte unausstehliche kleine Gernegroß, durch seine mit vielem Talente aus dem Französischen entlehnten Lokalflossen ausgeholfen, so würde man schon in den ersten Monaten zugeschlossen haben. Was sonst von Neuigkeiten einging, waren gewöhnlich unaufführbare und meistens Arbeiten, die das Hoftheater schon längst als solche zurückgewiesen. — In der Komischen Oper, und zwar in der italienischen und zunächst in der sehr verkehrten Rossinischen, welche damals gar nicht tief genug herabgesetzt werden konnte (von manchen Rigoristen), und nach der wir uns heute sehnen möchten wie nach den Fleischtöpfen Agyptens — in dieser schien dem Königstädter Theater noch Heil zu blühen. Das Königliche Hofinstitut hatte sich an mehreren Versuchen in diesem Felde die Zähne ausgebissen, weil es keine Künstler dafür hatte. Außer Madame Seidler, einer gar nicht genug zu preisenden Sängerin, die mit schöner Stimme und vollendeter Schule den „Barbier von Sevilla“ über Wasser gehalten, war wohl niemand vorhanden, um dem armen Rossini sein Recht zu thun, und was sie drüben sonst in diesem Genre versucht, gelang selten. Und so konnte ich mich, trotz meinem deutschen Dichterhass wider das Opernwesen, nicht dagegen auflehnen, wenn Kunowski und seine sechs Kollegen den Sieg auf einem Felde suchten, wo die Reihen der Gegner am dünnsten standen.

In Spizeder, dem kräftigsten Buffo, der bisher nur in einigen veralteten Dittersdorffschen Singspielen sich zu zeigen Gelegenheit gefunden, war bereits eine gründliche Stütze der neuen Richtung gegeben. Jäger und Wächter hatten in Wien die Kontrakte unterzeichnet und sich für Berlin verpflichtet. Mit der Primadonna war noch nichts zum Abschlusse gekommen. Weder schriftliche Unterhandlungen, noch auch ein eigens nach Wien abgesandter

außerordentlicher Bevollmächtigter hatten sich durch den Nebel sehr hinderlicher Familieneinflüsse zur Klarheit durcharbeiten können. Und mit den bereits vorhandenen Sängern, so tüchtig dieselben in ihren Fächern waren, ließ sich bei ganzlichem Mangel weiblicher Grazie und Schönheit nicht ausdauern. In diese Bedenklichkeiten, Hoffnungen, Befürchtungen und Widersprüche fand ich meine heilige Direktionsfäden verflochten, wie nach Abschluß eigenen Kontraktes der Tag heranzog, an welchem ich meine Funktion als protokollführender Sekretär beginnen sollte. Das Lösungswort hieß „Henriette“! Mit ihr eine vortreffliche, durch Ensemble ausgezeichnete komische Oper! — Ohne sie teure Gagen für andere Künstler weggeworfen, die keine Sulzesse herbeiführen können, wenn ihnen die erste Sängerin fehlt, welche ihre Bemühungen krönen soll! Ich hatte mir vorgenommen, mich in diese Verhandlungen, die außer meinem Bereiche lagen, nicht zu mischen, hatte mich fürs erste noch zurückgezogen und wollte nicht früher im neuen Amte erscheinen als genau an dem Tage, wo mein Kontrakt mich verpflichtete, dasselbe anzutreten.

Da kam, etwa eine Woche vor Ablauf dieser Frist, der Mitdirektor Bankier Fränckel in meine Behausung mit einem Briefe Kunowskis — dieser war mittlerweile nach Leipzig gereist, wo die ersehnte Sängerin auf Gastrollen erwartet wurde —, in welchem etwa folgende Stelle, mich betreffend, enthalten war:

„Da Holteis Engagement in einigen Tagen beginnt, so wird er wohl geneigt sein, schon jetzt in unserem Vorteil zu handeln. Es gibt hier vielerlei zu beobachten und zu tun, wobei er uns nützlich sein kann. Zudem genießt er hier, so eine Art' von Dichterruhm (dieser Ausdruck verschmupfte mich garstig, doch ließ ich's mir nicht merken), und seine Anwesenheit kann uns zustatten kommen. Schickt ihn also augenblicklich nach. Er soll im Hôtel de Saxe absteigen.“

Natürlich begab ich mich nach Anhörung dieser Epistel ins Konferenzzimmer der Direktion, wo mich Joseph Mendelssohn, der aus meiner stummen zögernden Einwilligung sogleich das Bedürfnis einer gewissen Art von Ausrüstung herausfühlte, mit Geld versorgte, und nachmittags rollte ich in einer klappernden Extrapostchaise zum Tore hinaus. So innig fand ich mich vom Gefühle meiner Wichtigkeit durchdrungen, daß ich gar nicht abgeneigt schien, den Strom von Menschen, welche zu Roß, zu Wagen und zu Fuß die Chaussee wimmelnd belebten, mit meiner Gesandtschaftsreise in Verbindung zu bringen — bis mich endlich aus meinen Träumen die Entdeckung erweckte, der außergewöhnliche Zusammenfluß gelte einem — Schnellkäufer, der es darauf anlegte, meinen Postillon und dessen Pferde zu beschämen.

Als ich am nächsten Morgen in Leipzig anlangte — ich veräumte nicht, am Tore meinen „Charakter“: Direktionssekretär und Theaterdichter der Königstädter Bühne! einzeichnen zu lassen —, fand ich meine Herren Direktoren, denn Kunowski war nicht allein, ausgeflogen, den Andeutungen des Kellners gemäß, auf dem Wege nach Wien, ihr entgegen! So hatt' ich denn einen freien Tag zum Flanieren vor mir. Ich dinierte vornehm auf meinem Zimmer, putzte mich dann, so schön ich konnte, und trat hinaus in die messebewegten Gassen. Nachdem ich mich ein Weilchen hin und her stoßen lassen, fiel mir ein, daß ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den Theaterdirektor Hofrat Rüstner auf dem Herzen hätte, und ich ließ mich nach seinem Hause weisen. Im Augenblick, wo ich es erreicht hatte und eintreten wollte, fuhr eine Kutsche vor, in welcher ich drei Damen sitzen sah, von denen eine die Züge der jungen Meisterin trug, die ich in Wien als Donna del Lago bewundert. Sie war es; Mutter und Schwester waren mit ihr. Kaum hatten sie sich hinaufbegeben, als ich eiligst folgte und des Direktors Vorzimmer zeitig genug erreichte, um mir die Tür vor der

Nase geschlossen zu sehen mit dem Bemerken, daß der Herr Hofrat jetzt keine Besuche weiter annehmen könne. Also sie war in Leipzig. Meine Direktoren hatten sie verfehlt. Vor morgen konnten die Herren nicht zurückkommen. Ich war allein auf dem Plage. Die Zeit durfte nicht versäumt werden. Ich lief hinab vor die Thür und knüpfte mit dem am Wagen harrenden Bedienten freundschaftliche Zwiesprache an. Anfänglich wies sich Herr Steinmetz (sein Name lebt in meiner Erinnerung) ziemlich spröde, aber ein harter Taler erweichte ihn. Ich erfuhr, daß nach dieser, der ersten in Leipzig gemachten Visite eine zweite bei Madame Czegka folgen sollte. Madame Czegka war eine Gesanglehrerin von Ruf, welche am Prager Konservatorium Henriette zuerst unterrichtet hatte. Das wußte ich. Zwar kannte ich die gute Frau nicht persönlich, doch darin lag kein Grund, ihr nicht meine Aufwartung zu machen. Ich wollte sie halt kenne n e n l e r n e n. Und ehe noch Steinmetz mit der Bezeichnung der ihm schwierigen Adresse ganz fertig war, stolperte ich schon mit hastigen Schritten nach dem „Ranstädter Steinwege“ — ich denke, es gibt eine Gegend dieses Namens in Leipzig. — Madame Czegka war wohl sehr erstaunt, mich bei sich zu sehen und in mir einen so leidenschaftlichen Verehrer ihrer Solfeggien zu finden, indes unter Leuten vom Theater nimmt man's nicht genau. Wir gerieten bald in lustiges Plaudern, wobei sie mir erzählte, daß sie ihre Schülerin samt Mutter und Schwester in diesen Tagen erwarte. — Niemand konnte mehr durch diese Nachricht frappiert werden als ich. Schien ich doch gar nicht zu wissen, daß Henriette Wien verlassen solle. Ich spielte vortrefflich. Wie nun aber gar die Kutsche anrollte, wie mein Freund Steinmetz den Schlag öffnete, drei Damen herauszuhelfen, wie die Lehrerin ihre berühmte Scholarin mit einem Jubelgeschrei begrüßte, da wollt' ich vor Überraschung und Verlegenheit sprachlos mich eiligst zurückziehen, wurde jedoch auf-

gefordert zu bleiben und mich den schönen Wienerinnen als „unbekannte Größe“ vorstellen zu lassen. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so wagte ich, mein Wort in die allgemeine Konversation einzumischen. Aber ich hütete mich wohl, auf Kosten der Hauptperson die beiden Nebenpersonen, Mutter und Schwester, zu vernachlässigen. Wie ich aus mancherlei Berichten entnommen, hatten frühere im Namen unserer Direktion angeknüpfte Unterhandlungen immer nur an dem einflußreichen Willen der Mutter scheitern müssen. Während ich also die Sängerin ihrer Lehrerin und der „cara memoria“ des Prager Aufenthaltes überließ, suchte ich der jüngeren Schwester und vorzüglich der Mutter anschaulich zu machen, was fürs rezitierende Drama bei uns geschehen sollte und welchen Himmel auf Erden sie beide haben würden.

Glücklicherweise war ich zum Teil selbst von den Wundertaten, die ich beabsichtigte, durchdrungen und redete mich in die Überzeugung des Gelingens so lebhaft hinein, daß mein Geschwätz den Ausdruck der Wahrheit bekam und den Eindruck nicht verfehlte. Als wir abends auseinander gingen, hatte ich die Hauptgegnerin unseres Theaters und des Engagements bei selbigem gänzlich versöhnt und in ihr eine entschiedene Bundesgenossin gewonnen. Henriette aber, der es völlig neu zu sein schien, daß ein junger Mann bei so langem Zusammenbleiben sich ihr noch nicht mit schönen Phrasen zu nähern versucht, maß mich mit fragendem Blick und war nicht wenig erstaunt, mich so schnell im vollsten Vertrauen der Ihrigen zu sehen. Als meine Herren Direktoren zurückkamen von ihrer fehlgeschlagenen Begegnungsreise und mit Fragen in mich drangen, wie weit es mir gelungen sei, mich Henriette zu nähern, und ob ich sie günstig für unsere Pläne gestimmt, mag ihnen das Bekenntnis, daß ich kaum drei Silben mit der Bewunderten geredet, eben keine große Begriffe von meiner Gewandtheit beigebracht haben. Ich ließ mich nicht irremachen und verfolgte

meinen Weg. Erst da ich der Besinnung der Mutter gewiß war, reichte ich mich der Schar derjenigen an, welche sich an die Tochter wendeten. Sie war nicht klein, diese Schar. Nicht nur unsere Direktoren und deren Anhang, auch Abgesandte anderer Bühnen warben um das Zauberkind; sogar das Königliche Hoftheater hatte einen Delegierten nach Leipzig geschickt. Und da alle, jeder in seiner Art, zierlich, fein oder süß zu sein strebten, so zog ich es vor, so derb als möglich aufzutreten. Unter der Maske plumper Gleichgültigkeit brachte ich meine Huldigungen an, und seufzte nur, wenn es ganz unbemerkt geschehen konnte. Die es bemerken sollte, bemerkte es dennoch, und als nach acht Tagen fortgesetzter Bemühungen der vielbesprochene Kontrakt, von meiner schlechten Handschrift geschrieben, von allen betreffenden Parteien endlich unterzeichnet war, sagte Henriette in größter Unbefangtheit, indem sie mit der Schreibfeder auf meinen Kopf tippte: „Bei dem können Sie sich bedanken!“

Frau Amalie Beer, die glückliche Mutter unseres damals in unserem Vaterlande noch nicht anerkannten Meyerbeer, deren Vorliebe für das Königstädter Theater sie auch nach Leipzig gelockt hatte, feierte den Tag des Kontraktabschlusses durch ein splendides Diner, bei welchem auch einige Mitbewerber zugegen waren, noch nicht wissend, daß wir bereits über sie den Sieg davongetragen.

In einem kleinen Trinkspruch spielte ich darauf an und werde die erstaunten Gesichter derer, welche nun die Wahrheit ahnten, nie vergessen. Nach dem Mittagmahl wurde mir eröffnet, daß meine Gegenwart jetzt in Berlin nötiger sei als in Leipzig; um so mehr, weil Kunowski eine Erholungsreise vorhabe und für ihn, den eigentlichen Geschäftsführer der Direktion, ein Stellvertreter dasein müsse. Mir dieses Recht zu erteilen, rüstete mich mein Chef mit einer ausgedehnten Vollmacht aus, und ich war entlassen. In meinem Innern stritten zwei Mächte miteinander: Freude über die mir angewiesene

neue und ehrenvolle Stellung, Schmerz über so unerwarteten Abschied von der Sonne des Tages. Ich murmelte, in Erinnerung an Fieskos dunklen Diener: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.“ — Aber Henriette hatte, gleich Lili in ihrem Park, für jedes von ihr bezauberte Wesen ein Balsambüchschchen; so auch für den armen Bären, der jetzt nach Berlin tanzen mußte. Sie fragte mich beim Leberwolsagen, ob ich denn „auch ihr Sekretär sein wolle“, und trug mir als erste Pflicht dieses gern angenommenen Amtes auf, ihr eine passende Wohnung zu mieten. Ende Juli wolle sie in Berlin erscheinen. Von dieser Aussicht belebt, Runow'skis Vollmacht in der Tasche, im Busen Liebersang und im Herzen Widerklang der letzten Worte — so fuhr ich ab.

Mein Debüt als Theaterdichter beging ich auf der Königstädter Bühne durch ein Vorspiel, welches ich als Einleitung und *captatio benevolentiae* zu einer Aufführung des alten, von Schmella neu aufgestützten „travestierten Hamlet“ schrieb. Der flüchtig entworfene und noch flüchtiger ausgeführte Scherz war so glücklich, Glück zu machen, und man rief den Verfasser mit lauten Aklamationen vor die Lampen. Schmella, der den Breslauer Groll mit seiner Übersiedlung nach Berlin längst abgeschworen und mich eben so bereit gefunden hatte, alles zu vergessen, war sehr bald ein Mann des Volkes oder lustigen Völkchens im Königstädter Parterre geworden. Er und Spigeder teilten sich als Komiker in die allgemeine Gunst, und beide sahen Köstliche, der da Miene machte, sein Drittel bei dieser Teilung in Anspruch zu nehmen, nicht allzu freundlich an. Ungely konnte die Anerkennung seiner fleißigen Bestrebungen eigentlich niemals erringen, wie er sie verdient hätte, denn er verdarb nicht selten als aufdringlicher Schauspieler, was er als geschickter Umarbeiter französischer Vaudevilles gutmachte. Von einem fünften, einem jungen Men-

schen, den Schmella so gleichsam als Famulus mit aus Breslau gebracht, war wenig oder gar nicht die Rede, und ihm wurde nur bisweilen ein kleiner Bissen aus den Rollenverteilungen zugeworfen, daß er nicht gerade verzungeln durfte. Dieser fünfte war Beckmann. Ich darf mir das Verdienst beimessen, ihn und sein Talent von Anfang an erkannt und ihm Bahn gebrochen zu haben, trotz aller Widerrede der Direktoren, von denen einer namentlich nicht müde wurde, mir, wenn ich für Beckmann sprach, zuzurufen: „Ihr Schlesier haßt zusammen wie Kletten.“

Mein zweiter Auftritt als Theaterdichter war am 24. Mai in völligem, feierlichem Officio, als unsere Prinzessin Luise sich mit dem Prinzen der Niederlande vermählte. Das Festspiel, welches ich zur Feier dieses Tages gedichtet — ich erühne mich, diesen Ausdruck zu brauchen —, hieß „König Mai“ und war, obschon ich selbst es sage, wirklich poetisch gedacht.

In der Ausführung scheiterte dieses Spiel an der plumpen Wirklichkeit. Die Kinder, welche Blumen-seelen vorstellen sollten, drehten sich gleich dicken, in Trikot genähten Fleischwürsten herum, die sich erhebenden und belebenden Blüten und Blätter rasselten und wackelten an grauen Schnüren. Niemand spürte Blumenduft, man sah nur Pappe, Leinwand und Bindfaden — der Zauber schwand, und meine süße Fiktion und meine wohlklingende Diktion gingen spurlos an mitleidig lächelnden Zuschauern vorüber. — Ich habe dies als eine Warnung hinschreiben wollen für jugendliche Theaterschriftsteller, welche noch nicht aus Erfahrung wußten, daß an der Maschinerie fast immer diejenigen Ausführungen poetischer Bilder und Gedanken scheitern, die der Maschinerie bedürfen, um deutlich zu werden. Wo es irgend möglich, soll der Dichter diese perfide Beihilfe zu verschmähen und sich zu jener Klarheit der Anschauung emporzuheben suchen, die in rein menschlicher Handlung sich durch sich



Karl Holtei als Heinrich

selbst erklärt. Nur bei märchenhaften Schwänken und derlei phantastischen Spielen kann der Maschinist Wunder tun.

Der königliche Hof und alles, was dazugehört, hatte, von den Festanordnungen der Hofbühnen in Anspruch genommen, begreiflicherweise unsere mißlungene Vermählungsfeierlichkeit nicht mit anschauen können. Meine Direktion erfuhr inzwischen auf sicherem Wege, daß die hohen Herrschaften vor der Abreise des jüngst verbundenen Paares noch einmal in pleno das Königstädter Theater heimsuchen wollten. Dieser Abend wurde bestimmt, unsere Huldigungen nachzuholen. Der Aufgang zur königlichen Loge sowie die dazugehörigen Vor- und Nebenzimmer wurden in prangende Gärten verwandelt, feenhaft erleuchtet, das ganze Haus geschmückt, eine reiche Kollation bereitet und alles aufgeboten, was tunlich war. Ein an die Neuvermählten gerichtetes Gedicht versuchte die Deutung des Ganzen. Der verstorbene König, der an solchen Dingen, die ihn aus seinem geordneten und streng geregelten Lebensgange aufstörten, niemals große Freude fand und sich dieselben nur bei außerordentlichen Gelegenheiten als unvermeidliches Übel gefallen ließ, wollte doch in seinem heiligen Gerechtigkeits-sinn niemals unterlassen, sich für guten Willen und treue Meinung erkenntlich zu zeigen, und trotz der üblen Laune, in die er sich eigentlich versetzt fühlte durch Trompeten und Pauken, durch Blumen und Gewächse, durch Lampen und Kerzen und ausgehöhlte Drangen, bracht' er es nicht übers Herz, dabei zu schweigen. Er erkundigte sich nach Kunowski, der ihm als Vertreter der Direktion bekannt war, und als er erfuhr, daß dieser noch abwesend, ich aber sein Stellvertreter und nächst dem noch Verfasser des ausgestreuten Gedichtes sei, befahl er dem Adjutanten, mich in seine Loge zu bringen. Diese war denn für diesen Abend „das Land, wo die Zitronen

blühen“, und es wurde mir nicht leicht, durch die Ge-
büsche bis zu Seiner Majestät vorzudringen.

„Sehr viel Mühe gegeben und große Kosten ge-
macht!“

„Ew. Majestät, meine Direktion bereitete sich dadurch
selbst die größte Freude, nur befürchten wir, daß es
vielleicht zu kühn war, in diesen Räumen uns solche
Anordnungen zu erlauben, und ich bin beauftragt, Ew.
Majestät Verzeihung dafür zu erbitten.“

„Ich kann nur dankbar sein. Sehr dankbar für die
gute Gesinnung. Auch meine Kinder.“ (Hier gab er dem
Prinzen und der Prinzessin einen Wink, von der Brüs-
tung in die Loge zurückzutreten.)

„Meine Tochter wird sich auch in der Ferne dieses
Abends immer mit Liebe erinnern. Das Gedicht (er hielt
ein Exemplar in der Hand) von Ihnen! Ganz passend.
Es drückt meine Empfindungen aus. Sehr zweckmäßig.
— Sie sind meinem Theater untreu geworden! Bei der
Königstadt angestellt!“ —

„Ew. Majestät, die Verzögerung von seiten der
Generalintendantz —“

„Haben ganz recht gehabt. Hier ist ein neues Feld
für Fleiß und Tätigkeit. Ich liebe dieses Theater. Wer-
den Gelegenheit finden für Ihre Talente. Bei meinem
Theater hatten Sie traurige Erinnerungen. Sehr viel
teilgenommen. Eine sanfte, liebe Frau verloren. Auch
Luise geheiß. In der Beschäftigung und Tätigkeit liegt
Trost. Müssen sich trösten. Anderen Leuten auch so ge-
gangen.“ (Die vorletzten Worte wurden kaum verständ-
lich ausgesprochen, mehr gemurmelt, dann laut:) „Sa-
gen Sie den Herren, daß ich mich sehr gefreut habe. Ich
danke allen herzlich.“ — Hier nickte er freundlich und
entließ mich.

Die vorstehenden Äußerungen des geliebten Mon-
archen hab' ich, soweit man nach Verlauf vieler Jahre

imstande ist, dies zu verbürgen, wörtlich wiederholt, nicht nur was den Sinn derselben, auch was die Form des Ausdrucks betrifft.

Jetzt hören alle Nebenbetrachtungen auf, denn wir geraten in die „Sonntagszeit“. Ich will übrigens nicht leugnen, daß ich mich in großer Verlegenheit befinde beim Beginn dieses Kapitels, und daß ich es am liebsten gänzlich unterdrücken möchte, wenn es nicht so entschieden in mein armes Leben gehörte. Schwierig bleibt die Aufgabe gewiß, von einer jungen Sängerin und ihrer Stellung zu unserem lustigen Theatervolk zu sprechen, frei, offen und ungeziert — ohne doch auf der anderen Seite die Rücksichten zu verletzen, die wir einer Dame schuldig sind, welche jetzt (1844) in einer anderen Sphäre lebt und vielleicht von manchem meiner Worte unangenehm berührt werden wird. Aber Gräfin Rossi hat in seltenem Takt und richtigem Gefühl verstanden, bei ihrer Rückkehr nach Berlin — allerdings die Wiege ihres europäischen Rufes — die Ansprüche der Gegenwart mit den Rücksichten auf ihre Vergangenheit zu verbinden; sie hat es sich angelegen sein lassen, gleich nach ihrer Ankunft diejenigen aufzusuchen, welche der lieblichen Henriette Sontag Gönner, Förderer und Freunde waren; sie hat auch ihren ehemaligen Kollegen, wo sie denselben begegnete, nur heitere, harmlose und bescheidene Freundlichkeit gezeigt; sie hat es keineswegs vermieden, sich in ungezwungene Gespräche über vergangene Jahre einzulassen, und hat dadurch gewissermaßen selbst den Ton angegeben, in welchem man, ohne indiscret zu sein, von ihr reden darf. — Ich habe nur Gutes von ihr zu sagen, und wenn manches vorkommen sollte, woran mancher Anstoß nehmen möchte, so bitt' ich zu bedenken, daß der Verfasser dieses Buches sich der Verpflichtung hingeeben, keine seiner Torheiten zu verschweigen.

Bald nach meiner Anstellung beim Königsstädter Theater hatt' ich eine geräumige, für mich einzelnen Men-

schen viel zu große Wohnung in der Kaiserstraße bezogen. Sieben Zimmer nebst Zubehör waren mit dem Hausgerät von meinem Ehestande her angefüllt. Als ich in Leipzig den Damen versprach, mich nach einer passenden Wohnung für sie umzutun, nährte ich im Innersten schon den Kühnen, vor meinen Direktoren geheim gehaltenen Plan, dies Versprechen nicht zu erfüllen, vielmehr unsere Schönen anfänglich allen Qualen des Gasthoflebens zu überlassen und dann, wenn sie mürbe genug wären, mit dem Anerbieten meiner eigenen Wohnung hervorzurücken, wobei mir nicht entgehen konnte, ein Plätzchen für mich reservieren zu dürfen und also meine holde Person gleichsam in die Familie einzuschwärzen. Selten ist mir ein Plan so vollständig gelungen. Mein Hauswirt, der brave Maurermeister Lindner, ein solider Pfeiler unseres Theaterpublikums, war auch schon von dem „Sontags“fieber im voraus ergriffen und richtete für mich, damit den Damen mein ganzes corps de logis unverkümmert bleibe, ein Interimsasyl ein. Und nun wurde die Kaiserstraße, die bis dahin und trotz ihres vornehmen Namens von recht viel armen Leuten bewohnt, eine der ödesten gewesen, plötzlich belebt. Equipagen aller Art hielten in den Besuchsstunden vor meiner Thür, Reiter jeden Alters, Standes und Kalibers sprengten auf und ab, Säbel rasselten über das kantige Steinpflaster; die Fensterpromenade verwandelte unseren „Kiez“ in einen fashionablen Corso.

Am 3. August 1825 war es, wo wir mit unserer Oper begannen. Rossinis „Italiana“ eröffnete den Reigen. Und obwohl Jägers Tenor schon damals im Sinken und sein persönliches Erscheinen sehr geeignet schien, verhöhnt zu werden, so hatte dieser primo amoroso doch immer noch so viel Mittel, um seine Methode geltend zu machen und durch Kunst und Seele für viele andere Mängel zu entschädigen. Wächters schöner Baß stand in voller Blüte. Spitzeder fand nun rechte Gelegenheit, seinen Ruf als

erster Buffo Deutschlands zu befestigen. Madame Spigeder genügte als zweite Sängerin vollkommen. Henriette Sontag aber — — —

Ich habe schönere Frauen gesehen, größere Schauspielerinnen, habe gewaltigere Stimmen gehört, vielleicht auch höhere Virtuosität des Gesanges, das will ich nicht leugnen; aber einen so innigen Verein von Anmut, Reiz, Wohlklang des Organs, Ausbildung aller künstlerischen Fähigkeiten, Darstellungsgabe, besonnener Anwendung der gegebenen Mittel, bescheidener Koketterie wüßte ich nie und nirgend bewundert zu haben. Ja, wir waren berauscht. Und in unserem Rausche mögen wir — glücklicherweise umfaßt dieses „wir“ einen großen Kreis von Enthusiasten — mitunter manche Torheit getrieben haben. Doch der Wein war gut, rein und echt; darin hat Börne recht. Was diesem Wundermädchen in meinen Augen die schönste künstlerische Weihe gab, war die Klarheit, ich möcht' es am liebsten Weisheit nennen, mit der sie zu bestimmen vermochte, wo es am Orte war, ihrer Kehlfertigkeit freien Lauf zu lassen und ihren Vortrag mit Koloraturen und Spielereien zu zieren wie mit bunten Blumen — oder wenn die Würde einer einfachen Melodie, die Bedeutung der Situation, der Fortschritt der Handlung dies unpassend machten, sich und ihre Geschicklichkeit zu beherrschen und nur der dramatischen Wahrheit zu huldigen. Ich weiß noch sehr wohl, wie sie (es ist hier von einer späteren Periode ihres Berliner Aufenthaltes die Rede), aufgefordert als Lila in der alten, veralteten „Cosa rara“ einige moderne Nummern einzulegen, lächelnd entgegnete: „Diese Musik verträgt keine solche Einlagen; bin ich nicht imstande zu wirken, wenn ich jede Note singe, wie sie steht — dann desto schlimmer für mich!“ — Sogar auf die nur zu oft ganz charakterlosen Ländeleien der melodienreichen, aber oberflächlichen „Italienerin in Algier“ wußte sie diesen Sinn für dramatischen Gesang zu übertragen; und mit genialer

Rühnheit gab sie jenen aus einer tieferen Stimmlage eigens für sie transponierten Gesängen den Ausdruck naiver Schelmerci, ohne jemals in den Klängen, welche dem geliebten Lindoro galten, Gemüt und Seele vermissen zu lassen. Der Andrang von seiten des Publikums war ungeheuer; nur mit Lebensgefahr konnte man im Billettverkaufsbüro durch die sich stoßende und schlagende Masse dringen, und die schriftlichen Meldungen um Plätze für viele Tage voraus blieben stoßweise liegen, ohne berücksichtigt werden zu können. Wer die „Italienerin“ noch nicht gehört, konnte in Gesellschaft kaum erscheinen; Albrecht ging so weit, zu behaupten, man dürfe anständigerweise eigentlich nur noch mit denen umgehen, welche sie nie versäumt. Aber mitten in diesen Freuden wurden wir, die Eingeweihten, schon von bangen Leiden gedrückt. Während unsere erste Oper Fanatismus erregte, hatten wir keine zweite. Von k o m i s c h e n Opern — und andere gestattete uns ja die streng bewachte Konzession keine — sahen wir nichts vor uns als einige auf dem Hoftheater noch nicht gesungene von Rossini. Eine solche jedoch unmittelbar der „Italienerin“ folgen zu lassen, weigerte sich die Sontag, die mit ihrem sicheren Takt vermeiden wollte, zweimal hintereinander dasselbe Kleid zu tragen. Sie bestand auf einer Rolle anderer Gattung; am lebhaftesten wünschte sie Aubers „Schnee“, worin sie in Wien als Bertha durch ihr feines Spiel so sehr gefallen hatte. Dieser „Schnee“ war vor einem Jahre auf dem Königlichen Hoftheater bereits gefallen — gefallen in jedem Sinne und deshalb nach zwei matten Vorstellungen liegengeblieben. Aber deshalb war er u n s noch nicht v e r fallen; denn dazu gehörten z w e i Jahre nach dem Gesetz. Nun herrschte bezüglich der gegenseitigen Repertoirestreitigkeiten noch ein anderes Gesetz: am ersten jeden Monats reichte das Hoftheater uns, am fünfzehnten reichten wir dem Hoftheater einen Entwurf derjenigen Neuigkeiten ein, welche künftig gegeben werden sollten.

Uns zwang die gebieterische Not, in jene schriftlichen Entwürfe alles im Bereich unserer Konzession liegende aufzunehmen, was durch Zeitschriften, namentlich durch Pariser, besprochen wurde, und häufig konnten wir für unser Repertoire keinen andern Vorteil davon ziehen als den negativen, daß wir es dem Hoftheater entrückten. Dieses zeigte seinerseits gleichen Eifer. So entstand denn eine förmliche Heze. Was vom Fünfzehnten bis zum Letzten des Monats in den Journalen als neu verkündigt worden, das fanden wir auf dem Repertoire des Königlichen, was vom Ersten bis zum Vierzehnten erwähnt wurde, fanden die Königlichen auf dem unseren. Und weil durch diese neidische Gegnerschaft das Publikum auf die Länge um gar manches gekommen sein würde, hatte Fürst Wittgenstein (die oberste Behörde für Theaterangelegenheiten) bestimmt, daß bei noch nicht gegebenen, sondern nur auf den Repertoireentwürfen genannten Sachen die Verfallzeit auf sechs Monate beschränkt werden und nach deren Ablauf für solche Neuigkeiten eine gegenseitige Konkurrenz eintreten solle. Dabei konnten wir nur gewinnen, besonders unsere Oper, weil Herr Spontini, Gott lohn' es ihm, dafür sorgte, daß sich die königliche Oper niemals übereilte. Nun hatte beim letzten Repertoireentwurf die Generalintendanz der königlichen Schauspiele vergessen, eine neue Operette von Auber, „Das Konzert am Hofe“, deren erste Annonce allerdings in ihre vierzehn Tage gefallen war, zu notieren. Bevor aber noch unsere Frist abgelaufen und uns der kleine Triumph gestattet war, jenes jenseitige Versehen zu unserem Vorteil zu benutzen, kam ein Schreiben des Grafen Brühl, in welchem er die nachträgliche Aufnahme des durch einen Irrtum vergessenen Werkes deklarieren wollte. Dagegen protestierten wir entschieden, und es entspann sich ein heftiger Briefwechsel, welcher endlich dahin führte, daß wir uns willens zeigten, die Entscheidung des Fürsten, nötigenfalls des Königs, nach-

zufuchen, indem wir aussprachen, daß unter diesem Druck unsere mit so teuren Opfern erkaufte Existenz nicht länger möglich sei. Jetzt schlug Graf Brühl einen Vergleich vor, und ich wurde — mit unumschränkter Vollmacht ausgerüstet — zu einer mündlichen Unterhandlung abgesandt. Ich führte keine andere Instruktion bei mir, als welche mir die Sontag heimlich erteilt. Diese lautete auf „Schnee!“, obgleich wir im heißen August schmorten.

Graf Brühl war ein guter, lieber Mann. Was er gegen unsere Anstalt tat, mußte in seiner Stellung, wollt' er sich nicht tausend Vorwürfen aussetzen, geschehen. Er wandelte auch nicht auf Blumen, und leider fehlt' es niemals an Menschen, die dem Armsten das Leben schwer zu machen den schönsten Willen hatten. Sie haben ihn krank geärgert. Meine Konferenz mit ihm war höchst komisch. Beide Teile hielten vorsichtig zurück, und wir sprachen anfänglich mehr in Andeutungen und in Fragen als in bestimmten Ausdrücken. Doch hatt' ich den großen Vorteil, bestimmt zu wissen, was ich wollte. Nachdem ich nun mit vielen Redensarten auseinandergesetzt, wie wichtig uns die kleine Auber'sche Operette (von der ich übrigens nichts wußte als den Titel) und ihr Gewinn für unsere Bühne sei; nachdem der Graf mir offen und redlich erklärt, daß er alles anwenden wolle, sie für die ihm anvertraute Anstalt zu behaupten — die Partitur lag schon auf seinem Tisch —, so rückte ich mit der einen kleinen inhaltschweren Silbe „Tausch“ hervor und stellte den Antrag, unsere Rechte (die doch m i n d e s t e n s zu einer Berufung an des Fürsten Autorität geeignet schienen) dadurch abzukaufen, daß uns eine ältere komische Oper für unser Repertoire bewilligt würde. „Das glaub' ich“, rief der Graf, „was werden Sie da begehren: ‚Don Juan‘ oder ‚Figaros Hochzeit‘ oder Rossini's ‚Barbier‘ oder —?“ „Nichts von solchen Zierden Ihrer Oper, Herr Graf“, entgegnete ich, „dazu sind wir zu bescheiden. Wir verlangen nur ein bei

Ihnen durchgefallenes, beiseitegelegtes, schon vergessenes Singspiel und sehen uns genötigt, damit zufrieden zu sein, lediglich um dem Eigensinn unserer Primadonna zu genügen, welche darauf besteht, obgleich für unsere Klasse jede andere Musik vorteilhafter wäre; mit einem Worte, wir verlangen den „Schnee!“ — Der Graf sah mich mitleidig an. Er mochte denken, was für einen Esel haben sie mir da herübergeschickt?! „Nun“, hub er an, „es freut mich, daß Sie mir's so leicht machen, auf diese Weise kommen wir friedlich auseinander.“ In fünf Minuten waren wir klar. Unser Protest gegen die nachträgliche Aufnahme des „Concert à la cour“ war gelöst, und die schriftliche Erlaubnis zur Darstellung des „Schnee“ hatte ich in der Tasche. Als ich bei glühender Mittagshitze den langen Weg aus der Dorotheenstrasse nach meiner Wohnung zurücklegte, griff ich unzählige Male nach dem Papier, ob ich es auch bei mir trüge. Und als ich ins Speisezimmer trat, das Blatt in der Luft schwenkend und ausrufend: „Ich bring' ihn!“, da sprang die erfreute Sängerin an mich heran, und ein Kuß brannte auf meiner Wange, der allen Schnee der Alpen hätte schmelzen können! „Der Schnee“ hatte auf dem Königstädter Theater einen so unerhörten Sußzeß, daß er den der „Italienerin“ fast noch überbot. So oft mußte er fallen, daß die Schneeflocken von einer Woche zur andern schmutzig wurden und viel reine Papierschnitzel nötig waren, um ihn zu säubern. Während einer der ersten Aufführungen kam Graf Brühl im Zwischenakt nach der Garderobe der Sontag, ihr seine Huldigungen zu bringen. Ich saß in einer Ecke. — Verleumder haben behauptet, ich hätte mich allzu oft in jener Ecke eingefunden. Das ist falsch. Ich saß immer nur da, um zu warten, bis ich nach gänzlicher Vollendung der Toilette den nächsten Akt beginnen lassen dürfe. Immer nur als Regisseur, nie als Mensch! Als der Graf mich erblickte und ich mich erhob, ihn zu begrüßen, droht' er mir mit

dem Finger und sagte lächelnd: „Sie haben einen guten Tausch gemacht.“

An freien Tagen fuhrn wir über Land, wo Henriette sich im Grünen umhertrieb wie ein Kind. Abends nach dem Essen pflegte sie sich zum Klavier zu setzen, und wenn sie gut aufgelegt war, sang sie stundenlang. Aber niemals wählte sie dann moderne Musik. Es war, als ob sie sich durch diese Abendstunden für den Zwang entschädigen wollte, den ihr Beruf auf und außer der Bühne ihr auferlegte. Sie griff gewöhnlich nach Klavierauszügen Mozartscher Opern. Und dann wühlte sie sich förmlich in die Komposition hinein wie eine Biene in den Kelch der Rose. Das dauerte oft bis tief in die Nacht. Ich besinne mich, daß sie einmal die ganze „Zauberflöte“ durchgespielt und gesungen, Nummer für Nummer, Sarastro und die Priesterchöre nicht ausgeschlossen. In solchen Stunden sprach der Genius aus ihr. Vergessen waren alle kleinlichen Rücksichten des Tages und der Welt; vergessen das Bestreben zu entzücken, das Bewußtsein, die Bewunderte zu heißen; beiseitegelegt jene Minauderien und Künsteleien, die dem Schwarm seelenloser Anbeter galten. Dann ging ihr das Herz auf. Die Künstlerin trat in ihre vollen Menschenrechte. Im weißen leichten Sommernachtkleid, das blonde Haar in halb aufgelösten Locken über ein blühendes Gesicht, das schöne Auge wie verklärt, weinte, lachte, zürnte und scherzte sie in vollen klaren Tönen. Und ich staunte sie an, regungslos, ohne Worte — ohne Ausdruck für meine Empfindungen, bis sie uns dann fortschickte und ich mit Albrecht noch eine Wanderung durch die leeren, düstern Gassen machte, wobei ich auf eine Art zu seufzen pflegte, welche unter meinen Freunden bald berühmt wurde. Kunowski nannte mich diesen Seufzern zu Ehren nie anders als Lamentoso! Aber ich merkte ihm schon ab, daß er auch seufzte, wenngleich anders; und da ich mir's nicht nehmen ließ, sonst noch gar viele mit mir in gleicher

Mitschuld und Verdammnis zu finden, so erhielt ich und nahm ich an als eine nur mir gebührende Auszeichnung den Beinamen *Lamentoso primo*. Es gab eine wenn auch kurze Periode, wo niemand in Berlin meiner holden Einwohnerin näher stand als ich. Von den zahllosen Bewerbern um einen freundlichen Blick, um ein auszeichnendes Wort, um ein kleines Zeichen der Gunst war noch keiner bevorzugt worden, und dennoch fing ich an, mich zu mancher eifersüchtigen Laune berechtigt zu glauben. Anfänglich wurden dergleichen Überhebungen mit vertraulicher Gutmütigkeit in ihre Schranken gewiesen. Als aber mein häufig wiederkehrendes Schmollen und Maulen den Argwohn erweckte, daß ich mir Beschränkungen einer froh bewahrten Freiheit anmaßen und das Übergewicht eines Begünstigten geltend machen wollte, kam es zu allerlei Erklärungen, die eben nicht beitrugen, meine Seufzer dünner zu gestalten. Der Hauptfeind meiner Ruhe war Seiner Königlichen Großbritannischen Majestät Gesandter, Lord Clanwilliam, der höchst regelmäßige Besuche in der Kaiserstraße für einen Hauptzweck seiner Ambassade zu halten schien. Seine Herrlichkeit besaßen einen großen Hund, ohne welchen sie fast niemals erschienen. Sobald ich ins Vorzimmer tretend den Schwanz dieses Rötters um die Lüre herumwedeln sah, zog ich mich, wenn es irgend tunlich war, zurück, um der lästigen Artigkeit und ironischen Herablassung seines Herrn auszuweichen, aus dessen Betragen gegen mich die Überzeugung hervorzuleuchten schien, daß er mich für völlig gefahrlos betrachte. Was den Hund betrifft, so meint' er es ganz gut mit mir.

Daß ich der Lordschaft gegenüber entschieden verleugnet wurde, ohne daß man nur auf das erste Krähen des Hahnes mit dieser Verleugnung warten mochte, war mir bald deutlich. Aber weil mir gegenüber die Lordschaft ebenso standhaft verleugnet ward, so hielt sich die Sache zwischen Zweifel und Hoffnung lange genug zu meinem

Zammer hin, und ich wurde täglich mehr Lamentoso. Ein reiner Zufall erlöste mich. Mir fiel ein Blättchen in die Hände, aus dem unwiderleglich hervorging, daß ein Theaterdichter meiner Gattung mit einer „Herrlichkeit“ nicht in die Schranken treten darf. Glücklicherweise näherte sich auch der Zeitpunkt, wo die Familie aus meinen Räumen in eine selbstgemietete große Wohnung ziehen wollte — und ich war geheilt! Von dieser Stunde erstarb jeder eitle, selbstsüchtige Wunsch in meinem Herzen; ich gab mich der reinen Bewunderung für die Künstlerin mit unverkümmerter Freude hin, und bald machte der kleine Rest von Groll, der in mir zurückgeblieben war, einer aufrichtigen Bewunderung für ihr Genie und einer freundschaftlichen Teilnahme für ihre persönliche Liebenswürdigkeit Platz, so daß bis zum letzten Tage ihres Aufenthaltes in Berlin zwischen ihr und mir ein herzliches Verhältnis waltete und ich niemals müde wurde, mit Mund und Feder für sie und ihren Ruhm mitzuwirken.

Zu jung, zu unerfahren, zu leidenschaftlich, wurd' ich trotz meiner halbwahnsinnigen Begeisterung und Anhänglichkeit für die Anstalt ihr doch niemals, was ich ihr hätte werden können und sollen. Zum Teil waren auch die Direktoren, die mich verhätschelten und verzogen, schuld daran, daß ich mich gehen ließ. Bei Beers war ich nun gar das Kind im Hause, und wenn auch Wilhelm Beer, der seinen Vater häufig in den Konferenzen vertrat, mir bisweilen in die Parade fuhr, so war er dann doch immer wieder der erste, zu rufen: „Kakadu, kommen Sie mit hinaus zum Essen!“ Alle klagten, daß ich meine Zeit nicht besser anwendete, Neuigkeiten für unsere Bühne zu liefern, die bei der beschränkten Konzession so nötig gewesen wären; und alle trugen dazu bei, mich zu zerstreuen und in den Strudel der Berliner Geselligkeit zu ziehen, indem sie mich gern bei sich sahen und keine Partie unternahmen ohne Kakadu. Mein Leben und Trei-

ben wurde täglich mehr und mehr ein äußerliches. Angely übersezte unermüdtlich aus dem Französischen, traf nicht selten das Rechte, trozte jeder Opposition und behauptete bald ganz allein das Feld, welches ihm niemand streitig machte. Ich schimpfte auf ihn und tat doch nichts, ihn und seine Produkte beiseitezuschieben. Der Mangel an darstellbaren Stücken nahm immer zu, und am Ende war es Angely, zu dem wir bitten mußten: Unser tägliches Brot gib uns heute. Die Finanzen standen schlecht. Nicht, als ob die Oper uns im Stich gelassen hätte; aber zwei oder drei volle Häuser in der Woche genügten nicht, den hochgesteigerten Etat zu decken, und die Schuldenlast, die schon seit dem Bau des Hauses auf dem Aktienverein drückend lag, nahm eher zu als ab. Unter den Aktionären fehlte es nicht an solchen, die mit neidischem Kopfschütteln das Wesen unserer Direktoren betrachteten und in denen sich nach und nach der Gedanke ausbildete, auch sie könnten berufen sein, in einer eigenen, rot tapezierten Direktionsloge zu sitzen, blau eingebundene Opernbücher in Händen zu halten, die Bühne und Garderoben zu besuchen und mit unserm Mädchenflor (der wirklich bezaubernd blühte) hinter den Kulissen zu konversieren. So bereitete sich im stillen eine artige Verschwörung vor. Freilich wagte diese noch nicht, öffentlich ihr Haupt zu erheben, denn Herz Beer mit seinem kolossalen Vermögen, seinem unbedingten Kredit, seiner allbekannten Vorliebe für die Anstalt wäre der Mann gewesen, im höchsten Notfalle vor jeden Riß zu treten, und solange er lebte, war nichts für uns zu fürchten und nichts für die Verschwörer zu hoffen. Doch eben zur gefährlichsten Periode, nicht lange vor dem Termin, wo die neue Wahl einer neuen Direktion vor sich gehen sollte, starb er nach kurzer Krankheit plötzlich und unerwartet. Mit seinem letzten Atemzuge erlosch jede Hoffnung, die bisherige Direktion wieder bestätigt zu sehen. Was bis dahin heimliches Murren gewesen, wurde jetzt bald zu

lauten Klagen, zu feindseligem Tadel; es bereitete sich eine stürmische Generalkonferenz vor.

Ein lebenskluger Mensch würde an meiner Stelle gelauscht haben, wer etwa die Häupter der neu erstehenden Macht sein dürften; und hätt' ich mich ihnen anschließen, ihnen zuvorkommend entgegentreten, die bisherigen Gönner und Freunde verleugnen wollen, so würde meine Stellung zu der neuen Direktion womöglich noch vorteilhafter gewesen sein, als sie es unter der alten war. Das aber that ich nicht! Vielmehr stellt' ich mich, als nun die Wahl geschehen war, durch Wort und That meinen neuen Gebietern entgegen, und ich würde vielleicht schon am ersten Tage meinen Posten niedergelegt haben, wenn nicht Justizrat Kunowski, der den seinigen als Syndikus konserviert hatte, mich durch sein geistiges Übergewicht zu beschwichtigen gewußt. Die neue Direktion bestand aus einigen Maurern, Zimmerleuten, Garnhändlern — ich weiß es nicht so genau; wackere Bürgermänner, die Kapitalien im Theater stecken hatten. Außer diesen war ein Herr Henoch, Entrepreneur der Privilegierten Droschkenanstalt, zu bemerken. Und um das Maß vollzumachen, hatten die Wähler auch den pensionierten Hofschauspieler Herrn Bethmann, dessen Unfähigkeit sich schon einmal vor Eröffnung der Bühne kundgegeben, wiederum als „technischen Direktor“ placiert. Der einzige von den Neuwählten, zu dem ich als zu einem wohlgesinnten Manne und wirklichen Theaterfreunde aufblicken konnte, war Herr Kaufmann Mundt, nächster Nachbar des Königsstädter Hauses. War derselbe vielleicht auch den Umtrieben, die dem Umsturz der bisherigen Verwaltung vorangingen, nicht ganz fremd geblieben, so war er doch gewiß weit entfernt, in den Ton einzustimmen, den einige seiner Kollegen gegen ihre Vorgänger zu erheben wagten und den ich nicht stillschweigend anhören konnte. Ich setzte sogleich ein Dankesagungsschreiben an die abgegangenen Direktoren auf, in welchem ich mit kurzen deut-

schen und deutlichen Worten aussprach, daß wir alle sehr wohl einfähen, was wir an ihnen gehabt und was wir an ihnen verloren, und ruhte nicht eher, als bis sä m t l i c h e Mitglieder des Theaters — es war dies kein kleines Stück Arbeit, die Herren und Damen zu dieser Unterschrift zu ermutigen, und ich muß dem verstorbenen Angely das Zeugnis geben, daß er der erste war — diese Dankadresse unterzeichnet hatten, welche wir dann den eben auf der Börse versammelten Herren feierlich zustellten. Herr Mundt sowie die Mehrzahl seiner ziemlich unschuldigen Genossen sahen in diesem Akt der Erkenntlichkeit nichts Anstößiges. Herr Henoch aber äußerte sein Mißfallen in scharfen Worten, und ich geriet mit ihm in einen heftigen Zwist, bei welchem ich der Form nach (wennschon in der Sache nicht) vollkommen unrecht hatte. In diesen Zwist war auch der Besitzer und Verpächter der Konzession, Herr Friedrich Cerf, durch allerlei hin und her getragene Klatschereien verwickelt. Die Heftigkeit, zu der ich mich hinreißen ließ, die verletzenden Ausdrücke, die ich mir, noch dazu in Herrn Mundts Zimmer, gegen Herrn Henoch und Herrn Cerf erlaubte, welchen letzteren ich bei jenem Auftritt zum ersten Male sah und sprach, legten eigentlich den Grund zu unserer zwar in manchen Zwischenzeiten scheinbar zurückgedrängten, aber niemals gänzlich besiegten Gegnerschaft. Ich wiederhol' es: das Unrecht war auf meiner Seite; ich beging einen Fehler; aber dieser Fehler ehrte mein Herz, meine Gesinnung.

Ich hatte zwar, durch Kunowskis freundschaftliche Vermittelung bewogen, dem Herrn Henoch einen Entschuldigungsbrief wegen meines brüsken Betragens übersendet; er seinerseits hatte sich zureden lassen, die gegen mich beabsichtigte Klage aufzugeben; und es war so eine Art von versöhnender Ausgleichung zustande gekommen. Aber das war nur scheinbar. Nur zu gut waren meine Gesinnungen bekannt, zu gering blieb meine Verstellungskunst, und schon nach der zweiten Konferenz gab

man mir zu verstehen, daß man sich durch einen Protokollführer geniert sähe, der jede Äußerung gegen die vorige Verwaltung wie eine persönlich wider ihn gerichtete Kränkung aufzunehmen geneigt sei. Ich ließ mir das gesagt sein, kündigte in bester Form und bat um augenblickliche Entlassung. Darauf wurde mir erwidert:

„. . . Wir können nicht umhin, Ihre Kündigung anzunehmen, da es leider unsere Überzeugung ist, daß ein durch mancherlei Stürme erschüttertes Institut Ihnen weder die Teilnahme einflößen noch die sichere Stellung gewähren kann, die wir voraussetzen und Sie zu fordern berechtigt sind und die allein Ihrem Talente einen würdigen und dauernden Wirkungskreis bereiten können. Wir fühlen sehr wohl, was wir an Ihnen verlieren, müssen es aber einer besseren und ruhigeren Zukunft vorbehalten, das Band vielleicht wieder anzuknüpfen, das die Ungunst der Umstände Sie jetzt lösen ließ.“

Dieses Schreiben, welches unfehlbar nicht so verbindlich ausgefallen sein würde, wenn Freund Kunowski es nicht entworfen hätte, ist nur von fünf Direktoren unterzeichnet. Herru Henochs Unterschrift fehlt, und die des Herrn Bethmann ist, nachdem sie schon darauf prangte, mühsam wieder ausgekratzt worden — doch nicht so gelungen, daß man die Schriftzüge nicht noch erkennen sollte. Oft hat mein Blick mit Wehmut auf diesem Blatte geruht. In diesen wenigen Lettern, in diesen Spuren eines stumpfen Radiermessers vermag ich heute noch eine ganze lange Geschichte von Umtrieben, Parteikämpfen und Kabalen zu lesen, an denen das Königstädter Theater untergegangen ist. Die alte, oftmals wiederkehrende Geschichte der meisten Aktientheater.

Blick' ich auf meine Dienstzeit beim Königstädter Theater zurück, so muß ich mir bekennen, daß ich als Schriftsteller den Erwartungen, die man auf mich gesetzt und die ich von meiner Produktionskraft selbst gehegt, keineswegs entsprochen hatte. Einige Prologe und Fest-

spiele, die Umarbeitung einiger Operntexte, „Der Kalkbrenner“, „Der alte Feldherr“ — das ist alles, was ich in meinem Engagement als Theaterdichter geliefert. Denn „Arm und reich“ und „Die Sterne“ darf ich nicht in Anschlag bringen, da beide Arbeiten in frühere Zeit fallen. Dagegen hatte ich als ermunternder, belebender und anregender Genosse der Direktion manches Gute befördert und namentlich durch meine Verbindung mit Publizisten und literarischen Organen der Anstalt vielseitig genützt. Zu manchem Wagnis hatt' ich den Anstoß gegeben. Einigen Mitgliedern, die man ohne mich unbeachtet gelassen haben würde, war durch mich ihr Recht widerfahren, und nächst der Anerkennung, die, wie ich schon mehrmals erwähnt, ich zuerst dem entschiedenen Talente Beckmanns verschafft, gebührt mir auch noch das Verdienst, eine junge Schauspielerin hervorgezogen und auf die Bahn geleitet zu haben, die sie nachher einige Jahre lang mit allgemeinem Beifall verfolgte. Ich war es, der im Widerspruch gegen Direktion und Regie die gänzlich in den Hintergrund geschobene Marie Herold mit einer bedeutenderen Rolle bedachte und dann, als dieser erste Versuch gelungen war, mich bemühte, sie weiter und weiter zu fördern. Wohl weiß ich, daß ich außer der Ausbildung ihres schönen Sprachorgans eigentlich keinen Einfluß auf ihre Entwicklung als Schauspielerin üben konnte, wie denn überhaupt nach meiner Ansicht und Erfahrung das Beste immer aus dem Innern kommen und nicht von außen angelernt werden muß. Sie blieb mehrere Jahre hindurch die Zierde des ernstesten Schauspiels (soweit solches jener Bühne gestattet wurde) und verließ endlich die Bretter, um — — in ein Kloster zu gehn.

War ich nun auch beim Königstädter nicht mehr angestellt, so blieb ich seinen Leistungen als warmer Anhänger doch unwandelbar getreu und ließ in meinem Enthusiasmus nicht nach. Ja, ich steigerte ihn sogar, weil

es mir nun vergönnt war, mich rücksichtslos ins Publikum zu mischen und dort meinem Herzen so recht Luft zu machen. Die Begeisterung für unser Opernpersonal ging bei mir bis zum Unsinn; ich kann es denen, welche mich ruhig beobachteten, nicht übelnehmen, wenn sie mein Benehmen für abgeschmackt und mich zuzeiten für einen Narren erklärten. Mein Zustand war ein exaltierter, unnatürlicher. Die Ereignisse der vergangenen Jahre mit ihrem raschen Wechsel von Gram zu jugendlichem Aberglauben, von Verzweiflung zur Hoffnung, hatten mein ganzes Nervensystem in Unordnung gebracht. Meine Reizbarkeit nahm täglich zu, und ein wildes Leben, welches Tag und Nacht durcheinandermengte, wird zur Beruhigung nichts beigetragen haben. Zu einer unparteiischen, freimütigen Ansicht konnt' ich mich nicht mehr erheben. Alles wurde mir Parteisache, in jeder Äußerung eines dem meinigen widersprechenden Urtheils sah ich persönliche Gegnerschaft; wenn einer sagte, der Tenorist Jäger gefalle ihm nicht, so hielt ich den, der es sagte, für meinen Todfeind. Diese traurige Stimmung, zunächst begründet auf körperlicher Krankheit, war noch gesteigert worden durch die Richtung, welche die gedruckte Kritik in Berlin genommen, seitdem Saphir sich derselben bemächtigt. Ich habe bis jetzt vermieden, diesen Namen auszusprechen, obwohl ich schon einige Male Veranlassung dazu gehabt, lediglich um, wenn ich ihn einmal genannt, im Zusammenhange und ohne Unterbrechung anführen zu können, was mich zunächst berührt, ohne auch nur im mindesten auf eine umfassende Würdigung seines Berliner Wirkens und Treibens eingehen zu wollen. Saphirs Namen begegnete ich zum ersten Male während unseres Aufenthaltes in Prag, wo ich, belastet von dem Bannfluche der gegen mich ergrimmten Schauspielerwelt, mit schlecht verhehlter Besorgnis der Folgen harrete, die mein Breslauer Zwist über mich und leider über meine arme Frau verhängen konnte. Da las ich ihn, den mir noch ganz un-

bekanntem Namen, unter einem Aufsätze in der Wiener Theaterzeitung, unter einem Aufsätze, welcher, offenbar im Interesse der Wiener Schauspieler geschrieben, deshalb auch gegen mich gerichtet sein mußte, aber mit einer Mäßigung, einer versöhnenden Milde, die wohlthätig nicht nur auf mich wirkte, sondern auch unbedenklich zur Beschwichtigung der ganzen Angelegenheit beitrug, um so mehr, als mir dadurch die Mittel in die Hand gegeben wurden, in dem nämlichen Blatte durch eine Erwiderung die meinerseits etwas hochgespannten Saiten anständigerweise herabzustimmen. In Wien fand ich Saphir sehr bald unter den übrigen Literaten, Rezensenten und Theaterfreunden; wir verkehrten viel miteinander und verübten gar manchen tollen und lustigen Streich in Gemeinschaft. Denk' ich jenes Saphir, wie er damals in Wien war, so erblick' ich ihn gar nicht als Rezensenten, seh' ihn nur als heitern Gesellen, aufgelegt zu allen Humoren und ausgestattet mit jener leichtsinnigen Frivolität süßlicher Gutmütigkeit, die nichts begehrt als: „L e b e n und leben l a s s e n!“ Nicht lange nach dem Tode meiner Frau kam er nach Berlin, wo ich ihn herzlich aufnahm und wo wir das Wiener Treiben fortzusetzen suchten — insofern das in Berlin überhaupt möglich ist. Aber die Unbefangenheit unseres geselligen Verhältnisses wurde bald beschränkt durch seine Pläne. Er war zu uns gekommen und wollte Wien* mit Berlin vertauschen, offenbar in der Aussicht auf eine ungebundenerere Entfaltung seines Talentcs und mit der Absicht, eine Zeitschrift zu begründen. Dieser Absicht setzte ich mich entgegen, wirklich und aufrichtig der Meinung, daß ein solches Unternehmen in Berlin keinen günstigen Grund und Boden

* Soeben fällt mir ein, daß Saphir zu jener Zeit Wien auf höheren Befehl verlassen mußte wegen der Streitigkeit, in die er mit einem dasigen Zensor verwickelt worden. Empfehlungsbriefe, welche Wiener Literaten ihm mitgegeben, stellten die Sache entschieden zu seinem Vortheile dar. [Anmerkung Holteis.]

finden werde, teils weil ich im allgemeinen nicht an Teilnahme dafür glaubte, teils weil ich an seinem Berufe zweifelte. Ich kannte nichts von ihm als einige jeanpaulisierende Aufsätze, die in schwülstiger und hyperpoetischer Manier durchaus nicht geeignet schienen, der Berliner Lesewelt Beifall und Teilnahme abzugewinnen. Aus diesen Gründen tat ich auch nichts, seinen Wünschen gemäß die Direktion des königstädtischen Theaters dafür zu stimmen, daß sie durch eine jährlich zuzusichernde U n t e r s t ü t z u n g die projektierte Zeitschrift basieren und sich in ihr ein günstiges Organ erwerben möge. Im Gegenteil, ich sprach mich d a w i d e r aus und handelte so vielleicht unklug, gewiß aber unfreundlich gegen Saphir, der sich mir mit ganzem Vertrauen zugewendet hatte. Auch darf ich nicht verschweigen, daß er sich d e s h a l b nicht von mir abwendete, vielmehr trotz meiner Teilnahmslosigkeit an seinen Entwürfen fortdauernd meinen Umgang suchte und mir unverstellte Herzlichkeit bewies. Es ist mir noch vollkommen gegenwärtig, wie und wann es zwischen uns zum Bruche kam. Er hatte eine Sommerreise gemacht—vielleicht um sein journalistisches Senkblei auch in einigen andern Städten prüfend auszuwerfen, und während seiner Abwesenheit war das kleine Denkbüchlein „Blumen auf das Grab der Schauspielerin Holtei“ erschienen. Über diese Sammlung lyrischer Totenklagen hatte Saphir, in der „Abendzeitung“ denk' ich, einen beurteilenden Aufsatz gegeben, der das Ganze pries und nur einige Beiträge meiner näheren Freunde persiflierte. Der Ton, den er allerdings unpassend für seinen Tadel gewählt, hatte mich verletzt. Nun kam er nach Berlin zurück, und wir begrüßten uns am Eingang des königstädter Theaters. Er brachte mir zum Zeichen, daß er außerhalb meiner gedacht, eine possierliche Tabaksdose als Geschenk mit, ich aber sprudelte ihm als Gegengabe meinen Groll wegen des bewußten Aufsatzes zu und mag wohl dabei das mir zustehende Maß überschritten und ihn verletzt

haben. Seit diesem Gespräch sahen wir uns selten, wurden immer kälter und fremder gegeneinander und waren, als der erste Januar des Jahres 1826 und mit ihm Saphirs „Schnellpost“ erschien, völlig getrennt.

Es ist bekannt, welches Aufsehen diese „Schnellpost“ anfänglich — nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland — erregte. Schon ihre ersten Nummern warfen meine Konjekturen als irrtümliche über den Haufen, und bevor wir noch rechte Zeit gewannen, daran zu glauben, war Saphirs Zeitschrift schon ein allgemein gefürchtetes Organ. Es vereinigte sich so vieles, ihm Förderung zu verschaffen. Das Bedürfnis der guten Berliner, ihr Durst nach Spott und Satire; die Schalheit der meisten Rezensionen in andern Blättern; Saphirs Talent, welches die Lacher, auch wenn er wider das Gute und Schöne zu Felde zog, stets auf seine Seite brachte; die Opposition des Hoftheaters gegen die Königstadt und umgekehrt; der oft lächerlicherweise zur Schau getragene Enthusiasmus für die Sontag; und endlich, was nicht vergessen werden darf, die Teilnahme, welche Männer wie Hegel, Gans, Willibald Alexis und viele andere der neuen Zeitschrift durch Rath und That gönnten.

Die Königstädter standen völlig verduzt, ich so recht eigentlich wie das Schaf, wenn das Wetter leuchtet. Schonung war nicht zu erwarten — von Saphir nicht! —, weder für unser Theater im ganzen noch für den einzelnen, der dazu gehörte. Die Sontag, Angely und ich, wir drei wurden vor allen seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mich zum Gegenstand seines Spottes zu machen. Das Wenigste davon hab' ich gelesen, denn ich fing damals schon zu begreifen an, daß man sehr festen Charakters sein müsse, um durch die Lektüre der Journale nicht in seinen Bestrebungen irregemacht oder doch verstimmt zu werden. Was ich aber zufällig las oder durch sogenannte Freunde zu hören bekam, enthielt gewöhnlich, wenn auch bittere,

feindselige, doch Wahrheit. Einige Male mußte ich trotz allem Arger über die mir gewidmeten Artikelchen selbst lachen, und insofern war ich besser daran als unser kleiner gallfüchtiger Angely, den der Grimm verzehren wollte. Das Publikum teilte sich bald in zwei Parteien, je nachdem es den Bühnen diesseits oder jenseits der Spree anhing; während eine Hälfte Herrn Saphir für den Antichrist erklärte, erhob die andere ihn und seinen Wert bis in den Himmel. Dieselben Personen aber, die sich des Abends weidlich im Theater ergötzt hatten, gingen am nächsten Morgen mit den frischen Nummern der „Schnellpost“ umher und wollten sich ausschütten vor Entzücken über die lustigen Einfälle, unbekümmert, wie tief diejenigen, denen sie galten, dadurch verletzt worden. Das erste Quartal der „Schnellpost“ war das Evangelium der Berliner. Ich habe Droschkenkutscher auf ihrem Boocke und Gemüseweiber vor ihren Körben sich daran erbauen sehen.

Im Mai kam Schall nach Berlin und wohnte bei mir. Saphir hatte ihn in Breslau besucht, und nun stellt' er mir die Frage, ob es mich kränken würde, wenn er in Berlin seinen Gegenbesuch machte. Ich war denn doch vernünftig genug, dies laut und mächtig zu verneinen — will aber nicht behaupten, daß ich es ganz gern gesehen hätte. Warum soll ich lügen? Bei einem fröhlichen Mahl, welches Saphir, Schall, Gans, Hegel usw. vereint, hatte der erstere sich dahin ausgesprochen, daß es ihm leid tue, mit mir in Feindschaft zu stehen, und Schall, dem es bequemer für seinen Lustaufenthalt schien, uns versöhnt zu wissen, proponierte mir seine Vermittlung. Es wäre klüger gewesen, dieselbe zurückzuweisen, klüger und würdiger; denn nach der Art, wie Saphir mich in seinem Blatte behandelt, mußte mein bereitwilliges Entgegenkommen den Verdacht auf mich ziehen, ich wollte durch eine Versöhnung künftigen Ausfällen entgegenarbeiten. Gott weiß, daß ich daran nicht dachte. Ich dachte an

nichts als an lustige Abende mit beiden. Ich nahm den Vorschlag an zum Schrecken und Entsetzen vieler Freunde, die über meine Inkonsequenz Wehe schrien. Niemand war dabei komischer als unser kleiner Albrecht. Er, der eingefleischte Königstädter, war vielleicht Saphirs schärfster Gegner und konnte ihm nie verzeihen, was er wider die Sontag hatte drucken lassen. Doch hatt' er zu viel Anhänglichkeit für mich und zu viel Hochachtung für Schalls ihm noch halb fremde Persönlichkeit, um sich offen auszusprechen, und so ließ er sich mit in das neu geschlossene Bündnis ziehen wie ein kaum beschwichtigter Hund, den man zwar streichelt, der aber fortwährend in verbissener Wut die Zähne weist und knurrt. Ich weiß nicht, wie Saphir dabei zumute war und ob in seinem Innern jede übelwollende Regung erstickt gewesen. Mich betreffend, vermißt' ich bei unserer Vereinigung die rechte Behaglichkeit und mußte mich zu übertriebenen Scherzen zwingen, um mich und die andern zu täuschen. Auch sollte die Freude nicht lange dauern. Derjenige, dessen Bonhomie dies flüchtige Band zusammengeschlungen, war bestimmt, es in einem Anfall von wilder Berserkerwut, wie solche Anfälle bei ihm bisweilen vorkamen, wieder zu zerreißen. An dem Tage, wo Henriette Sontag vor ihrer ersten Kunstreise nach Paris zum letzten Male in Berlin auftreten sollte, saßen wir, Schall, Saphir, ich und noch einige Freunde, in dem von Speisegästen überfüllten Café Royal. Das Gespräch drehte sich — und um was sonst? — um die Sängerin, um ihr Schicksal in Paris und um die Huldigungen, welche ihr von vielen Seiten für diesen Abend zugebracht waren. Ich rühmte mich meines tätigen Anteils an letzteren, denn mit nicht weniger als *s i e b e n* auszustreuen den Lobgedichten bewaffnet wollt' ich ins Feld rücken. Saphir, wie er immer getan, wenn wir auf dies Kapitel kamen, spottete meiner Entzückungen, und ich ließ das ruhig geschehen, weil er's stets in lustigen Worten tat.

Diesmal gab er dem Ding eine ernstere Wendung, indem er uns seinen Plan mittheilte, er wollte, wenn unsere dienstbaren Geister das Lob der Sontag von den Galerien herabflattern ließen, in dieses Wirbeldrehen poetischer Narrheit ein von ihm verfaßtes, an eine übel berufene Choristin gerichtetes Gedicht mengen und dadurch der Feierlichkeit einen lächerlichen Anstrich geben. Ehe ich noch Zeit gefunden, ihm darauf zu entgegnen, hatte sich Schall des Wortes bemächtigt. Ihm hatte ich schon seit einigen Tagen abgemerkt, daß es in seinem Innern kochte, und daß er etwas gegen Saphir auf dem Herzen trug. Nun kam es zum Ausbruch. Aber so heftig, so vulkanisch war die Eruption, daß nicht nur wir, die zunächst Sitzenden, sondern auch sämtliche an verschiedenen Tafeln speisende Gäste starr und stumm mit offenem Munde der Gewalt seiner zornigen Rede lauschten. Was nur irgend — mit Recht oder Unrecht — gegen Saphirs literarisches Treiben, besonders gegen seinen Krieg wider die Sontag, zu rügen war, das strömte im rauschendsten Redeflusse über des dicken Mannes Lippen. Ich will mich wohl hüten, auch nur einzelne Stellen aus diesem Straßsermon zu wiederholen, denn das mildeste Zitat könnte mir einen Injurienprozeß auf den Hals ziehen. Saphir war begreiflicherweise ebenso überrascht, ebenso bestürzt, ebenso stumm als alle übrigen Hörer. Meines Erachtens blieb ihm auch keine Wahl, er mußte für den Augenblick schweigen — oder er mußte eins der vor ihm liegenden Messer ergreifen und Schall durchbohren. Glücklicherweise zog er das erstere vor. Als Schall schwieg, lediglich weil er nicht mehr zu brüllen vermochte, erhob er sich und ging stolzen Schrittes durch die ihn anglohenden Zuschauer. Wir andern folgten ihm; Saphir blieb an unserem Tische allein zurück. Durch diese stillschweigende Erklärung war meine Trennung von dem Zurückbleibenden schroffer und feindlicher als vorher ausgesprochen; damit aber kein Zweifel darüber obwalte, schrieb ich ihm

ein förmliches Absagebriefchen, welches, soweit ich mich desselben noch erinnern kann, sehr kindisch und albern abgefaßt war, und welches er ruhig, fast wehmütig beantwortete, wobei nur zu bedauern, daß er den darin ausgesprochenen Versicherungen: „er werde nicht so feindselig, wie ich gegen ihn, gegen mich denken und verfahren“ bei seinen nächsten Journalartikeln untreu wurde.

Eigentlich war ihm — das seh' ich heute so deutlich ein, als ich es damals nicht einzusehen vermochte — himmelschreiendes Unrecht geschehen, denn als wir uns wieder mit ihm verbrüdeten, und als Schall sich bemühte, mich mit ihm zu versöhnen, wußten wir ja sämtlich, woran wir mit ihm waren, kannten seine Gesinnungen, kannten die Art seiner Polemik und hatten wahrlich keinen Grund, ihm nun plötzlich Vorwürfe zu machen über das, womit er niemals hinter dem Berge gehalten. Daß er die erlittene Schmach nicht ruhig hinnehmen konnte, war natürlich, daß er den Entschluß faßte, sich mit Schall zu schießen, und daß er allen Ernstes nach einem Kartellträger suchte, war ganz in der Ordnung; daß aber, sei es aus Unkunde in derlei Angelegenheiten, sei es, weil ihm kein determinierter Ratgeber zur Seite stehen wollte, der von ihm an Schall entsendete Bote der Philosoph Hegel war, gab der Sache einen unwiderstehlich komischen Anstrich. Wir hatten (wie denn auch Berlin seine Ansprüche an Krähwinkelei nicht sinken läßt) bereits von der projektierten Herausforderung vernommen, und Schall hatte mit zahllosen Witzzen über den Vorteil, den seine Leibsdicke dem Gegner einräume, sich willig erklärt, Satisfaktion zu geben; wir erwarteten fründlich Saphirs Sekundanten — da rollte eines Morgens, als wir beim Frühstück saßen, eine Droschke vor — und Hegel stieg aus. Obgleich wir uns gerade in meinem Arbeitszimmer befanden, hielt ich es doch für Pflicht, durch meine Gegenwart der Besprechung, die einige

Stunden währte, keinen Zwang aufzulegen, und zog mich zurück. Als mir das Resultat der langen Konferenz bekannt wurde, staunte ich freilich, aus Schalls Munde zu vernehmen, er habe sich durch Hegel bestimmen lassen, in einem an Saphir gerichteten Schreiben wegen seiner beleidigenden Hefigkeit um Verzeihung zu bitten, und Hegel habe dies Dokument gleich mitgenommen. Dieser Ausgang des Streites gab zu verschiedenen räthselhaften Auslegungen Anlaß, wie man denken kann; wer die Lösung derselben jedoch in Schalls Feigheit suchen wollte, würde sich schwer irren. Hegel, der in seinem Wesen kindlich einfach und gutmütig erschien, hatte bei Schall die schwache Seite zu treffen verstanden, sie hatten sich gegenseitig gerührt, und da es meinem dicken Freunde bequemer schien, ein Billettschen zu kriegeln als die Voranstalten zu einem Duell zu treffen, so hatte er in seiner Faulheit, die durch ein weiches Herz unterstützt wurde, den gewünschten friedlichen Weg eingeschlagen. — Auf die Bemerkung: „Man werde an seiner Courage zweifeln“, erwiderte er: „Wer das tut, daß ich es höre, den schlag' ich hinter die Ohren!“ (Und er war allerdings der Mann, diese That kräftig auszuführen!) „Abrißens können — — —“ sagte er.

Bevor er wieder nach Breslau heimkehrte (daß seine Pflicht als Zeitungsredakteur ihn mahnend rief, dürfte den Sorglosen nicht angetrieben haben, aber als der Verleger jener Zeitung keine Gelder mehr sandte, wurde die Rückreise dringend nötig gefunden), hatten wir noch gemeinschaftlich ein theatralisches Erlebnis, welches uns beide lebhaft anregte. Französische Schauspieler, aus Rußland oder Polen nach Frankreich zurückreisend, gaben auf dem Hoftheater zu Charlottenburg eine Reihe von Vorstellungen. Die erste, der wir beiwohnten, war die des Casimir Delavigneschen Lustspiels „Schule der Alten“. Der Zufall hatte auf dem Gesellschaftswagen, welcher uns beide nach Berlin zurückführte, eine ganze

Reihe berühmter Künstler und Gelehrten vereint; ich saß, wie mir gebührte, bescheiden im Hintergrunde auf der letzten Bank. Alle schienen mehr oder weniger erregt von der französischen Darstellung und wechselten pro oder kontra ihre Meinungen aus. Die Bildhauer Tieck und Rauch, Hegel, Raumer, Raupach, Gans, Ludwig Robert und andere ließen ihre Stimmen vernehmen — ich schwieg. Endlich rief Schall zu mir herüber: „Holtei, du bist ja ganz stumm; was sagst du denn dazu?“ Und ich erwiderte: „Ich bin außer mir vor Scham und Arger, daß eine französische Truppe, die, offenbar nur aus Provinzschauspielern zweiten Ranges bestehend, durch Zufall verbunden, um so viel besser und harmonischer zusammenspielen soll, als wir es jemals von den besten deutschen Schauspielern zu sehen gewohnt sind! Diese Leute ziehen ohne Leitung und ohne artistischen Vorstand dahin, spielen auf Teilung, was man im deutschen Schauspieleridiom eine „Schmiere“ nennt. Deutsche an ihrer Stelle würden sich zanken und prügeln, keiner seine Rolle wissen, keiner dem Ganzen sich fügen wollen; sie halten aneinander, als ob sie Mitglieder des feinsten Hoftheaters wären, und spielen mit- und ineinander, daß man sieht, sie sind sämtlich von dem Wunsche besetzt, etwas Harmonisches hervorzubringen. — Hol's der Teufel! Wir haben in Deutschland gar kein Theater!“ — Ich wurde schonungslos ausgelacht. Raumer und Hegel, dazumal große Männer des Berliner Hoftheaters, schalten mich herzlich, Schall wollte vor Lachen rückwärts über die Wagenlehne stürzen. — Nur Gans schüttelte den Kopf und sprach: „So ganz unrecht hat er nicht!“

Weimar! — Er!!

Ohne Empfehlung, ohne Anhaltspunkt, ein ihm kaum bekannter Name, darfst du es wagen? . . . ich hütete mich wohl, meine Gedanken laut zu denken; ich brummte sie

in mich hinein, ließ mir vom Wirt Papier geben, schrieb — ich weiß nicht was? — an des Herrn Geheimrats von Goethe Excellenz, bat als Durchreisender um eine Anschauungsaudienz, gab dieses Brieflein dem Lohnbedienten. Ich erwartete mit klopfender Brust die Wiederkehr des Lohnbedienten. Je länger dieser ausblieb, desto höher stieg meine Spannung, und die Reisegefährten staunten mich, den ungewöhnlich Schweigsamen, fragend an.

Zapfe kam, ich blickte nach seinen Händen, die, ach! keinen Brief für mich hielten. Er aber legte sich sanft lächelnd an meinen Stuhl und sagte leise, doch den Umstehenden vernehmbar: „Der Herr Geheimrat erwarten Sie morgen nach elf Uhr!“ Morgen! Und bereits hörten wir im Hausflur den schallenden Hufschlag der Pferde, die zur Weiterreise hinausgeführt wurden. Nun blieb keine Wahl. Ich bezahlte den Kutscher, ließ mein Gepäck abladen, nahm ein Zimmer, und — es war geschehn! Bis dahin hatt' ich nicht daran gedacht, daß ich es wagen dürfe und werde, mich zu Goethe zu drängen. Ein Zufall hatte mich jene meldende Anfrage schreiben lassen. Nun saß ich fest und befand mich in der tödlichsten Angst. Wie gern wär' ich dem Wagen gefolgt, als sie abfuhr! Ich blickte ihnen mit Sehnsucht nach. Und während Herr Oppenheim seine Angelegenheiten zu besorgen, Empfehlungsbriefe abzutragen anfang, saß ich nachdenklich und niedergeschlagen in der finstern Wirtsstube des Gasthauses „Zum Elefanten“, der alte Besitzer, Herr Schwanitz, mit mir.

Wer kannte ihn nicht? Wer kannte sie nicht, die räucherige, durch einen hölzernen Pfahl in ihrer Mitte zur ländlichen Schenke gestempelte Stube? An mir gingen im wachen Traume die Bilder derjenigen vorüber, die seit einer langen Reihe von Jahren hier eingelehrt, alle in der Absicht, alle in der Hoffnung: ihn zu sehen, den

Einzigem, Gewaltigen, diesen Herrscher im Reiche der Geister! Es ist ungeheuer, sich in die Macht zu denken, die er ausgeübt, länger als ein halbes Jahrhundert hindurch, auf jeden deutschen Geist, auf jedes deutsche Gemüt! Und wie? Warum nur Deutsche? Haben in jenem Gastzimmer nicht würdige Repräsentanten der verschiedensten kultivierten Nationen gelauscht und geharrt, bis ihnen die Kunde ward, daß sie sich dem Erschnten nahen dürften? Der alte Schwanitz müßte ein Maler gewesen sein! Aber ein Seelenmaler! Und dann, die Galerie jener Harrenden... Besorgnis, freudige Erwartung, Übermut, Arroganz, selbstzufriedene Eitelkeit, bescheidenes Verzagen, Heuchelei, Liebe, Entzücken... das gab' eine Musterkarte von innern Zuständen! So dacht' ich mir nun, was ich morgen sagen wollte oder was ich erwidern sollte oder wie ich beginnen müßte, wenn er schwiege, und so wär' ich vor lauter Gedanken ein Narr geworden, hätte sich nicht die Thür geöffnet, um Professor D. L. B. Wolff einzulassen, den ich aus Hamburg kannte, den ich aber nicht in Weimar vermutete. Er wußte mir mancherlei zu erzählen und weihte mich gewissermaßen in den Zauberkreis ein, den ich morgen betreten sollte. Und ich war mit vielem, was er mir erzählte, gar nicht zufrieden; noch weniger mit der Art und Weise seines Vortrags. Er sprach, indem er von jenem Hause „auf dem Plan“ redete, wie von einem Hause, in welchem Menschen wohnen; schilderte ihre häuslichen Verhältnisse, den Konflikt ihrer irdischen Naturen mit der Wirklichkeit, ihre Stellung zu Weimar! ... Das war mir nicht recht. Wie ich an jenem Nachmittage gestimmt war, hätte mich nur eine homerische Schilderung großartigen Götterlebens befriedigen können.

Nun gingen wir in den Park. Mir kam es vor, als hätt' ich in prophetischem Traume oder in meiner Kinderzeit diese schönen Anlagen schon einmal durchwandert — so oft hatt' ich davon sprechen, so viele Szenen, die

auf jenen Plätzen durchgespielt wurden, lebhaft beschreiben hören!

Als wir an den Stein gelangten, dem die bekannte Inschrift:

„Die ihr die Felsen bewohnt und Bäume, einsame Nymphen usw.“

eingegraben ist, und die Zeile las:

„Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.“
war es mir doch, als ob eine Mythologie weimarer Zustände vor mir aufstiege! Die Verse nahmen sich hier ganz anders aus als auf dem Papier. Ob man die großen Dichter vielleicht erst dann verstehen lernte, wenn man sie nicht mehr aus Büchern zu lesen brauchte? Wenn man sie — „tönenden Rhapsoden“ gleich — selber hörte? Oder wenn wie hier die Felsen ihre Worte trügen? Oder wenn der Wald sie rauschte?...

Professor Wolff führte mich zuletzt in einen geschlossenen Garten, eine Art von Erholungs- oder Harmoniegesellschaft war dort versammelt. Man trank Bier, man rauchte, man schob Regel, sogar acht um den König und alle neun! Mir wollte gar nicht in den Kopf, daß ich in Weimar sei. Mehreren Herren wurd' ich vorgestellt, unter andern dem Oberkonsistorialdirektor Peucer, einem besonderen Gönner französischer Muse. Paris mußte herhalten und gab Stoff zu Gesprächen.

In einer von uns entfernten Gruppe bemerkt' ich einen eleganten Mann in feiner Kleidung mit vornehmen Manieren, dessen Gesicht, besonders Augen, Stirn und Nase, mir bekannt schien. Es störte mich, fortwährend nachsinnen zu müssen, wo ich ihn schon gesehen haben könnte, und als ich endlich nach seinem Namen fragte, hört' ich ihn Herrn Kammerrat August von Goethe nennen. Eh ich's noch verhindern konnte, bemächtigten sich mehrere Personen der meinigen, um mich zu ihm hinzuführen. Er empfing mich gemessen und kalt. Ein eigentliches

Gespräch war nicht anzuspinnen. Jeder Andeutung auf seinen Namen und auf alles, was daran sich knüpfen könnte, wich er entschieden, fast unhöflich aus. Vielmehr stimmt' er einen burschikosen Ton an, erzählte unanständige Berliner Wize, zwang mich gewissermaßen darin fortzufahren und affichierte eine Roheit, die mir mißfiel und mich abstieß. Von jenem Abend an sucht' ich ihm fernzubleiben, ließ seine freundlichen Annäherungen unerwidert, und erst bei meinem zweiten, längeren Ausenthalt gab es der Zufall, daß wir uns fanden, daß ich in ihm kennenlernte, was mir ihn teuer machte, daß wir vertraute Freunde wurden. Ich werde die Pflicht erfüllen, die ich gegen den Verstorbenen habe, ihm vor den Augen der Welt die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihm — freilich zum Teil durch seine eigene Schuld — nicht werden sollte, als er lebte. Gewiß hat er selbst das meiste dazu beigetragen, daß alle Leute mit ihm zerfielen; er forderte in krankhaftem Trotz die üble Meinung heraus. Das erfuhr ich ja an mir selbst, denn durch seine erste Begegnung ward mir mein erster Tag in Weimar total verdorben; ich brachte einen garstigen Abend auf meinem Zimmer zu, und jene Erwartungen für den andern Tag waren genugsam herabgestimmt worden, um mich wenigstens ruhig schlafen zu lassen. — Der Morgen brach an, aber er wollte nicht vergehen. Die Langeweile der Ungeduld macht' ihn für mich zu einem Jahre. Während ich nun mit mir selbst kapitulirte, wie ich mich bei Goethe einführen und wie ich am besten vermeiden könnte, eine gar zu alberne Figur zu machen, erinnerte ich mich plötzlich, daß ich ihm schon früher einige meiner versifizierten Versuche zugesandt, und daß er mir durch unsern Wolff, sein ehemaliges theatralisches Schoßkind, einige majestätisch-huldreiche Floskeln über das kleine Versspiel „Die Farben“ hatte zustellen lassen. Er hatte, von meinen Arbeiten mit jenem redend, den bezeichnenden Ausdruck gebraucht: dieser

Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papier; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen! — Vielleicht, dacht' ich, gibt das den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch — denn meine Angst, daß er nicht reden werde (man hatte mir in Weimar zugeflüstert, er gäbe bisweilen, wenn er übler Laune sei, dergleichen stumme Audienzen!), war fürchterlich. Und mit dieser Angst macht' ich mich fünf Minuten vor elf Uhr in Gottes Namen auf den Weg — eigentlich in mir selbst noch nicht ganz sicher, ob ich nicht schleunigst umkehren, mich krank melden lassen und mit Extrapost abreisen solle.

Es schlug elf Uhr, als ich im Empfangszimmer stand, und ich blieb, nachdem der Diener mich hineingeschoben, einige Minuten mir selbst überlassen, die schlechteste Gesellschaft, in der ich bleiben konnte, denn ich fühlte mich von einem Moment zum andern immer dümmner werden. Jede Spur von Begeisterung erlosch, die feierliche Rührung, die ich vorher empfunden bei dem bloßen Gedanken, daß ich den Dichter des „Götz“, der „Iphigenie“, des „Wilhelm Meister“ von Angesicht sehen würde, machte bornierter Verlegenheit Raum; mir war, als hätt' ich Geschäfte bei einem wirklichen Geheimen Oberregierungsrat im Departement der außerordentlichen Steuern und Abgaben.

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie auch einmal zu sehen bekomme!“ Mit diesen Worten trat er ein und nahm, nachdem er mich zum Sitzen genötigt, neben mir Platz.

Verbindliche und möglichst schön gestellte Redensarten von meiner Seite schienen keinen Eindruck zu machen; wenigstens lockten sie keine Erwiderung hervor. Er führte den in irgendeinem Wohlgeruch gebadeten Zipfel seines weißen Tuches von Zeit zu Zeit an die Nase und ließ mich sprechen. Drei- oder viermal erneute ich den Angriff, immer prallt' ich wie von einer steinernen Mauer

wieder ab. Je geistreicher ich zu sein mir Mühe gab, desto abgeschmackter mag ich ihm wohl geschienen haben, denn es dämmerte in mir selbst so etwas vom Bewußtsein eigener Gebrechlichkeit auf. Ein guter Geist gab mir die Erinnerung ein, daß ich in Paris den Duvalschen „Lasso“ spielen sehen, den macht' ich zu meinem Zauberstabe — und siehe da, der Fels gab Wasser. „Aus Paris kommen Sie? Und was machen untre Freunde, die Globisten?“ (Mitarbeiter an dem Journal „Le Globe“.) — Auf diese Frage wußt' ich freilich verzweifelt wenig zu antworten, aber da sie andere Fragen erzeugte, in deren Beantwortung ich besser bestand, so kam doch bald einiges Leben in die einsame Stunde. Ich fühlte wieder Grund und Boden unter meinen Füßen. Je mehr ich mich gehen ließ, meinem natürlichen Wesen getreu, ohne weitere Ansprüche auf zarten Ausdruck, desto lebendiger wurde der alte Herr. Einige Male tat er, als ob er lachen wollte; und als ich ihm erzählte, daß ein französischer Kritiker nach Aufführung des Duvalschen „Lasso“ geschrieben hätte: „Monsieur Alexandre Duval, en estropiant le ‚Tasse‘ de Schiller“, da lachte er wirklich. So wurde denn aus den zehn Minuten, die ich mir als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch genug durchplauderte Stunde. Als es zwölf Uhr schlug, erhob er sich und sprach: „Wenn der Prophet nicht zum Berge kommt, so muß der Berg zum Propheten kommen; da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen die höchsten Herrschaften mir die Gnade — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen!“ Dabei gab er mir ein Entlassungszeichen, welches ich, da ich nun erst in Zug gekommen war und gern noch weiter geplaudert hätte, wahrscheinlich mit sehr unzufriedener oder betrübter Miene aufnahm. Als ich schon an der Ausgangstür stand, rief er, als ob er bemerkt hätte, wie schwer mir das Scheiden wurde, mich noch einmal zurück und sagte: „Wollen Sie

mit uns speisen, so werden Sie um zwei Uhr willkommen sein!“

Wie ein Abiturient, dem der Gymnasialdirektor zugeflüstert hat, daß er Nummer I. mit Auszeichnung bekommen werde, so vergnügt sprang ich über die Schwelle der Haustür, den bunten Teppich, welcher bereits den Prinzessinnen zu Ehren dort ausgebreitet lag, kaum berührend, und als ich die mit Isabellen bespannte Hofkarosse um die Ecke biegen sah, grüßte ich so verklärt, triumphierend und hutschwenkend in den Wagen hinein, daß die darin sitzenden Hoheiten mich zweifelsohne für einen Narren gehalten haben.

Goethes Schwiegertochter Ottilie war unpäßig; statt ihrer erschien deren Schwester, Fräulein Ulrike von Pogwisch, bei Tafel. Außer August von Goethe waren noch ein paar Herren zugegen — meines Bedünkens der Kanzler von Müller und Professor Riemer. Der Alte sprach viel und trank nicht wenig. Die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension. Das Dessert stand noch nicht auf dem Tische, als ich mich schon vollkommen eingebürgert sah. Ich redete, was mir in den Sinn kam, ohne Bedenken, ob es in Goethes Kram taugte oder nicht. Dies Verfahren beobachtete ich bei späterem Aufenthalte, wo ich häufig auch in größerer Gesellschaft dort speiste, unerschütterlich und kam damit am besten fort. Denn ob ich mir gleich bisweilen (wie man sich auszudrücken pflegt) das Maul verbrannte, entging ich doch dem Vorwurf der Ziererei, den so viele in ähnlicher Lage auf sich geladen haben. Gegen Ende der Tafel traten die Enkel Walther und Wolf, zwei muntere Knaben, ein und gaben, vom Großvater aufgemuntert, allerlei Schwänke zum besten. Unter anderm sangen sie auch einige Lieder aus meinen auf der Bühne gegebenen Stücken. Der Alte sagte dann, indem er ihnen Näschereien reichete: „Nun, seht euch einmal diesen Mann an; das ist der, welcher das dumme Zeug gemacht hat!“

— Professor Wolff führte mich zu der allverehrten und dieser Verehrung so würdigen Johanna Schopenhauer; eine Frau, mit welcher mich späterhin ein dauerndes, bis an ihren Tod festhaltendes Band aufrichtiger und anhänglicher Freundschaft vereinte, die jedoch, als ich zuerst bei ihr erschien, nicht verhehlen konnte, daß ich einen fast unangenehmen Eindruck auf sie machte. Es ging ihr mit mir, wie es mir mit August Goethe ging. Sie fühlte sich von mir abgestoßen, wie ich von ihm, und näherer Bekanntschaft erst war es vorbehalten, diese Antipathien in Sympathie zu verwandeln. Mehrmals in meinem Leben hab' ich ähnliche Erfahrungen gemacht, und mehrmals hat es sich bestätigt, daß Verbindungen, die, aus allmählich steigender Theilnahme hervorgehend, sich langsam befestigten, dauernder blieben und inniger wurden als jene, die der Augenblick in heftiger Neigung geschlossen. Sie selbst gestand mir, als wir uns genauer kennengelernt, mit herzlichem Lachen, daß mein „studentartiges“ Wesen sie zurückgeschreckt, ja, daß sie mich für einen „recht anmaßenden Berliner“ gehalten habe. Dennoch verschmähte sie nicht, für den nächsten Abend über mich zu verfügen, und machte mich vor einer großen Gesellschaft, in der „ganz Weimar“ auf den Beinen war, lesen. Dieser Abend und auch ein anderer ähnlicher beim Geheimrat von Müller hatte günstigen Erfolg. Denn von ihnen ging das Projekt aus, mir für den folgenden Winter ein Abonnement auf eine ganze Reihe ähnlicher Vorträge zu ordnen; und ihm verdanke ich jenen zweiten längeren Aufenthalt in Weimar, der mir schöne Tage bot und zu dem der diesmalige erste eben nur ein einleitender und vorbereitender Prolog gewesen. Herr Geheimrat von Müller war es zunächst, der im Verein mit Frau Schopenhauer die einmal angeregte Idee festhielt und sie unter Goethes zustimmender Beförderung verwirklichte. Davon wie von meinem Verkehr im Goetheschen Hause zu seiner Zeit. Für diesmal wurde die frohe

Aussicht, noch öfter in sein Angesicht zu schauen, unerwartet vereitelt. Irgendein unangenehmer häuslicher Vorfall, eine kleine Familienszene, machte ihn verdrießlich, und er sprach diesen Verdruß zum höchsten Erstaunen des Hofes und der ganzen Stadt dadurch aus, daß er urplötzlich, vom raschesten Entschlusse getrieben, seine Wohnung mied und das „Kleine Gartenhaus am Park“ bezog. Mit diesem feinen Verehrern völlig unerklärlichen Wechsel des gewohnten Aufenthaltes war denn auch der Wille, allein und ungestört zu bleiben, entschieden ausgesprochen; und ich würde Weimar verlassen haben, ohne ihn noch einmal zu sehen, wenn nicht Eckermann in seiner unerschöpflichen Gutmütigkeit mir ein Abschiedsstündchen vermittelt hätte. Hab' ich mir's nur eingebildet oder hatte der unerforschliche Greis im ländlichen Häuschen andere Formen angenommen — mir erschien er, als ich mich dort einfand, zugänglicher wie in den städtischen Räumen, milder, mittheilender. Als ich ihm das Erstaunen schilderte, in welches diese seine Übersiedelung Weimar versetzt habe, sagt' er mit einem fast wehmütigen Ausdrucke: „Wir haben hier in diesem Gartenhäuschen tüchtige* Jahre verlebt, und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wo es begonnen.“ Eine solche Andeutung aus seinem Munde erschien den ferneren Umgebungen, als ich davon erzählte, fast unglaublich; denn er stand in dem Rufe, dergleichen immer und sogar ängstlich zu vermeiden. Ich glaube dieser Behauptung — was ich mit Beispielen belegen will — widersprechen zu dürfen; ich habe ihn bisweilen ganz absichtlich auf das Unvermeidliche, auf den Tod, Bezug nehmen hören, so daß ich fast glaube, jene Meinung, er

* Ich habe mir immer, wenn ich bei Goethe war, aufgeschrieben, was er gesprochen, und bin deshalb, wenn ich von ihm rede, sicherer über meine Erinnerungen als über irgend etwas, wovon auf diesen Blättern berichtet wird. [Anmerkung Holteis.]

fürchte, davon zu reden, sei mehr aus der Besorgnis derjenigen hervorgegangen, die ihn durch eine mißfällige Silbe zu verletzten Anstand nahmen; wie ja auch ein regierender Fürst manchmal entgelten muß, was nicht seine eigene Engherzigkeit, sondern lediglich rücksichtsvolle Peinlichkeit derer verschuldet, die mit ihm umgehen dürfen.

Eine höchst erfreuliche Lebendigkeit wurde jener Woche in Weimar dadurch verliehen, daß der jüngere Ampère, auf seiner deutschen Bildungsreise begriffen, eben dort verweilte und mich durch geistreiches Gespräch immer wieder in das kaum verlassene Paris versetzte. Mit ihm, Eckermann und August Goethe zog ich in der Nacht vor der Abreise noch einmal durch den blühenden Park, den sanftes Mondlicht erhellte. Wir traten unter die Fenster des Gartenhauses. Ampère und ich blickten mit tränenfeuchtem Auge hinauf und wären am liebsten stehen geblieben, bis die Sonne den Mond abgelöset. „An dieser Stelle, um diese Stunde“, sagte Ampère, „begreif’ ich vollkommen die ‚deutsche Sentimentalität.“

Ehe wir Abschied nahmen, händigte uns Dr. Eckermann jedem ein Exemplar der Jubiläumsmedaille mit Goethes Brustbild ein, in seinem Auftrage, und war so gütig, mir auf besonderes Ersuchen noch ein schriftliches Zeugnis beizulegen, daß dies Geschenk wirklich aus Goethes Händen komme und wirklich mir bestimmt sei, denn ich fürchtete, in Berlin könnte man’s neidisch bezweifeln wollen. Eckermanns Benehmen vermag ich gar nicht genug zu preisen. Wie nah er seinem angebeteten Meister immer stand, in wie innig geistigem Verkehr mit ihm er lebte — doch erschien er dem Fremden nie als ein unselbständiger, heuchlerischer Vergötterer, der unbedingten Götzendienst einzuführen beabsichtigt. Er freute sich herzlich, mit kindlicher Gemütlichkeit an der Verehrung, die man Goethe zollte, aber er wurde nie empfindlich, wenn man sich befremdet über mancherlei Bun-

berlichkeiten äußerte, ertrug jeden Einwurf und zeigte, wo Mißverständnisse eintraten, immer nur das Bestreben, zu schlichten, gutzumachen, zu beruhigen. Seines eigenen poetischen Talentes wohl bewußt, trug er dies Bewußtsein niemals zur Schau, gönnte vielmehr jedem andern, daß dieser sein Licht, sei es auch nur ein Kreuzerkerzchen, in Weimar leuchten lasse, und nur in Stunden intimster Vertraulichkeit, wo er sein Innerstes öffnete, sprach er das heilige „anch' io sono“ mit stiller Wonne aus. Goethe ließ ihn lange warten, bis etwas für seiner äußeren Existenz Begründung geschah. Eckermann hat dies geduldig ohne Murren ertragen, durch regen Fleiß und mühselige Tätigkeit — er unterrichtete namentlich junge Engländer — seine Freiheit siegreich bewahrt und ist vielleicht der einzige in Goethes nächster Umgebung geblieben, der in äußersten Fällen dieser selbständigen Freiheit zu Ehren männlich trogen konnte**, wenn er eben seine Ehre gefährdet glaubte. Wie wohlthätig er auf die oft gestörten häuslichen und Familienverhältnisse gewirkt, wie diskret er, der in alles eingeweiht war, auch dann geblieben, wenn er Ursache hatte, sich zu beklagen, wie liebevoll er zwischen Vater und Sohn gewaltet — dies zu erörtern ziemt mir nicht, wennschon es anzudeuten ich mir nicht habe versagen können.

Der Rückblick auf die in Weimar verlebten Tage war im allgemeinen ein für mich freudiger und erhebender. Nicht nur, daß ich Goethes Gunst gewonnen und in seinem Hause gern gesehen war, ich hatte mir auch sonst viele neue Bekanntschaften und mit ihnen persönliche Zu-

* Anch' io sono pittore: Auch ich bin Maler.

[Auspruch Correggios.]

** Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in Weimar im Winter 1828 sah ich ihn nicht ein einziges Mal im Goetheschen Hause, weil er, durch irgend etwas verlegt, sich zurückgezogen hatte. — Aber auch in dieser Zeit ging nicht eine Silbe über seine Lippen, die eine Veränderung der unerschütterlichsten Treue und Verehrung für den Meister kundgegeben hätte.

[Anmerkung Holteis.]

neigung, meinem Talente Geltung erworben. Diese mir günstige Meinung sprach sich so deutlich aus, daß der bereits erwähnte Plan, auf längere Zeit wiederzukehren, unverkennbare Zustimmung fand, und ich knüpfte daran um so süßere Hoffnungen für die Wiederkehr, weil die milden Frühlingslüfte nicht an mir vorübergezogen waren, ohne im Herzen eine junge Neigung zu erwecken, die wenigstens — wie der letzte Tag mir verkündet — nicht gänzlich unerwidert blieb. So umgaben mich frohe Bilder, die ich mit mir nach Berlin nehmen sollte! — Nur auf einem derselben weilte ein dunkler Schatten, für mich um so dunkler, da es das Bild eines Mannes war, den ich im deutschen Herzen und Gemüt aufrichtig verehrt, seit ich zum ersten Male seinen Namen nennen, seinen Wert schildern hörte. Der Großherzog Karl August, dieser hochherzige Fürst, der

„Die Stadt im Kleinen Raume
Zur Lehrerin der Welt“

gemacht, und dem ich in einer jener geistvollen, anmutigen Soireen bei Frau von Hengendorf* vorgestellt worden war, hatte mir, seiner huldreichen und von jeder Regung des Hochmutes freien biedern Weise entgegen, eine so schroffe, absichtliche Zurückhaltung und Kälte gezeigt, daß ich davor erstarrt — und verstummt war; um so auffallender, da er dem gleichfalls anwesenden Ampère die sichtbarste Zuvoorkommenheit erwies. Ich hätte angenommen, daß ihm mein Vortrag einiger Akte eines Shakespeareschen Schauspiels, wozu ich aufgefordert worden, mißfallen, und mich am Ende dabei beruhigt, wäre nicht während des Lesens seine Aufmerksamkeit gespannt und seine beifällige Teilnahme ersichtlich geblieben. Ich konnte mich nicht darüber täuschen, seine Abneigung war eine nur persönliche, und wie ich mir auch den Kopf zerbrach,

* Die Schauspielerin und Freundin des Herzogs: Karoline Jagemann.

unmöglich vermocht' ich etwas zu ersinnen und ausfindig zu machen, wodurch ich, der Fremde, ihm Unbekannte, so entschieden sein Mißfallen auf mich gezogen.

Das Rätsel sollte sich erst ein Jahr nachher, wo ich wieder in Weimar war, lösen. Ein Freund, der die Spur der Sache lange mühsam verfolgt, entdeckte mir den Zusammenhang. Das war denn freilich kein tröstlicher. Ich hatte vollkommen richtig gesehen, hatte mit scharfem Ahnungsvermögen herausgeföhlt, was alle Anwesenden mir damals abstreiten und weggleugnen wollten: mir, dem Menschen, nicht dem Künstler, galt die Abneigung des edlen Fürsten. Ich kann und darf, ohne Personen und Verhältnisse zu beröhren, an welche meine Geburt, meine Kindheit, mein Geschick sich knüpfen, und welche ich im Laufe dieser Mittheilungen sorglich verhüllt habe, nichts Näheres über diesen Gegenstand sagen, auch möchte der Zusammenhang jedem anderen gleichgültig erscheinen; doch ist es mir stets wunderbar vorgekommen, daß ein vielleicht ohne Absicht hingeworfenes Wort, eine zufällige Äußerung manchmal so tiefe Wurzel fassen und nach Jahren noch bittere Früchte tragen könne.

Da wär' ich nun wieder in meinem lieben Berlin. Reich an neuen Ausichten, Absichten, Plänen, Erwartungen und alle Taschen voll von Entwürfen, poetischen Arbeiten, literarischen Anregungen. Ein wahrer Durst nach Lätigkeit erfüllte mich, ich brannte vor Begier, mich hervorzutun! Und ich wöhnte mich mit genügenden Kräften dazu ausgerüstet. War ich auch noch jünger an Besonnenheit und männlicher Haltung, als ich meinen Jahren nach hätte sein müssen, so war ich doch minder Knabenhaft und kindisch, als ich gewesen, wie ich Berlin vor einem Jahre verließ. Ein freierer Blick in die weite Welt hatte günstig auf mich gewirkt. Ich kam reifer zurück!

Nun eigentlich begann mein Leben! —



Berlin gefiel mir im allgemeinen nicht mehr so gut als vor meiner französischen Reise. Ich hatte aus Paris einen neuen Maßstab für großstädtisches Leben mitgebracht; dieser wollte hier nicht immer passen.

Da waren es denn zunächst zwei Häuser, in denen ich Ersatz fand für jenen höheren Zustand von Pariser Geselligkeit, zwei Häuser, welche bei gründlicher Verschiedenheit ihrer Richtung doch in einem sich begegneten: in freisinniger Gastlichkeit und in dem Bedürfnis, derselben offenzustehen ohne Rücksicht auf Rang und Stand, lediglich mit Beachtung geistiger Vorzüge und Talente. Merkwürdig genug sind aus diesen beiden Häusern, beide jüdischen Ursprungs, zwei Männer hervorgegangen, welche als berühmte Künstler einen hohen, wo nicht den höchsten Rang in der deutschen Musikwelt einnehmen und deren Ruf und Name von Paris nach London klingt. Und wie diese beiden gewissermaßen die äußersten Pole in Ausübung ihrer Kunst bilden, so waren auch damals schon ihre Vaterhäuser Repräsentanten des verschiedenartigsten Geschmacks, der widerstrebendsten Ansichten. Zwar glänzte Meyerbeer noch nicht auf der hohen Stufe europäischen Ruhmes, auf welche ihn seitdem sein „Robert“ und seine „Hugenotten“ gehoben, zwar stand der Komponist des „Paulus“, Herr Felix Mendelssohn-Bartholdy, damals noch im zartesten Jünglingsalter, aber schon bezeichneten beide zwei sich entgegengesetzte Puffsancen, die durch viele sie umgebende Verehrer und prophetische Verkünder ihrer Zukunft fast zu Parteien wurden. Meiner gänzlichen Unfähigkeit, in musikalischen Sachen ein *F r i t i s c h e s* Wort mitreden zu können, verdank ich die Erlaubnis, wie der Blinde von der Farbe ins Zeug hinein rücksichtslos zu schwätzen, und es wird Meyerbeer weder schmeicheln, noch Mendelssohn verletzen, wenn ich unbefangen, meinen lebhaften sinnlichen Eindrücken folgend, zur bunten, hoch flatternden Fahne des Mannes schwöre, der den vierten Akt der „Hugenotten“

komponiert hat. Doch soll mich das nicht abhalten, mit innigem Danke der schönen Abende zu gedenken, die ich in Mendelssohns elterlichem Hause hatte verleben dürfen, wo alles, was sich in Berlin durch Geist, Genie und Bildung auszeichnete, ab und zu ging und wo ich eine Zeit hindurch heimisch war. Die Töchter des Hauses, ihrer vortrefflichen Eltern ebenso würdig in weiblicher Art und Richtung, als es Felix in künstlerischem Streben nur immer sein konnte, zeichneten sich meines Erachtens vor vielen unterrichteten und allseitig gebildeten jungen Damen hauptsächlich dadurch aus, daß sie der fröhlichen Unbefangenheit niemals entsagten, und daß in dem um sie versammelten, durch sie geschmückten Kreise jeder Scherz Geltung, jeder lustige Einfall, mocht' er auch in das Gewand kindischer Albernheit gehüllt sein, Anerkennung fand. Von den Beschwerlichkeiten, die der Mensch in sogenannten geistreichen Zirkeln auszustehen hat, wo jedes Wort auf die Waage gelegt, jeder Blick berechnet, jede Miene beobachtet werden muß, war bei Bartholdys keine Spur zu finden. Man ließ sich gehen, und wer nur nicht aus den Schranken geselliger Sitte wich, war willkommen; wer mit einer Dummheit durchfiel, wurde verdientermaßen ausgelacht — und wenn er mitzulachen verstand, blieb er in Ehren.

Noch eines anderen Gastes, einer literarisch-kritischen Celebrität, ist hier Erwähnung zu tun, den ich bei meiner Rückkehr aus Frankreich bereits in Berlin dort in mehreren Zirkeln, namentlich auch bei Mendelssohns und und Beers, gefunden hatte. Ich meine August Wilhelm von Schlegel. Mit Bedauern entdeckte ich, daß eine von ihm zur Schau getragene Geckenhaftigkeit, die sich in weibisch eitlen Aufputz und halb kindischer Spielerei mit seinem Ordenskram gefiel, manchen sehr subordinierten Mitgliedern der Berliner Gesellschaft Gelegenheit wurde, ihn zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen. Ich bin einer solchen Undankbarkeit niemals teilhaftig geworden und

habe mir stets in gehorsamer Andacht seine bisweilen allerdings langweiligen oder prahlhaften Auseinandersetzungen angehört, weil ich von jener angefochtenen Persönlichkeit den geistigen Heros nicht trennen wollte noch konnte, der uns so viel Großes, Schönes, Wahres gesagt, der unsere poetische Sprache geschmückt und veredelt, der uns einen deutschen Shakespeare gegeben. Mochte er im Verlaufe jener peripathetischen Dialoge, die wir, Hüte unterm Arm und Leetassen in der Hand, in Fensterbrüstungen oder Saalwinkeln öfters pflogen, mich immerhin versichern, seine früheren Bemühungen seien Kinderei, jetzt erst, seitdem er indischen Boden umackere und pflüge, erwerb' er wahre Verdienste, aber die deutsche Nation sei durch ihre Teilnahmslosigkeit solcher Mühwaltung unwürdig und was dergleichen Behauptungen mehr waren — ich ließ mich dadurch nicht irremachen; ich ließ den neuen alten Schlegel reden und hielt mich in meinem Herzen an den alten alten, das heißt an den jungen, der jung und deutsch bleiben wird, solange deutsche Sprache blüht. Einmal muß' ich ihm dennoch untreu werden, das heißt, ich flüchtete tief beschämt — beschämt in seine Seele hinein! — aus einer großen Gesellschaft, sein Gespräch und seine Nähe vermeidend. Er hatte den Wunsch geäußert, oder vielmehr er hatte eingewilligt, vor einer ausgesuchten Versammlung als Vorleser aufzutreten; will sagen als deklamatorischer, irgendein dramatisches Werk reproduzierender (denn ästhetische Vorlesungen, antiquarische über bildende Kunst oder dergleichen, ich weiß es nicht, hatte er bereits im Saale der Singakademie gehalten!). — Das Beersehe Haus, stets bereit für schöne Zwecke, ließ sich auch hier die Gelegenheit nicht entgehen, seine Hallen zu öffnen, und da ein milder Frühling blühte, so waren Blumen- und Gewächshaus nebst den daranstoßenden Räumen sinnig für diesen Zweck geordnet und geschmückt worden. Es wimmelte von Eingeladenen; was in Berlin nur fait

von Kunst, Poesie, Literatur und Wissenschaft machte, drängte sich da zwischen vornehmer und reicher Welt umher. Schlegel bestieg den für ihn gebauten Thron, zog seine Lorgnette vor und begann den „Hamlet“, von dem er den ersten Akt, und dann Calderons „Andacht zum Kreuze“, von der er gleichfalls den ersten Akt, dieses kolossale, nie erreichte, wundersame Meisterstück dramatisch-theatralischer Exposition, vortrug. Was soll ich's leugnen, er machte seine Sachen herzlich schlecht. Von Benützung der schwachen Mittel, des gebrechlichen Organs, war durchaus nicht die Rede; von künstlerischen Intentionen konnte nichts zur Anschauung kommen, weil er nicht im Flusse zu bleiben vermochte, sondern sich genötigt sah, mit seinem Augenglase immer wieder die Stelle im Buche aufzuspüren, bei der ihm der Atem ausgegangen war und wo er sich zu erholen den Blick in die Höh' gerichtet. Er war halt ein alter Herr, der da in den Versen herumstümperte. — Aber in was für Versen! In den Versen, die er gebildet, durch die er uns den Geist großer, unsterblicher Dichter, der Zierden zweier großer Nationen, so unnachahmlich wiedergegeben. Dabei blieb ich, daran hielt ich fest, und während meine Umgebungen auf echt berlinische Weise spöttisch lächelten, flüsteren und die lieben Damen mit den verwünschten seidnen Mantillen und Tüchern ungeduldige Unruhe rauschten, über die Sessel hin und her rutschend wie Schuljungen in der Klasse, wenn es drei Viertel auf zwölf geschlagen — senkt' ich meinen Blick zu Boden und versuchte, obgleich nicht ohne Mühe, der Verehrung für Schlegel auch heute treu zu bleiben. Als er geendet und ein erzwungenes obligates Applaudieren von denen, die ihm zunächst saßen, mit sichtbarer Anstrengung geleistet war, brach das bis dahin schwer gehegte Wild durch die Umzäunung ins Freie, und im Garten bildeten sich unterschiedliche Gruppen, deren eine sich die undankbare Aufgabe stellte, mein Talent für dramatische Rezitation auf Kosten des soeben

Durchgefallenen zu erheben. Nie sind mir derlei oberflächliche Redensarten alberner erschienen als an jenem Abende, und ich konnte mich nicht enthalten, einem berühmten und vielgepriesenen Manne, der mir mit diplomatisch herablassender Süßigkeit sagte: „Heute haben Sie einen wahren Triumph gefeiert“, ziemlich verb zu erwidern: „Herr Geheimrat, von einer Vergleichung zwischen Herrn von Schlegel und mir darf in artistischer Beziehung wohl nicht die Rede sein, denn er liest eben nur in geselligem Kreise als Dilettant, und wenn ich's nicht besser könnte, als er's heute gemacht hat, würden sich die Leute hüten, mir Eintrittsgeld zu bezahlen. Ubrigens würd' ich mich über alle Maßen glücklich fühlen, noch viel schlechter zu deklamieren als er, wenn ich sonst nur die Hälfte dessen jemals zu leisten vermöchte, was Herr von Schlegel längst wieder vergessen hat.“ — Es war ein ehrlicher Zorn, den ich verspürte, und wenn ein solcher in mir waltet, red' ich gar nicht dumm.

Im Januar des Jahres 1828 begannen meine deklamatorischen Vorträge in Weimar, zu welchen Johanna Schopenhauer und Friedrich von Müller unter Goethes ermunternder Protektion ein für Weimars Einwohnerzahl beträchtliches Abonnement gesammelt hatten. Um dies Kapitel gleich von Anfang abzutun, will ich nicht unerwähnt lassen, daß mir mein künstlerisches Walten und Wirken in der Stadt der Musen weniger Freude und Befriedigung gewährte, wie ich erwartet. Die Teilnahme war eine sehr gestörte, zerrissene. Es begannen unzählige Winterbelustigungen, Asseembleen und Bälle, und da diese sorgfältig auf Abende verlegt werden mußten (schon des Hofes wegen), wo das Theater feierte, so trafen sie gewöhnlich mit meinen Leseabenden zusammen, was die ganz natürliche Folge hatte, daß ich immer vor einem vollen Saale zu lesen anfang, vor einem unruhigen, ungeduldigen, der Ballstunde und ihrem Schlag entgegenharrenden, im Geiste schon hüpfenden fortfuhr und vor

einem halb leeren endete. Ich, durch die feierliche, bis zum letzten Wort ausdauernde Aufmerksamkeit der Berliner Versammlungen verwöhnt und obenein, wie es wohl bei einer so unglaublich anstrengenden, alle geistigen wie körperlichen Fakultäten in Anspruch nehmenden Produktion nicht anders möglich ist, fieberhaft aufgereggt, wurde dadurch oft sehr verstimmt, und es waren die Rücksichten nötig, welche mir eine allgemein gegönnte, huldreiche und liebevolle Aufnahme zur Pflicht machte, daß ich nicht bisweilen, der Verstimmung nachgebend, das Buch zuklappte und meiner Wege ging. Ermüdend und bisweilen unerträglich war es, nach Beendigung solcher anstrengenden Leistungen selbst noch in den Gesellschaften erscheinen und dort nicht nur jedem Fragenden Rede stehen, sondern auch häufig durch Lied oder Wort irgendeine Lücke im Gange der Unterhaltung ausfüllen zu müssen. Ja, nicht einmal beklagen durft' ich mich über diese beklagenswerten Ansprüche, weil sie einen Beweis erwünschten Erfolges im allgemeinen für mich abgaben, und um diesen möglichst zu erringen, kommt unsereiner ja doch nur in eine fremde Stadt.

In Ottilies Hause, welches mir stets gastlich offenstand und wo ich auch im Umgang mit ihrer originellen Großmutter, der lebensfrischen alten Gräfin Henckel von Donnersmarck Erzellenz, mit ihrer Mutter, der geistvollen ernstern Frau von Pogwisch, mit ihrer lebenswürdigen, bei steten Leiden doch unveränderlich heiteren und sanften Schwester Ulrike schöne, mir unvergeßliche Stunden verlebte, war ich sehr bald heimisch. Noch mehr wurd' ich es bei Johanna Schopenhauer. Diese herrliche Frau, die mich wie einen älteren Sohn behandelte und mir vom ersten Tage näherer Bekanntschaft bis zum letzten Atemzuge ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung und Trennung trotzbietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Daseins. Gleichviel, ob sie, mich zu erfreuen, eine

Kleine lustige Schar kluger und lustiger junger Männer um ihren Teetisch versammelte und uns jeden Übermut gestattete, mochten wir noch so wild toben und lärmen — oder ob sie in geweihten feierlichen Abendstunden geistiger und gemüthlicher Sammlung, mit mir allein bis tief in die Nacht sitzend, meine klagenden Selbstbekenntnisse vernahm, beruhigend und ermunternd mir einredete, über literarische Entwürfe sprach, keinen Tadel verhehlte, jede Spur von Talent anerkannte und immer mild, schonend, empfänglich, teilnehmend, edel blieb. Ihr langer vertrauter Umgang mit Goethe, dessen Verkehr in ihrem Hause erst aufgehört hatte, seitdem er das seine nicht mehr verließ; die vielen Spuren seiner bei ihr verlebten Abende, die in unzähligen während des Gesprächs leicht hingeworfenen Handzeichnungen und Schriftproben vorhanden waren; die lebhafteste Erinnerung an alle Goetheschen, Schillerschen, Wielandschen, Herderschen und überhaupt weimarischen Zustände, die sie entweder aus eigenem Miterlebnis oder aus beredtem Munde anschauender Zeugen anführen konnte; dies, im Verein mit ihrer produktiven Kraft, ihrem echt weiblich gebliebenen Talente der Darstellung, machte sie zu einem unerschöpflichen Quell belehrender Unterhaltung. Dabei war ihre Einrichtung so zierlich und sauber, alles so sorgsam gehalten, die Räume so friedlich und traulich, die Wände mit schönen Gemälden, zum Theil ihr Werk, geziert, über sie und ihre Umgebung ein so wohlthuender Friede verbreitet, daß jene Dämonen des irdischen Taumels und der unersättlichen Gier nach Lebenslust, die störend in mir tobten und mich in manchen Sumpf geführt, schüchtern entwichen, sobald ich nur bei ihr eintrat. Aber ihr durft' ich alles bekennen, alles erzählen, mein Herz vor ihr ausschütten, und ohne Heuchelei erschien ich bei meiner Freundin als der wahre, wirkliche Mensch in seiner ungeschminkten Natürlichkeit. Und so mag mir's nun geglaubt werden oder nicht, sei mir die Wahl gestellt —

heute, zu jeder Stunde —, ob ich den glücklichsten Abend, den süße Liebe mir je gegeben, oder ob ich einen solchen ernstern, wehmütigen, traulichen Abend bei meiner alten, verkrümmten Freundin noch einmal durchleben will? Ich wähle den letzteren!

In Weimar war es mir beschieden, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dessen Schriften ich heißhungrig verschlungen, und nach dessen Anblick ich mich lange schon gesehnt hatte. Er trat an einem düstern, schneestöberigen Winternachmittag mit einem Briefe des Frankfurter Malers Oppenheim in mein Zimmer und hieß Börne! Gewiß würd' ich mich meiner löblichen Abgeschmacktheit gemäß einem Manne gegenüber, dessen scharfen Geist ich so hochachtete, unter allen Umständen nüchtern und dürftig erwiesen haben; bei Börnes Laubheit aber war es ganz unvermeidlich, in schlechte Konversation zu fallen, und er war bei Gott nicht geeignet, einem herauszuhelfen. Seine Richtung ging nach Berlin; er verlangte Briefe an Berliner Literaten. Ich gab ihm deren an Ludwig Robert, Buchhändler Josephy, Willibald Alexis* und viele andere. Sonst wußt' ich nicht, was ich mit dem Bewunderten beginnen sollte, dessen persönlicher Eindruck so erstaunlich vom schriftstellerischen abwich und der mich, deutsch herausgesprochen, furchtbar langweilte. Ins Theater wollt' er nicht gehen; mit ihm allein, der sonst keine Katze in Weimar kannte, wär' ich den langen Abend hindurch schon aus Respekt nicht geblieben. Wohin mit meinem berühmten Manne? Je nun, wohin, als zu ihr, die für alles Rat wußte, die mit allen Menschen umzugehen verstand, die zwar eine Art von

* Wenn Börne irgendwo hatte drucken lassen, Willibald Alexis habe sich ihm gewissermaßen angebettelt oder dergleichen, so war dies eine Unwahrheit oder irrthümliche Verwechslung. Den Brief, den ich ihm für W. A. mitgab, hatte B. a u s d r ü c k l i c h begehrt und noch dazu mit sehr lobpreisender Bezeichnung meines Berliner Freundes.
[Anmerkung Holteis.]

Juden- und eigentlich auch Börne-Haß hegte, die mir aber doch nicht nein sagen konnte. Und so saßen wir denn bei der guten armen Schopenhauer und ennuyierten diese treue Seele dermaßen, daß sie den Gähkrampf bekam, und daß ich Gott dankte, als Zeit und Schicklichkeit vergönnten, meinen Ludwig Börne in sein Nachtlager zu geleiten.

Zierlich geschriebene, von ihm eigenhändig unterzeichnete Einladungskarten riefen im Durchschnitt wöchentlich einmal, auch wohl öfter, zu Goethes Mittagstisch, wo acht bis zehn Personen versammelt wurden, bisweilen um einen unvermeidlichen Fremden abtöten zu helfen, gewöhnlich aber, um bei einem wohlbereiteten, schlichten Mahle und sehr gutem Wein ein paar Stunden frei und heiter zu verleben. Er war ein sehr angenehmer, aufmerksamer Wirt, behielt sogar gern im Gedächtnis, was dieser und jener vorzüglich zu essen liebte, und trieb dann durch bedeutsame Augenwinke die Diener an, jene beliebte Schüssel noch einmal an den passenden Platz zu tragen. Zum Trinken nötigte der hohe Greis selten mit Worten — wohl aber durch Tat und Beispiel, denn er trank wie ein Alter, und mich hat es immer in meinem Herzen mit gelabt, wenn ich ihn seinen Würzburger voll Andacht schlürfen sah. Ein Fläschchen Champagner beim Dessert verschmäht' er auch nicht. Der Genuß des Weinnes belebte sichtlich seine Sprechlust und steigerte die Fülle seines Ausdrucks, bisweilen sogar zu heftigen Gebärden des Zornes, wenn irgendein ihm widerwärtiger Gegenstand an die Reihe kam. In Ernst wie Scherz, in Oлимпf wie Unglimpf hörte sich's ihm prächtig zu. Dagegen redete sich's nicht besonders, denn was man sagte, schien wenig Eindruck zu machen, schien vielmehr an der Glätte seines Stahlpanzers abzugleiten und häufig ganz verloren zu gehen. Von vielen aber, die um den Tisch saßen, war anzunehmen, daß sie der Äußerung eines Fremden nicht eher Anteil oder Beifall zu gönnen wagten,

als bis Goethes zustimmendes Kopfnicken sie dazu ermutigt haben würde. Dieser Zustand erkältete mich allerdings, wenn er mich auch nicht abschreckte; ganz vollkommen frei hab' ich mich an Goethes Tafel (mit Ausnahme des ersten Males im vorigen Jahre) nur dann gefühlt, wenn er selbst sprach, und weiß also wirklich nicht, wie ich das Lob verdient haben kann, welches er mir in einem Schreiben an Professor Zelter, mein geselliges Auftreten anlangend, erteilt. Von dem öffentlichen Auftreten, dem er niemals beizwohnte, eben weil er des Abends sein Haus nie mehr verließ, wurde ihm durch Ottilie, August, Herrn von Müller und anderen berichtet. Das kurze Gespräch, welches er über diesen Gegenstand mit mir gehabt, find' ich der Vollständigkeit* wegen für passend hier einzuschalten.

* So begab es sich denn, daß er mich einmal nach dem Mittagessen in eine Fensterbrüstung manövrierte und in seiner eigentümlich unbefreiblichen Manier also sprach: „Nun, Sie haben sich ja bisher recht brav gehalten, wie ich hörte. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen, ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd sein, daß wir zu unserer Zeit uns auch mit dergleichen beschäftigt und viel darüber gedacht haben. Nun hat man sich denn seine Ansichten über Deklamation, Rezitation, theatralischen Vortrag und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser vom Darsteller trennen, festgestellt. Und da kommen denn die jungen Leute und werfen das alles über den Haufen. Nun! das ist ja recht schön! Aber von uns Alten könnt ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne weiteres nachgeben sollen. Also, ich sehe nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste? . . . Dann zwingen Sie mich, aufs neue darüber zu denken, und das würde mich stören, denn wir haben noch viel zu tun! — Oder es gelingt Ihnen nicht, mich irrezumachen, und Sie befriedigen mich nicht? . . . Dann hätten wir beide keine Freude davon. Also denk' ich, es sei besser, es bleibt, wie es ist. — Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar? Nicht wahr, es sticht (sic!) viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das unsere dazu getan.“

„Ew. Excellenz“, sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, „ich soll morgen die zu Faust gehörige ‚Helena‘ vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles ver-

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano, genannt. Goethe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Vatten. „Ja“, sagte er, spöttisch lächelnd, „der Brentano, das war auch so einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophies Wohnung am Weinspalier bis ans Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts! Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit. Wie denn überhaupt alle die von Natur Verschnittenen nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen, und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob ich mir meine alten, ehemaligen Kapuziner; die fraßen Stockfisch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner*¹; ein schönes

stehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine bestimmte Andeutung . . .“

Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: „Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret! —“ Hierauf ließ er mich stehen . . . [Anmerkung Holteis.]

* Die Schopenhauer, die einen wahren Schatz von lustigen Schwänken aus der weimarischen Blütezeit bewahrte, mit dem sie aber sehr sparsam blieb und nur ihre Vertrautesten hineinblicken ließ, erzählte mir, als ich bei ihr dieses Tischgespräch erwähnte, folgende köstliche Historie: Goethe ließ ein Wernersches Stück, ich dünkte „Wanda“² war es gewesen, aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzu großen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen tat, der armen Schopenhauer zuzuwenden, die gastfrei und gefällig dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vorbereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell und wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung des Wernerschen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und rief eben nur ihrer Wirtschaftlerin zu: „Wir bekommen auf die Nacht Scharen von Gästen, richte dich ein und hilf dir, so gut du kannst!“ Als nun

Talent. Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise! Aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen.“ —

Es war von Fouqué die Rede. Goethe wurde warm in Lobpreisungen der „Undine“. „Das ist ein anmutiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der einem wohl tut. Später wollt' es dem armen Fouqué mit nichts mehr so gut gelingen. Und das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders. Der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarf. Von außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre. Bei manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang. Bei vielen ist es das liebe, reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, gibt aus, wird stolz, weil sein Gold im Kurse gilt, und wähnt, das müsse so fortgehn. So bröckelt er immer lustig weiter. Hernach, wenn er schon längst beim Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehnen wollen.“ —

Von Jean Paul: „Wie ihm die Phantasie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er

nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolge die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin schon des Tages zuvor gegessen. In ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anchnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmutz erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda“ auf den Kopf.
[Anmerkung Holsteis.]

sich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er seine ewige Angst und seinen Arger wegen der ‚s‘ des Genitivs. Mir, der ich selten selbst geschrieben, was ich zum Druck beförderte, und, weil ich diktierte, mich dazu verschiedener Hände bedienen mußte, war die konsequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an, sondern darauf, daß die Leser verstehen, was man damit sagen wollte! Und das haben die lieben Deutschen bei mir doch manchmal getan.“ —

Von Tieck: „Als er sie vollendet hatte, las er mir im alten Schlosse in Jena seine ‚Genoveva‘ vor. Nachdem er geendet, meint' ich, wir hätten zehn Uhr; es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber schon etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben.“ —

Wir waren eines Tages vorzugsweise vergnügt bei Tisch, und auch die ernsteren Genossen wurden gesprächig. Da rollte ein Wagen dumpf und langsam über den Platz vor Goethes Hause. Ein Wagen auf dem „Plan“ ist an und für sich nichts Gewöhnliches, und dieser rollte gar ungewöhnlich. Goethe sah, daß ich aufmerksam hinzorchte, und zum Präsidenten von Schwendler, welcher an seiner Rechten saß, gewendet, sprach er: „Es war einmal ein Römer — zwar weiß ich in diesem Augenblick nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es ist auch nichts daran gelegen —, der pflegte, wenn er seine Gäste gut traktiert hatte, plötzlich und unerwartet ein künstlich zusammengefügtes Totengerippe quer über der Tafel vor ihnen aufzurollen, um sie daran zu mahnen, daß auch sie samt allen Delikatessen, die sie bei ihm gefressen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moralpredigten nicht verfallen bin, so sorgt hier unser Polizeidirektor dafür und läßt den Leichenwagen, der sonst einen andern Weg verfolgte, jetzt bei uns vor-

beifahren. Und weil die guten Leute es lieben, sich um die Stunde begraben zu lassen, wo ich speise, so ist das in seiner Art immer ein sehr hübsches memento mori!“ —

„Es war einmal in dem kleinen Landstädtchen Weiße-ritz ein braver Prediger, der wohl andere Geschäfte haben mochte, als für jeden Sonntag eine neue Predigt zu machen. Er fand es angemessen, jahraus, jahrein dieselbe zu halten, die er denn auch sehr brav vortrug und an der sich seine Kirchkinder stets erbauten. Nun wollte der Himmel, daß ein Teil des Städtchens und mit diesem das Haus des Herrn in Flammen aufgehen sollte, so daß am nächsten Sonntag die Gemeinde genötigt war, sich in einer großen Scheune zu versammeln. Das Außerordentliche dieser Versammlung regte unsern Pastor auf, und er hielt sich verpflichtet, diesmal aus dem alten Geleise zu biegen und eine neue, auf diesen feierlich traurigen Tag eigens geschriebene Predigt zu halten. Er fing mit tiefer Rührung an: ‚So laffet uns heute, meine andächtigen Zuhörer, miteinander betrachten das durch Gottes unerforschlichen Ratschluß in die Asche gelegte Weiße-ritz! Greise, Männer, Weiber und Kinder sahen sich fragend an und harrten hocheerstaunt der Dinge, die da kommen sollten. Aber unser Pastor fühlte sich unfähig, seinen alten Grundsätzen treulos zu werden, und mit frommer Zuversicht fuhr er fort: ‚Im ersten Teile werden wir hören, wie die Sadduzäer ihn verführen wollten, und im zweiten, wie er ihnen das Maul stopfte.‘ Worauf sich denn die Gemeinde sogleich wieder beruhigte.“ —

„Als Seine Majestät Friedrich Wilhelm der Dritte vor Jahren bei unserer ‚Herrschaft‘ in Weimar zum Besuch anwesend waren, hatte sich eine Menge Volk aus der Umgegend eingefunden, welches, ihn womöglich zu sehen, das Schloß umstand. Ich, der ich in jener Zeit bei ‚extravaganten‘ Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete auf dem Heimwege einem alten thüringischen Leineweber, welcher früher, wo ich eine kleine ländliche Be-

sigung gehabt, dort mein Nachbar gewesen war. „Nun, mein Alter“, sprach ich ihn an, „Ihr seid denn auch herein gekommen, den König zu sehen?“ „Ja“, Herr Geheemerrat“, antwortete der Weber, „aber das ist ja nichts! Ich dachte, 's sollte der alte Friße sein.“ —

Erzellenz Gräfin Henckel hatte einen Ball gegeben, bei welchem Jung-Altengland natürlich wieder oben auf gewesen war und sich zum Teil recht unnütz gemacht hatte. Sämtliche Herren waren indigniert, sämtliche Damen entschuldigend; wie immer mit vorherrschendem Geiste, aber auch mit unverkennbarem Parteigeist Goethes Schwiegertochter, die ihrer Parteilichkeit gar nicht Hehl haben wollte und sich selbst den britischen Konsul in Weimar zu nennen pflegte. Mich liebten die Antianglomanen als Tirailleur vorauszuschicken, wenn es galt, irgendein Mittags- oder Teetischgefecht gegen die englische Kolonie zu unternehmen. Ich war denn auch beim Diner nach jenem Balle redlich vorangegangen und hatte durch mein kühnes Beispiel zur Nachfolge ermutigt. Hofrat Vogel, des alten Großherzogs und Goethes Hausarzt wie Freund, mein biederer, trefflicher Landsmann, stürzte sich nach mir ins Treffen, er zitierte als Beleg für meine allgemein gehaltene Anklage das besondere Beispiel, wie einige Söhne Albions sich in den Lanzaupausen der Länge lang auf den Sofas herumgerekelt, während ihre Länzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie ließ sich nicht irremachen. „Schon längst“, erwiderte sie, „hab' ich's der Großmama gesagt, daß die Kanapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.“ „Nun, ich weiß doch nicht“, entgegnete Vogel sehr bescheiden, „ich habe mit Frau von K. (nebenbei erwähnt: eine recht häßliche Dame!) dort geseßen, und . . .“ „Und“, unterbrach ihn Goethe,

„Ihr bekamt keine Lust, euch zu legen? O ihr guten Kinder!“ —

Außer dem in einer vorstehenden Note angeführten Gespräch über das Vorlesen hab' ich in direkter Beziehung auf mein eigenes Streben als Künstler oder Schriftsteller nichts aus Goethes Munde vernommen; hauptsächlich wohl deshalb, weil es mir an Kühnheit mangelte, ihn mit fragenden Zumutungen zu belästigen. An Kühnheit und — ehrlich gestanden — an Lust. Wozu auch? Sein Urtheil, wie es über den Gang und gäben Formen schwebte, und wie er es zugleich in seltsame, halb mystische Phrasen zu hüllen pflegte, konnte demjenigen, welcher die schlichte Praxis, namentlich der Bühne, vor Augen zu behalten und dem Publikum der Gegenwart auf geradem Wege beizukommen wünschte, weder ersprießlich noch fördernd sein. Goethe in seiner Vornehmheit (ich gebrauche diesen Ausdruck hier im besten Sinne) hatte sich von jeher viel zu sehr isoliert, um zu lernen oder nur lernen zu wollen, wie man mit einer großen beweglichen Masse umgehen soll. Auch als er das weimarische Theater führte, hatt' er kein Publikum vor sich, sondern lediglich eine Versammlung von Leuten, die entweder vom Hofe oder in geistiger Beziehung von ihm abhingen, und die, auch wenn sie sich bei irgendeinem Experiment in dramatischer Sphäre langweilten, ihrer Langeweile höchstens durch mühsam verhaltenes Gähnen Luft machen durften. Deshalb konnt' er's mit einer Wernerschen „Banda“, mit einem Schlegelschen „Ton“, ja mit noch kurioseren curiosis wagen. Litt er doch keine Rezensionen in auswärtigen Blättern, um wieviel weniger hätt' er den Ausbruch der Ungeduld im Parterre geduldet. Aus seiner Ansicht war er im vollkommensten Recht; denn er sagte: „Sie wissen doch nicht, was sie wollen, und so mögen sie mir's überlassen, für sie zu wählen.“ Aber auf diese Weise konnt' er unmöglich gelernt haben, folglich noch weniger lehren,

wie man's anfangen solle, eine Komödie ungepfiffen über die Berliner Bretter zu bringen. Und nicht anders stand es zuletzt um seine Ansicht von der Darstellungskunst. So tief und poetisch seine Gedanken über die Harmonie des Ganzen, in welcher das Einzelne aufgehen und unter welche das Virtuositentum sich fügen solle, auch gewesen sind, welche ewige Wahrheiten er auch darüber ausgesprochen; in der Realität einer vom Augenblick und dessen Ansprüchen beherrschten Bühne findet sich weder Zeit noch Raum, durch sekundäre Talente, ja durch zum Teil talentlose Mitglieder jene Wirkungen vorzubereiten, deren sich die sogenannte Weimarische Schule rühmt. Was ich noch von Nesten jener goldenen Zeit sah, war sehr schwach, vieles sogar total maniriert und unwahr, und ich mußte die einheimischen laudatores temporis acti im stillen bewundern, die laut bewundern, was mir höchlich mißfiel. Graff, Haide, Dels, Madame Jagemann — ich habe niemals begriffen, wie diese neben Wolffs hatten gelten und Schiller und Goethe genügen können. Doch darüber mußte man natürlich schweigen, und nur bei der Freundin Schopenhauer wagte ich meinem Herzen Luft zu machen. Es ist unglaublich, wieviel bei Beurteilung theatralischer Aufführungen und ihrer einzelnen Teilnehmer die liebe Gewohnheit tut.

Nur einmal während meines langen Aufenthaltes in Weimar ward mir das Glück zuteil, Goethe ein Viertelstündchen gegenüberzusitzen ohne andere Gesellschaft als den ihm sehr vertrauten und keine Eröffnung hindernden (sogenannten Kumscht-) Meyer. Ich war an einem freundlichen Februar morgen spazierengelassen und lief ihm, der mit Meyer eine Spazierfahrt machte, quer über den Weg. Er ließ halten und lud mich ein, mitzufahren. Da war er sehr zutraulich und liebevoll, anders als im Speisesaal, so zwar, daß ich mich getraut, ihn mehrfach mit Sie anzureden, ohne mich der verzweifeltsten Erzellenz zu bedienen. Diese Erzellenz, die ich ja herzlich

gern jedem vornehmen Staatsbeamten im reichsten, vollsten Klange meines nicht undeutlichen Sprachorgans zukommen lasse, störte mich — kindisch genug — doch jedesmal, wenn ich im Gespräch mit ihm daran dachte, daß er zufällig der Dichter des „Werther“, „Meister“, „Faust“, der „Iphigenie“ und anderer ähnlicher, nicht gänzlich zu verwerfender Kleinigkeiten sei. Es konnte mich manchmal sogar im Essen stören, wenn die andern so unermüdet mit dieser Erzellenz umherwarfen, und einmal blieb mir völlig der Bissen im Munde stecken, als ein Tischgast, von einem hübschen Bürgermädchen redend, den Ausdruck gebraucht: „Sie hat sich an den Dichtungen Euer Erzellenz heranzubilden gesucht!“ I, daß du — —!! Ist in solchen Momenten nicht die Frage erlaubt — vorausgesetzt von einem, der bei Goethe schwört und ihn auswendig weiß —: was wäre Goethe dem deutschen Volke und was vielleicht das Volk durch ihn geworden, wenn er genötigt gewesen wäre, in einer großen Stadt ohne Rang, ohne Titel, ohne Orden, ganz wie ein anderer Mensch sich durchzuschlagen und so — — Um Gottes willen, ihr Herren, tut mir nichts, ich bin ja schon still! Nur eins muß ich noch sagen, und wenn ich Duellsbekläme, „Des Epimenides Erwachen“ hätt' er dann nicht — verfaßt!

— Bei jener Spazierfahrt ging's übers Theater her, hauptsächlich war von unserem Königstädter Personal die Rede, und ich erzählte ihm mancherlei Schwänke, die er fröhlich hinnahm. Dabei kamen wir auch auf Auguste Sutorius, die einige Zeit in Weimar gewesen. Diese hatte, als sie ihm vorgestellt wurde, in eine garstige Fußangel getreten. Der Berliner Hofschauspieler Krüger, zum Besuch in Weimar anwesend, hatte sich die Erlaubnis erbeten, die junge, talentvolle Schauspielerin bei Goethe einzuführen, und dieser empfing sie denn nun in seiner feierlichen Visitenmanier, in welche sich die Schülerin des Wiener Theatertons schwer zu finden mußte.

Die Konversation mag gerade nicht von Geist und Leben gesprudelt haben, ich kann mir's denken. Krüger, nach Belebungsmitteln haschend, kam auf den unseligen Gedanken, einzuwerfen, Demoiselle Sutorius hat auch schon die Sophie in den „Mitschuldigen“ (das einzige Goethesche Stück auf dem Königsstädter Repertoire!) gespielt, worauf die in der Literatur völlig Unbewanderte mit lebhaftem Widerwillen erwidert: „Ach, ich bitt', Herr Krüger, reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück, das ist mir meine zuwiderste Rolle!“ Und Goethe, während Krüger auf eine Öffnung in der Diele rechnet, durch die er zu Kellertiefen versinken möchte, spricht mit antiker Ruhe: „Nun, nun, das ist ja schön*.“

Ich hab' nicht verschwiegen, daß ich mich bei meinem ersten Aufenthalt in Weimar von Goethes Sohn, August, mehr zurückgestoßen als angezogen fühlte, und daß sein — ich möchte sagen brutales Wesen mir mißfiel. Diesmal entging mir wohl nicht, wie er sich mir zu nähern suchte — aber ich suchte ihm zu entgehen und wich ihm aus. Er bemerkte das, und nun war er vollkommen kalt, fremd — ja stolz gegen mich. Da kam in meinen Vorträgen „Faust“ an die Reihe. Ich las dies Gedicht in Weimar, wie ich mir's für Berlin eingerichtet. Ich darf sagen, daß nach dieser auf mehrjährige Prüfung und Erfahrung gegründeten Einrichtung trotz allen notwendigen Ausscheidungen nichts Wesentliches fehlt, und daß ich dem allumfassenden Gedicht eine Konzentration zu geben gelernt habe, die von den Versen: „Habe nun

* Man muß dabei an die Catalani denken, der Ähnliches bei ihm widerfuhr. Sie wollte, um zu zeigen, daß sie auch etwas von Goethe wisse, ihr Licht in der deutschen Poesie leuchten lassen und adressierte ihm die in angewohnter königlicher Würde huldreich herablassenden Worte: „J'ai vu votre ‚Werther‘ à Paris, Pötier y est très comique!“ — Bekanntlich existiert eine tolle Farce unter dem Titel: „Les souffrances du jeune Werther“ als boshafteste Parodie auf „Werthers Leiden“. [Anmerkung Holteis.]

ach, Philosophie!“ bis zu Gretchens letztem Auftritt im Kerker reicht und dennoch beim Vortrage den Zeitraum von zwei Stunden um weniges überschreitet. Die Wirkung war eine entschiedene. Bei keinem Anwesenden aber tat sie sich stürmischer kund als bei August. Dieser, sonst ein sehr kühler Lober meines Talentes, wartete kaum ab, daß ich von den Stufen, auf denen ich mein Wesen trieb, herabgestiegen war, um mich mit beiden Händen zu fassen und mir mit tränenfeuchten Augen zu verkünden, welche Freude ich ihm gemacht. Seine Worte waren: „Ich werd's dem Vater sagen, daß ich vieles im ‚Faust‘ erst heute verstanden habe.“ Ich war besonnen und klar sehend genug, um zu fühlen, daß Augusts Begeisterung, wie sie da im Saale vor mich hin trat und mir vor vielen erstaunten Zeugen huldigte, mehr dem Gedicht seines Vaters als meinen Anstrengungen galt; eben das aber machte mich ihm geneigter, denn warum soll ich's leugnen, ich hatte, die Meinung vieler theilend, ihn bisher für einen halben Barbaren gehalten und war jetzt aufs freudigste überrascht, ihn so empfänglich zu finden. Von diesem Abend fing unsere Freundschaft an. Wir sahen uns täglich und wurden Vertraute; als wir es waren, verhehlt' er mir nicht, daß er oft absichtlich, vorzüglich vor Fremden, darauf ausgehe, als roher Gegner jedes poetischen Treibens zu erscheinen, weil ihm der Gedanke zu fürchterlich sei, für einen Erben zu gelten, der sich bestrebe, Firma und Geschäft des Vaters fortzuführen. „Lieber“, sprach er, „sollen sie sagen, Goethes Sohn ist ein dummer Kerl oder was sie sonst sagen mögen, als daß es von mir heiße, er will den jungen Goethe spielen.“ Der Name Goethe war Augusts Fluch. Und wie der Vater im einzigen Sohn seinen Namen und sich selbst liebte, so hat er um dieser Liebe willen den Grund zu des Sohnes düsterer Zukunft gelegt. Außerte er doch aufrichtig genug einst zu einem erprobten Freunde, als von August und dessen wunderlichem Zustand die Rede

war: „Es ist meines Sohnes Unglück, daß er niemals den kategorischen Imperativ vernommen*!“

August Goethe war kein gewöhnlicher Mensch, auch in seinen Ausschweifungen lag etwas Energisches; wenn er sich ihnen hingab, schien es weniger aus Schwäche, als vielmehr aus Trotz gegen die ihn umgebenden Formen zu geschehen. Stirn, Auge, Nase waren schön und bedeutend, machten seinen Kopf dem des Vaters ähnlich. Der Mund mit seinen sinnlich aufgeworfenen Lippen hatte dagegen etwas Gemeines und soll an die Abstammung von weiblicher Seite erinnert haben. Er hielt sich, ging, stand, saß, gebärdete sich wie ein feiner Hofmann; seine graziöse Haltung blieb stets unverändert, und auch wenn er berauscht war, wenn er tobte, fiel er nie aus dem Maße äußerer Schicklichkeit. Er wußte viel und mancherlei, nicht nur, daß er, wenn er einmal ins Arbeiten kam, ein ganz tüchtiger Rat an fürstlicher Kammer sein konnte, trieb er auch Naturwissenschaften in vielfacher Richtung und hielt namentlich die vom Vater angelegten Sammlungen jeder Gattung in bester wissenschaftlicher Ordnung. Das Münzkabinett hatte er gleichfalls in seinem Besitz und wußte genügende historische Auskunft zu geben. Die Poesie, der abhold zu scheinen bisweilen seine Laune war, liebte mein armer Freund ebenso innig, wie er ihr aufs innigste vertraut war. Neben Goethe stand ihm Schiller — ja vielleicht ü b e r jenem! Wehe dem:

* Mit tiefer Betrübniß muß ich eingestehen, daß die nachfolgenden Mittheilungen über den seligen August von Goethe seine nächsten Angehörigen verlegt, mir erzürnt und sogar eine vieljährige Freundschaft entschieden getrennt haben. Wie wehe mir dies auch getan, wie sehr ich auch gewünscht hätte, in dieser zweiten Auflage demjenigen, was in der ersten Anstoß gegeben, eine andere Form zu finden — es gelang mir nicht, und ich muß mich bei dem Bewußtsein beruhigen, daß ich vor Gott und vor dem Verstorbenen die Redlichkeit meiner Gesinnung und die gute Meinung, in der ich sie ausgesprochen, verantworten will. [Anmerkung Holteis.]

jenigen, der sich in Goethes Hause* beikommen lassen wollte, den Lebenden auf Kosten des Toten zu erheben.

Dabei war August in ihm selbst und für sich ein Dichter. Ja, er würd' es auch für andere geworden sein, wenn er die Fähigkeit besessen hätte, das Mechanische des Metrums zu beherrschen. Er wußte seinen Gedanken und Gefühlen selten eine entsprechende Form zu geben, und wenn er Verse irgendeines ihm teuren Dichters zitierte, mahnte er mich an Jean Paul, der auch niemals imstande ist, einen Vers anzuführen, ohne gegen den Rhythmus zu sündigen. Nichtsdestoweniger sind einige seiner kleinen Gedichte sehr lieblich, wennschon immer wunderbarlich.

Nie hab' ich einen Freund gehabt, der so sichtlich und so zur Freude des Beschauers Ordnung und Sauberkeit in allem, was ihn umgab, in Papieren, Briefsammlungen, Kunstschätzen zu halten wußte. Während Bettlern und Basen ihn für einen unordentlichen, lieberlichen Menschen ausschrien, war in seinen Gemächern eine wahrhaft strahlende Reinlichkeit, über jeden Schrank und Kasten der wohlthuende Friede heimatischen und behaglichen Sinnes verbreitet. Mit seiner Familie bewohnte August das zweite Stockwerk des väterlichen Hauses, auf deutsch gesagt: Dachstube. Der Alte hatte mit Beziehung auf die Kajütenartige Benutzung aller, auch der kleinsten Räume und den Glanz gut gepflegter Ausschmückung einmal nach einer oben besuchten Abendgesellschaft geäußert: „Nun, in eurem Schiffe n war

* Daselbe gilt auch vom alten Goethe. Seine Pietät für Schiller war eine so innerlich tiefe, daß man davon wahrhaft ergriffen werden mußte. Ich hatte, als über „Egmont“ gesprochen wurde, einst die Bearbeitung, die Schiller fürs Theater unternommen, zu tabeln gewagt und mein Erstaunen geäußert, daß sie noch immer auf der weimariſchen Bühne gelte. Den Blick des Alten werd' ich nie vergessen, mit dem er mich anblickte und fast grimmig sagte: „Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir!“

[Anmerkung Holteis.]

es ja gestern ganz brav.“ Seitdem hieß Augusts Appartement kurzweg das Schiff. Ach, welche schöne Nachtstunden haben wir in diesem Schiffe durchlebt! Wieviel gelacht! Wie ernst und erschöpfend über manches geredet! August war voll Humor und ging auf alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergögliche und Possierliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es mir gesagt, er hat es mir geschrieben, seine Nächsten haben es mir berichtet, und der gebeugte Vater hat es mir dann nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit mir die finstern Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind, und daß er am frohesten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes aufschließen mochte. Leider kann ich von diesen Briefen wenig oder nichts mitteilen. (Der Alte drückte sich gegen mich über jene Briefe, die er trotz ihrer fast ungläublichen Tollheit und zynischen Naserei sämtlich gelesen, mit den Worten aus: „Nun, ihr evaluiert euch denn recht gehörig!“) Aber mitten durch die lustigsten Briefe, durch die jubelndsten Gespräche zuckten fortwährend Blitze des Unmuts, des Verzweifels an sich selbst, des Lebensüberdresses, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten. Nach meinen Beobachtungen — begreiflicherweise nicht bloß auf den diesmaligen, in diesen Zeilen geschilderten Umgang, sondern auch auf späteres wiederholtes Zusammentreffen sich gründend — haben drei feindliche Mächte sich vereinigt, diese sonst so hochbegabte Persönlichkeit zu zerstören.

Zuerst der Hang zum übertriebenen Genuß des Weines. Unleugbar ist dieser gesteigert worden durch das traurige Bedürfnis, sich in erkünstelter Anspannung über den Druck der Gegenwart und eines lästigen Daseins zu erheben. Aber auch körperliche Anlage trieb ihn zum Trinken. In Volkemund lebt das bezeichnende Wort: „Er hat eine zu große Leber!“ Bei Augusts Leichensektion

haben die Ärzte erklärt, seine Leber sei um fünfmal größer als die eines gesunden Menschen. Es war nicht anders möglich, dieses unwiderstehliche Bedürfnis, oft am frühen Morgen schon massenweise Wein zu trinken, konnte nur krankhaft sein.

Worin bestand denn nun aber der Jammer, der Gram, den er vertrinken wollte? Ich hab' es schon gesagt, ihn drückt' es nieder, Goethes Sohn zu sein. Doch nicht nur im Vergleich mit dem Ruhme des Einzigen fühlt' er, der Ruhmlose, sich gedrückt; auch die Liebe des Vaters, die zur Tyrannei wurde, hatt' ihn gebeugt. Ein Bürgermädchen, von ihm mit der Feuerglut des Jünglings geliebt, mußte ihm entsagen, und er ihr, weil dies Bündnis dem Geheimrat, der seinem Sohne eine Stellung in der Gesellschaft hinterlassen und diese durch die Verbindung mit einem alten Geschlechte befestigen wollte, zu gering schien. Als Minister, als Mann im Staate, ja als Vater, nach den herkömmlichen Begriffen von Leben und Welt hatte Goethe gewiß vollkommen recht, handelte er gewiß aus voller, anerkannter Überzeugung. Nur verstand das arme geliebte Mädchen die Sache nicht von diesem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen und machte — so sagt man in Weimar — ihrem Leben ein Ende. — Welchen Einfluß mag dies Ereignis, dessen tragische Einzelheiten, wie sie mir vielfach erzählt wurden, ich nicht aufzuführen wage, aus Furcht, leere Klatschereien nachzusagen, welchen Einfluß mag dies auf den Zurückgebliebenen und auf sein später geschlossenes Eheband gehabt haben? Den Hauptschlag aber, das weiß ich aus seinem eigenen Munde, der es mir nie mit klaren Worten und dennoch verständlich kundgetan, hat ihm ein anderes Machtwort des Vaters gegeben. Als im Frühling 1813 das deutsche Vaterland sich erhob, als Karl August, stets edel und deutsch gesinnt, auch seine Weimaraner zu den Waffen rief, da wollte sich auch August in die Reihen der Freiwilligen stellen — doch die väterliche Gewalt hielt

ihn zurück. Damals hatte Goethe noch keine Enkel. Der Gedanke, den einen, der seinen Namen führen und fortpflanzen solle, durch eine feindliche Kugel verlieren zu können, sagt man, wäre ihm unerträglich gewesen, und er habe Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um den höheren Befehl zu erlangen, der den Kampflustigen zurückzwang. Als nun nach glorreichen Taten die Sieger von ihren Fürsten geführt heimkehrten, als Eltern, Schwestern und Kinder sie jubelnd empfangen, da zog auch unser August ihnen entgegen — und er mußte, wo er begrüßen wollte, Äußerungen des Hohnes, des Spottes hören. Nun, wem da nicht das Herz bricht, wer da nicht verzweifeln will! — Und so bereitete sich denn in ihm nach allen Kämpfen und Krämpfen eine verbissene Bitt, ein bohrender Groll, ein unmächtiger Troß gegen die Verhältnisse, gegen sein Geschick, ja gegen sein Glück vor, und um dieser — contenance der Verzweiflung, daß ich es so nenne — eine Farbe zu geben, warf er sich mit kindischer Vorliebe auf — — — die Vergötterung Napoleons! Hinter diese bemüht' er sich die Schmach zu verbergen, die des Vaters verletzende Fürsorge ihm bereitet. Deshalb hingen seine Wände voll von allen Abbildungen des Kaisers zu Fuß und zu Pferde, von Abbildungen seiner Hüte und Waffen; deshalb war jedes Petschaft, jedes Flakon, jede Bronze ein Napoleon; deshalb spielte er mit dem glühendsten Napoleonismus und währte in diesen Spielereien Trost zu finden. Als nun aber der Vater, wohl einsehend, wie sein Sohn dazu gekommen und zufrieden über diese beschwichtigende Richtung, ihm gar jene Dekoration der Ehrenlegion, die er selbst aus Napoleons Händen einst empfangen, zum Geschenk machte, da sprang die letzte Schraube, und nun war kein Halten mehr. Es wird dem Leser nicht unwichtig sein, hier die Strophen eingeschaltet zu finden, mit welchen August dies für ihn so wichtige Geschenk besang.

Traum

Des Tages Last entließ die müden Glieder,
Und sanfter Schlummer fand sich freundlich ein;
Ein Traumesmeer, es wogte auf und nieder,
In mir erschien ein alt' und neues Sein.
„Harmonisch hört' ich Kriegs- und Siegeslieder,
Es schien, als wär' die ganze Erde mein.
Doch anders war's: es kam die mächtigste Gestalt
Und fesselte auch mich mit ihrer Allgewalt.

Und mit Verehrung heben sich zu ihm die Augen
Der Glorie zu, die mächtig ihn umstrahlt.
Ach, könnt' ich aus dem Blick Gedanken saugen,
Auf ewig wär' ich dann so kühn verstaht!
Ich lausche auf und fühl' ein sanftes Hauchen,
Wie Rosenduft am Horizont sich malt.
Vernehmend nun des großen Kaisers Worte,
Bleib ich erstaunt, verehrend still am Orte.

„Du hast an mich geglaubt, an mir gehangen,
Als mich die Welt gehaßt, verwünscht, verflucht,
Und als man mich zuletzt sogar gefangen,
Hat dein Gedanke stets mich aufgesucht.
Und jede Schandtath, die man frech an mir begangen,
Schien dir so ungerecht als auch verrücht.
Des Zweifels Pforten hast du nie betreten,
Ich hörte dich sogar für mich oft beten.

So nimm von mir der Anerkennung Zeichen,
Das manchem schon die treue Brust geziert.
Du hast's verdient durch Nimmerweichen
Vom Großen, wenn es auch den Schein verliert.
Nichts konnte deine Liebe zu mir beugen,
Das hat mich innig, hat mich oft gerührt.
So trage dies von mir zum Angedenken.
Es ist das Größte, was ich dir kann schenken.“

Als er mir dies wundersame Gedicht vorlas, war mir's, als wollt' er in Andacht verschwimmen. Mir wurde ganz angst dabei. — Neben dieser Schwärmerei für Napoleon zog der Wunsch, Weimar, seine amtliche Stellung, sein Haus verlassen und eine große Reise anzutreten zu dürfen. Hundertmal war dazu gerüstet worden; immer ging es wieder, wahrscheinlich doch durch des Alten Gegenrede, zurück. In diesem lag von je die bange Ahnung, daß er den Sohn, wenn er einmal in der weiten Welt sei, nicht wiedersehen werde. Ich gebe hier das nach meinem Gefühl interessanteste Gedicht Augusts, welches offenbar von ihm niedergeschrieben ist in der Hoffnung, recht bald abreisen zu dürfen:

Ich will nicht mehr am Gängelbände
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

Und ist auch sichrer Sturz bereitet,
Ich weiche nicht vom schmalsten Pfad,
Um Rechttun mancher wird beneidet,
Und wohl ist dies die schönste Tat.

Zerriss'nes Herz ist nimmer herzustellen,
Sein Untergang ist sichres Los,
Es gleicht von Sturm gepeitschten Wellen
Und sinkt zuletzt in Thetis' Schoß.

Drum stürme fort in deinem Schlagen,
Bis auch der letzte Schlag verschwand.
Ich geh entgegen bessern Tagen,
Gelöst ist hier nun jedes Band.

Man glaube aber ja nicht, daß deshalb das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein gespanntes gewesen sei. Dazu kam es nie. Ich habe zu deutliche Beweise, daß August *l e i n* Geheimnis vor dem Vater hatte. Der Alte

selbst deutete mir nach Augusts Tode durch vielfache Anspielungen an, wie er von all und jedem unterrichtet gewesen sei, wovon ich gemeint, es wäre zwischen uns zweien, dem Verstorbenen und mir, geblieben. Diese kindliche Anhänglichkeit betreffend, bleibt mir die Nacht vor meiner Abreise von Weimar unvergeßlich. Hofrat Soret, Erzieher des jetzigen Erbprinzen, hatte in seiner freundlichen Gesinnung für mich all meine Gönner zu einem letzten Abendessen, was man die Henkersmahlzeit nennt, zusammengebeten. Als wir spät, eigentlich früh, auseinander gingen, begleiteten mich die Herren bis an das Elefantentor, und es wurde unter freiem Himmel bei Sternenlicht Abschied genommen. Einer nach dem andern drückte mir die Hand, und nachdem ich die Reihe durchgemacht und der Haushälter die Türe hinter mir geschlossen hatte, fiel mir erst auf, daß August spurlos verschwunden war. Früh um vier Uhr waren meine Pferde bestellt. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit zum Einpacken. Es mochte drei sein, als mit gewaltigen Schlägen an das Haustor gepocht wurde. Mein Diener meinte, es kämen Reisende an. Eine Minute nachher stand August glühend von Wein und Aufregung vor mir und gab dem Diener ein Zeichen, uns zu verlassen. „Sie haben“, sprach er zu mir, „gewünscht, ich solle Ihre Aufträge an Ihre Freundin übernehmen, während Sie von Weimar abwesend sind, und haben es mir dabei zur Bedingung gemacht, gegen jedermann das tiefste Geheimnis zu bewahren; ich bin auf diese Bedingung stillschweigend eingegangen. Aber doch kann ich Sie nicht reisen lassen, ohne vorher zu fragen, ob unter ‚jedermann‘ auch mein Vater mit einbegriffen ist?“

„Natürlich“, erwiderte ich, „der vor allen!“ — „Dann“, sagte August mit großer Entschiedenheit, „muß ich mein Versprechen zurücknehmen und darf Ihr Vertrauen nicht empfangen. Vor meinem Vater kann und darf ich kein Geheimnis haben. Seitdem ich reden kann,

ist kein Tag vergangen, wo ich nicht, wenn wir an einem Orte lebten, jeden Morgen zu meinem Vater getreten bin und ihm alles erzählt habe, was mir am vorigen Tage begegnet, was ich getan, was ich gedacht! Mein Vater ist mein Beichtiger. Sie wissen, wie lieb ich Sie habe. Aber meinen Vater geht mir nichts.“ Er umarmte mich, sagte Lebewohl und schied. An der Zimmerthür lehrte er noch einmal um, sah mich mit starren Augen lange durchdringend an und sprach: „Sie glaubten, ich wäre betrunken? Ich bin's nie, wenn ich's nicht scheinen will! Aberhaupt, ihr kennt mich alle nicht! Sie auch nicht! Ihr haltet mich für einen wilden oberflächlichen Gesellen!? Aber hier“ (und dabei schlug er sich mit der geballten Faust auf seine hochgewölbte Brust, daß diese dumpf und hohl widerklang!), „hier ist es so tief! Wenn Sie einen Stein hinabwürfen, Sie könnten lange lauschen, bis Sie ihn fallen hörten.“ Dann verließ er mich.

Noch immer führ' ich ein sauber gearbeitetes Portefeuille mit mir herum, welches mir August Goethe einige Tage vor unserer ersten Trennung geschenkt. Es ist mit einer Abbildung von Goethes kleinem Gartenhause geziert, und darauf beziehen sich die Zeilen, mit denen er seine Gabe begleitete:

Abschiedsgruß an Holtei

So lebe wohl, du hast mich froh gemacht.
 Geleite dich von hier ein guter Stern!
 Lang hatt' ich nicht von Herzen so gelacht;
 O glaube mir, ich denke dein auch fern.

Im Ernsten auch hast du mich stets bezwungen,
 Und meine Tränen gab ich gern dir hin.
 Wem Ernst und Scherz in solchem Maß gelungen,
 Der läßt den Pfeil zurück beim schnellen Fliehn.

Nimm denn von mir das Liebste, was ich habe;
Es ist mein Glück, mein Himmel, mein Genuß.
Bescheiden ist die stille kleine Gabe —
Für dich war's nimmer im Verschluß!

Diese Verse sind vielleicht die schlechtesten, die Goethes Sohn gemacht; aber mir sind sie die liebsten, nicht weil sie mich preisen, sondern weil sich an die letzten vier Zeilen, dem Leser unverständlich, für meine Erinnerung eine ganze Geschichte knüpft. Mit allem, was ich aus Goethes Hand, Familie, Haus an sinnigen Gaben empfang, hab' ich andere beglückt. Zeichnungen, vom Vater hingeworfen, Blätter, von seiner Hand beschrieben, wurden fernen Verehrerinnen geschenkt. Die Medaille, auf sein Fubel fest geprägt, die er mir beim ersten Besuch in Weimar gab, hängt in Preßburg bei meiner Freundin Therese. Ja, sogar jenes Glas, wovon er eine Skizze seines Wohnhauses „Am Plan“ für mich schleifen ließ, besitz' ich nicht mehr; ich reich' es meinem teuern Freunde Brackel in Riga zum Jahresfeste als Zeichen treuer Dankbarkeit. Nur zwei Gegenstände bewahr' ich bis zum Tode, einen Abdruck der „Sphigie“ in Quarto, den mir der Alte freundlich zugeschrieben — und Augusts Mappe.

So schied ich denn im Anfang des April aus dem lieben Weimar, um einige Herzen reicher! Als wir die letzten Häuser der Stadt hinter uns hatten, sagte mein im Wagen neben mir sitzender Diener als echter Berliner Galgenstrick: „Das Weimar is ein verflucht langweiliges Nest, hier möcht' ich nich jemalt hängen!“ Gemalt häng' ich nun eben nicht dort, wohl aber lieg' ich gezeichnet in Weimar. Einmal in Goethes großer Sammlung, für die er mich durch Herrn Professor Schmeller abkonterfeien ließ; das andere Mal in dem merkwürdigen Stammbuch der geist- und talentreichen Gräfin Julie Egloffstein, welche mit Meisterhand die Physiognomien aller Durchreisenden, die ihr dessen wert

erschieden, aufs Papier zauberte. Es schmeichelte mir nicht wenig, daß auch mir dieses Glück zuteil wurde.

Im ganzen ist der Eindruck, den ich bei den bessern und gebildeten Bewohnern Weimars zurückließ, ein guter und günstiger gewesen; das bewies mir die freundliche, unverstellt herzliche Teilnahme, die mir bei späteren Besuchen immer zuteil wurde. Auch hätt' ich noch viel zu erzählen und wüßte noch Bogen voll zu schwätzen, wenn's der angewiesene Raum mir nur erlauben wollte.

Mitten in dem Entzücken des Autors behielt derselbe Ruhe und Eifer genug, eine schon in Weimar begonnene, durch August Goethes und Eckermanns Zuspruch beförderte Arbeit zu vollenden, ich meine die Anordnung des „Faust“ für die wirkliche Bühne. Ich begnügte mich nicht etwa (wie es später meine Nachfolger auf diesem Felde, Tieck und Goethe selbst nicht ausgenommen, getan!) zu streichen, sondern ich erfand eine wirkliche theatrale Form, fügte was irgend möglich war in ein Vorspiel und drei Akte zusammen und nahm aus manchen nicht für die Bühne zu rettenden Szenen einzelne Reden und Stellen, ihrer psychologischen Bedeutung wegen, in andere Szenen hinüber. So brachte ich z. B. sämtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, vom ersten Worte bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht, in e i n e n großen — den zweiten — Akt, ohne daß in demselben verwandelt werden durfte, was ich durch eine szenische Vorkehrung von meiner Invention erreichte. Es gibt nichts Abscheulicheres als das ewige Geklingel und Kulissengeschiebe, wie ich es überall, wo ich den „Faust“ aufführen sah, bei diesen Auftritten gefunden. Ehe noch mein Manuskript ins reine geschrieben war, fertigte ich ein vollständiges Szenarium an und schickte dasselbe an Goethe mit dem Bemerkten: Seine Excellenz könne daraus leicht entnehmen, wie ich verfahren. Sei ihm meine Einrichtung genehm, so wollten wir zum 28. August die erste Aufführung

wagen und auf den Zettel setzen: „Mit Goethes Bewilligung so für die Bühne bearbeitet.“ Fast umgehend erhielt ich folgende Antwort von August:

„Leurer Freund! Ich habe sogleich Ihren letzten Brief hinsichtlich der Aufführung des ‚Faust‘ meinem Vater vorgelegt. Er ist mit der Idee sowohl als mit der Art, wie sie ausgeführt werden soll, zufrieden und ist auch der Meinung, daß dem Herrn Musikdirektor Eberwein die Fertigung der Musik übertragen werde. Senden Sie also so bald als möglich das arrangierte Manuskript an mich. Sollte Vater dann noch etwas wünschen, so schreiben wir einander darüber. Entschuldigen Sie die Eil' dieser Zeilen, ich wollte keinen Augenblick verlieren, Ihnen in einer Sache zu antworten, welche so allgemeines Interesse hat.“

Neuer Jubel der Direktoren, der Schauspieler, des Bearbeiters! Das nächste, was nun zu tun war, hieß, der Generalintendantz der Königlichen Schauspiele, welcher, wie schon erwähnt, von einem Monat zum andern unsere Repertoirentwürfe eingesendet werden mußten, pflichtschuldige Anzeige von unserm Vorhaben zu machen. Da stand denn zu lesen: „Des weltberufenen Erz- und Schwarzkünstlers Doktor Faust Paktum mit der Hölle. Melodrama in drei Akten und einem Vorspiel nach Goethe, mit des Dichters Bewilligung so für die Bühne eingerichtet von Holtei. Musik von K. Eberwein.“

Immer in der Mitte des Monats sandten wir unsere Repertoirentwürfe ein. Am 15. Juni war dies geschehen, und vom 16. lautet der (vor mir liegende) Protest des Grafen Brühl. „Er sieht mit Befremden, daß ungeachtet — —“ usw. O mein Heiland! Indem ich, diese Zeilen schreibend, auf das Papier blicke, erwacht mir der Nachklang jener Tage! Er protestiert; „Faust“ von Goethe ist eine Tragödie. Tragödien sind durch Kon-

zession der Königstädter Bühne verboten. Er darf nicht zum Nachteil der königlichen Anstalten nachgeben, daß durch Hinzufügung von Musik und einige sonstige Veränderungen Melodramen daraus gemacht werden. Er hofft auf Zurücknahme unserer Aufzeichnung, da hier nicht, wie bei „Lenore“, von bloßer Benutzung eines Stoffes, sondern von Einrichtung einer vorhandenen Tragödie die Rede ist! — Ich setzte mich sogleich an Kunowskis Tisch, wohin ich zum Empfang der Sammelkunde berufen war, und schrieb dem Generalintendanten Grafen Brühl usw.:

„Sehr richtig bemerkten Erw. usw., daß den neuerlich festgestellten Repertoire-Begrenzungsgesetzen zufolge die oberflächliche Umwandlung eines theatralischen Werkes in ein sogenanntes Melodrama nicht hinreicht, um dasselbe auf die Königstädter Bühne zu bringen.

Das kann auf Goethes ‚Faust‘ keine Anwendung finden, der niemals fürs Theater bestimmt war. Daß er ihn ‚Tragödie‘ nennt, könnte auch zu einem so seltsamen Irrtum keine Veranlassung geben, denn man nennt große Begebenheiten so, und der letzte Krieg in Rußland heißt eine Welttragödie. Wenn ich des Herrn Klingemanns ‚Faust‘ für die Königstädter Bühne melodramatisieren wollte, dann wären Ihre Einsprüche gerecht. Aber daß ich Goethes der Bühnenform widersprechendes Gedicht, welches in den meisten Stellen mehr didaktisch oder lyrisch als dramatisch, niemals jedoch theatralisch ist, in ein Melodrama zusammenschmolzen, dagegen kann, wenn von der hiesigen Darstellung die Rede ist, niemand etwas einwenden als der Dichter. Dieser aber hat seine Einwilligung mündlich und schriftlich gegeben. Sie würde, darin muß ich Erw. usw. vollkommen beistimmen, wenn er mir erlaubt hätte, ‚Egmont‘, ‚Götz‘, ‚Clavigo‘, ‚Lasso‘ usw. zu melodramatisieren, nicht hin-

reichen. Denn diese Stücke sind nach bestehenden Theaterformen gemacht, und einmal (im ‚Göß‘), wo dies nicht der Fall war, hat der Meister späterhin selbst Hand angelegt. Ich fordre Ew. usw. als würdigen, über jeden Zweifel erhabenen Kunstfreund, als allgemein verehrten Ehrenmann auf, mir das Theater zu nennen, welches ‚Faust‘ ohne gänzliche Umschmelzung geben könnte*, mir den Mann zu nennen, der bis jetzt nur einen bekannten Versuch gemacht hätte, dieses Riesengedicht auf die engen Bretter zu bringen? — — Wenn diese Arbeit so nahe lag, wenn es eben nur mit ein paar Strichen getan ist, wenn, woran ich Jahre gesetzt habe, von jedem anderen mit einigen Musikstücken zu bewerkstelligen war, warum hat denn niemand vor mir das nämliche unternommen? Gibt mir die Ausführung nicht ein Recht, sie ins Leben treten zu lassen? Also lieber Herr Graf —“ usw.

Ich darf wiederum nicht vergessen, daß ich den Raum sparen soll und kann deshalb unsere lange Korrespondenz hin und her nicht mitteilen. Das Resultat war, daß Graf Brühl bei seinem Protest, qua Generalintendant, verbleiben zu müssen erklärte und unsere Sache an die schiedsrichterliche Entscheidung — das heißt: auf Monate hinaus! — verwies. Sein letztes privatim an mich gerichtetes (nicht für die Königstädter Direktion bestimmtes) Schreiben schloß mit den verlockenden Worten:

„Wie allein diese Sache für den Dichter, für Sie und für mich auf eine gleich ehrenvolle Weise vermittelt werden kann, habe ich jetzt nur den einen Wunsch, daß Sie sich entschließen möchten, unserer Bühne dieses Gedicht zur Aufführung zu überlassen

* Freilich hat man es hernach doch getan! — Ja, was tut man nicht — und was duldet man nicht in Deutschland!

[Anmerkung Holteis.]

und so dem Dichter die Freude zu machen, außer seinen anderen Werken auch noch seinen ‚Faust‘ dargestellt zu sehen.“

Diesem Rufe zu folgen, wär' eine Perfidie gegen das Königsstädter Theater gewesen. Seine jetzigen Direktoren hatten es zwar nicht um mich verdient, daß ich ihrer Anstalt treu blieb. Aber was konnte die Anstalt dafür? Ihr blieb ich treu! Auf schiedsrichterliche Entscheidung provozierend und dabei natürlich die Feier des 28. August aufopfernd, sandte ich die saubere Abschrift nach Weimar.

Von Breslau begab ich mich nach dem schönen Grafenort. Kaum dort angelangt, empfing ich einen zweiten Brief aus Weimar in der „Faust“-Angelegenheit:

„Lassen Sie mich, mein Wertester, in einer bedeutenden Angelegenheit offen zu Werke gehen. Schon der eingesandte Entwurf ließ befürchten, daß die Redaktion des ‚Faust‘ nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dieses bestätigt sich leider durch das eingesandte vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Teil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unsern Beifall nicht gewinnen kann. Das Manuskript folgt daher zurück, und Sie werden unsere Ansichten aus der Ferne freundlich aufnehmen; Sie haben Ihr Publikum im Auge, und hierauf gründet sich wohl Ihre Redaktion, weshalb Ihnen denn auch völlige Freiheit bleibt, nach Überzeugung zu handeln; nur läßt mein Vater bemerken, daß unter diesen Umständen weder von seiner Einwilligung noch von seiner Mitwirkung die Rede sein dürfe. Da Sie meine Gesinnungen kennen, so werden Sie empfinden, daß ich Gegenwärtiges nur ungern schreibe. Doch kann ich hier nicht ausweichen, indem meine Ansicht mit der meines Vaters und Dr. Eckermanns übereinstimmt. Daß ich über andere

Dinge hier schweige, entschuldige unsere Trauer über den Verlust unseres allgeliebten Landesvaters. Leben Sie wohl und gedenken Sie unserer freundlichst.“

Diesen Brief mit dem ersten verglichen, muß sich jedem Unbefangenen der Gedanke aufdrängen, daß zwischen beiden ein Anstoß von außen liegt. — Was ist denn das vollständige Szenarium eines umgearbeiteten, im Drucke vorliegenden Werkes anderes als die Umarbeitung selbst für den, der im Original nachlesen und vergleichen kann? Ein solches Szenarium hatt' ich eingesandt; mit diesem hatte Goethe sich zufrieden erklärt; damit war ja eigentlich alles abgemacht. Und nun! — Ich schrieb augenblicklich nach Berlin an Kunowfski, nicht mit Tinte, nein mit Galle. Zufällig kommt mir jetzt eben seine Antwort in die Hände. Ich teile sie mit, weil sie auf die Wendung meiner nächsten Lebensjahre den mächtigsten Einfluß ausgeübt.

„Berlin, den 12. Juli 1828.

Sie wissen, teurer Freund, daß Briefschreiben nicht meine Leidenschaft ist, allein die Nachricht, die ich soeben von Ihnen erhalte, erbot mich so, daß ich mir Luft machen muß. Offenbar haben Sie recht zu glauben, daß von hier aus auf Goethe influirt worden ist. So muß man es anfangen, um Sie und uns zu mißhandeln, da es auf dem geraden Wege nicht geht. Doch was hilft der Grimm? Am besten rächen Sie sich und uns, wenn Sie den Wink annehmen, den Sie selbst in diesem Ereignis finden: durch eigne Schöpfungen sich von fremder Bornehmheit und Kabale so frei als möglich zu machen. Drum frisch auf und nicht verzagt! Sie können viel, wenn Sie es recht ernstlich wollen. Ihr Manuskript verbrenne ich nicht — (ich hatte Kunowfski gemeldet, daß ich jenes aus Weimar mir zurückgesandte vernichtet habe, ihn auch ersucht, mit dem in Berlin gebliebenen ebenso zu verfahren!) —

ich heb' es auf für bessere Zeiten, doch als Ihr Eigentum. Von Darstellung soll jetzt keine Rede sein. Wir stehen hier wieder an einer wichtigen Epoche. Es ist am 21. eine Generalversammlung. Gelingt es mir, wie ich hoffe, darin das Theater mehr zu konsolidieren, dann wollen wir noch viel miteinander aufstellen. Halten Sie nur fest an uns und lassen Sie mich sorgen, daß Sie dankbare Anerkennung finden. Wir wollen im Herbst wieder an ein näheres Bündnis denken. Bringen Sie nur ein recht wackres Stück mit; so etwas hilft gewaltig. Können Sie mir schon früher etwas senden, so werden Sie mich verpflichten, denn wir sitzen auf dem trocknen, und Immermanns „Auge der Liebe“ wird uns nicht flottmachen, sowenig wie die Dugendwaren, die wöchentlich in Szene gehen, und um die ich mich nicht bekümmere. Ade, mein lieber Holteil! Ich muß zur Konferenz. Halten Sie den Kopf oben und behalten Sie mich lieb.“

Was bedurft' es mehr, um mich aufs neue mit Leib und Seele für den Dienst jenes immer von mir geliebten Königsstädter Theaters zu gewinnen? Diesem hilfreich zu sein und recht bald mit einem neuen Stück aufzutreten, wie Kunowski es wünschte und brauchte, wurde mein Dichten und Trachten. Von „Faust“ war nun einmal die Rede gewesen, und da ließ ich mich denn vom leibhaften Satanas blenden, in meiner Bosheit auf selbsteigene Hand ein Melodrama dieses Namens zu beginnen. Ja, ich entsagte den schönsten und reinsten Sommermorgen, die in unbeschreiblicher Pracht über dem Neißetal aufgingen, um im engen Zimmer am Arbeitstisch zu versuchen, wie sich die Erinnerungen an das alte, bei Schütz und Dreher oft gesehene Marionettenspiel für meine und des Königsstädter Theaters moderne Zwecke verwenden lassen möchten.

Am 10. Januar des Jahres 1829 ging denn auch

„Doktor Johannes Faust“ in Szene als Ersatz für die projektierte und durch Journalgeträtsch bereits ausgeschriene Bearbeitung des Goetheschen.

Daß ich die Verpflichtung in mir fühlte, mich gegen die Weimaraner über meinen „Faust“ und was er bedeuten sollte auszusprechen, war wohl sehr natürlich und konnte durch die letzteren Vorgänge zwar erschwert, aber nicht gehindert werden. Ich tat es zunächst in einem ehrlichen und ausführlichen Schreiben an August, welches ich als offene Einlage meiner teuren Freundin Schopenhauer zur Besorgung beischloß. Sie erwiderte unterm 19. Februar 1829 darauf:

„Ihren Brief an August habe ich gelesen und dann besorgt. Daß Sie sich die Mühe gegeben haben, die Erscheinung Ihres ‚Faust‘ gewissermaßen zu erklären, ist ein neuer Beweis Ihrer Herzengüte. Sie hätten, nach der Art, wie der alte Herr sich in dieser Angelegenheit gegen Sie benommen, dies kaum nötig gehabt. Ihr ‚Faust‘ ist da, hat vielen Menschen Vergnügen gemacht und seinen Zweck erfüllt in seiner Art. Ist das nicht genug? Der alte Herr aber ist achtzig Jahre alt, und da ist es denn kein Wunder, daß der viele Weihrauch ihn manchmal schwindeln macht und er dann nicht begreifen will, wie andere Menschen sich unterstehen mögen, auch noch zu existieren? *** war bei ihm, als ein Brief aus Berlin* ankam, worin es Ihrem ‚Faust‘ sehr schlecht erging. Und der Alte hatte seine Freude daran. Machen Sie sich nur gefaßt, ihn, wenn Sie herkommen, ein wenig unzugänglicher zu finden als früher. Er ist es überhaupt und diniert deshalb schon seit ein paar Monaten in seinem Zimmer ganz allein oder mit einem einzelnen Gast, den er sich einladet. Das wird aber auch

* Dieser eben so geistlose als ungerechte Bericht ist in Zelters Briefwechsel zu finden. [Anmerkung Holteis.]

wieder anders. Er hat fast alle Winter solche Sonderbarkeiten, die, wenn der Tag länger wird und die Kälte abnimmt, ihn wieder verlassen."

Diese Zeilen waren es, hinter welche ich mich vor mir selbst versteckte, als ich der wiederholt an mich ergehenden Einladung, noch einmal in Weimar zu lesen, nicht folgte.

Der 27. August, als Vorabend von Goethes achtzigster Jahresfeier, fand mich in Weimar, wo ich gegen Abend mit meinem Freunde Hermann Franck einfuhr.

Mit ganzen Gliedern trafen wir im alten, lieben „Elefanten“ ein und wurden, während wir Toilette machten, von August Goethe begrüßt, der in voller Pracht, zierlichst uniformiert, nach Hofe ging und im Vorübergehen bei mir einsprach, um mich im Namen des Papas zu letzterem zu laden, bei dem sich schon heute all die Fremden und Gäste aus fernen Ländern und Zonen zur Vorfeier des morgenden Festes versammelten. Ein buntes Gewirre rauschte uns entgegen; der Alte empfing mich mit seinem urewigen: „Nun, das ist ja schön!“

Während das achtzigjährige Geburtstagskind sich zwölf hübsche Frauen und Mädchen zu seinem Festdiner eingeladen, versammelten wir Männer, Einheimische wie Fremde, uns im Hotel „Zum Erbprinzen“, um dort zu seinen Ehren das unsere zu tun. Daß es an Liedern nicht fehlte, versteht sich von selbst. Auch ich trat in die Reihen der Festsänger und zog eben nicht den kürzeren.

Die Aufführung des „Faust“ anlangend, fand dieselbe in acht Akten und in einer seltsam gestellten Anordnung statt. Manches von dem, was ich in meiner (verschmäheten) Bearbeitung weggelassen und weglassen zu dürfen, ja zu müssen gemeint, war stehengeblieben und machte, wie ich's vorausgesehen, auf den Brettern keine oder eine verfehlte Wirkung. Manches aber, was mir wichtig, ja unentbehrlich scheint, war gestrichen. So z. B. Fausts erstes Gespräch mit Wagner, welches seine

Stellung zur gelehrten Welt bezeichnet; dann jene Worte des alten Bauers und was darauf folgt, wodurch sein Verhältnis als praktischer Arzt und die daraus entspringenden skeptischen Zweifel angedeutet werden sollen. Und dergleichen mehr! In den Liebeszenen war denn auch richtig das ewige Hin- und Hergelaufe, was jede Einheit theatralischer Sammlung zerreißt, ungeändert verblieben. Kurz, es war halt eben nichts getan, sondern nur gestrichen, und ich hatte den Mut, meine Kritik der Erzählung deutsch und ehrlich in den Bart zu werfen, auch nicht zu verschweigen, daß ich meine Umarbeitung für ungleich dramatischer, konzentrierter, besser und wirksamer hielte, worauf denn ein: „Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser!“, doch sonder Groll und am Schlusse das obligate: „Nun, nun, das ist ja schön!“ lächelnd erfolgte.

Die Abwesenheit der Schopenhauer, welche den Sommer am Rhein zubrachte, ward nun zur Veranlassung, daß ich die Abende, die sonst ihr gehört haben würden, mit August verlebte, welcher sich immer fester an mich hing und mich mit einem Zutrauen, mit einer oft stürmischen Freundschaft beschenkte, die mir bisweilen Angst einjagten. Der Tod tobte ihm schon in den Adern; seine Heiterkeit war wild und erzwungen, sein Ernst düster und schwer, seine Wehmut herzerreißend. Dabei suchte er aber immer eine gewisse Feierlichkeit der Formen zu bewahren, die oft wie eine unbewußte Nachahmung des Vaters erschien und sich deshalb im Gegensatz zu sonstigem Tun und Treiben gespenstig ausnahm. Unvergesslich bleibt mir der Abend, wo er mir die Brüderschaft antrug; ein Akt, den ich überhaupt nicht liebe, wenn er sich nicht, wie durch innere Notwendigkeit herbeigeführt, gleichsam von selbst ergibt. Dies war bei uns nicht der Fall, wenigstens von meiner Seite nicht, denn ich konnte im Umgang mit ihm niemals vergessen lernen, daß er Goethes Sohn sei, und unsere Vertraulichkeit behielt,

was mich betraf, stets eine ergebene Zurückhaltung, die nur in brieflichen Eröffnungen rücksichtsloser Hingebung Raum gönnte. Deshalb drückte mich die Bruderschaft, das „Du“ ging mir gewaltsam von den Lippen.

Die Damen des Hauses waren auch diesmal gütig und nachsichtig für mich und widmeten wie früher meinen lyrischen Poesien herzliche Teilnahme. Was ich von Liedern hatte, mußte ich erklingen lassen. Besonderer Auszeichnung erfreuten sich die in schlesischer Mundart, von denen denn auch — Dank sei es den vermittelnden Bestrebungen seiner Schwiegertochter! — der alte Herr Kenntnis nahm und ihres bevorstehenden öffentlichen Erscheinens in einem Heft von „Kunst und Altertum“ einleitend gedenken ließ. — Vielleicht waren es meine Erzählungen von unserer Berliner „Schnee- und Leezeitung“, die Frau Ottilie anregten, einen ähnlichen Plan für Weimar zu fassen und auszuführen. Während meiner diesmaligen Anwesenheit wurde das „Chaos“ gestiftet, ein Blatt, an welchem Weimar und was geistig dazugehörte durch kleine anonyme oder pseudonyme Beiträge mitarbeiten sollte. Es wurde zwar gedruckt, aber nur als Manuskript für die Teilnehmer.

Bevor ich jetzt erzähle, durch welche Wendung des Geschicks diesmal noch die Ausführung meiner Absicht, wieder die Bühne zu betreten, hinausgeschoben wurde, muß ich einiger in Darmstadt empfangener Besuche gedenken, deren erster sich eben an meinen ersten Auftritt im Guberschen Konzert knüpft. Ich darf dies um so weniger unterlassen, weil ich versäumt habe, den Namen, welcher hier folgen wird, da zu nennen, wo er in meinen Schilderungen seinen Platz hätte finden sollen. Wer hätte diesen Namen nicht mindestens gehört? Wer wüßte nicht von Niccolò Paganini? Als er in Berlin Konzerte gab, gelang es mir, für meine in diesem Grade noch nie erlebte Begeisterung treffende Worte und für solche Worte eine

poetische Form zu finden. Ich ließ dies Gedicht, welches beginnt:

„Du düst'rer Mann, in Märchen eingehüllt“,

durch den Druck vervielfältigt, damals in Berlin verteilen; so gelangt' es, von Professor Valentini ins Italienische übertragen, auch in Paganinis Hände, und als ich letzteren dann bei einem wunderschönen Fest, welches Meyerbeer ihm gab, kennenlernte und ihm als Verfasser bezeichnet wurde, fand ich einen Platz in seinem sonst nicht leicht zugänglichen Herzen. Er lud mich zu seinen Proben ein, er empfing mich gern bei sich, er überhäufte mich mit Freibillets (mit denen, wie bekannt, er gar nicht freigebig war), die ich mich zu empfangen weigerte und die er mir dann „pour mes amis!“ aufdrang, ja, er schenkte mir sein Bildnis mit der von seiner Hand geschriebenen Widmung: „Grato all' amico Holteil“ welches heute noch eine Zierde meines Albums bildet.

Daß Paganini in Frankfurt a. M. seit Monaten sich aufhalte, war mir wohl zu Ohren gekommen. Doch als ich zum ersten Guhrschen Konzert hinüberfuhr, hatt' ich, mit meiner Deklamation und ihrem Sukzeß beschäftigt, fast darauf vergessen. Wie ich nun geendet und mich in die Garderobe begeben hatte, um meine Kleidung zu wechseln, stand der lange, schwarze Dämon, der weltbeherrschende Zauberer und Hexenmeister so unerwartet vor mir, daß ich fast erschrak. „Ich habe“, sagt' er mir, „Ihre Worte nicht verstehen können, weil ich nicht Deutsch weiß, aber ich habe sie begriffen durch Ihren Vortrag, und ich fühle mich sehr glücklich, de pouvoir vous rendre les claques, que vous m'avez données à Berlin.“ Ich mußte ihn am nächsten Morgen in seinem Hotel besuchen und konnte nicht hindern, daß er ein Dejeuner mit Champagner servieren ließ. Dabei begegnete noch der unglaubliche Spaß, daß, wie ich fortging, ein Kellner, mir folgend, mich um meinen Namen bat.

Als ich ihn fragte, was ihn dazu veranlassen könne, erwiderte er ganz offen: „Sehen Sie, Herr Paganini wohnt schon solange bei uns und hat noch keiner Seele einen Tropfen vorgesezt. Nun möcht' ich doch gar zu gern wissen, wie der Mensch heißt, den er mit Champagner traktiert!“ Während dieses Frühstückes wurde verabredet, daß Paganini mich in Darmstadt heimsuchen solle, was er denn auch, aber ohne sich vorher anzumelden, wirklich tat. Seine unerwartete Ankunft sezte meine Frau in große Verlegenheit, weil sie zu kurz vor Mittag erfolgte, um noch häusliche Anstalten zu einem splendiden Empfang an häuslicher Tafel zu treffen. Ich verschob also die Zusammenkunft bei uns für den Abend, führte meinen Gast samt einigen Darmstädter Genossen in das vortreffliche Hotel „Zur Traube“ und sezte ihn dann, da ich eine Abendprobe der „Jungfrau von Orleans“ abzuhalten hatte, während dieser in eine Theaterloge, wo er bon gré mal gré bis um neun Uhr aushalten und Schillersche Verse mit anhören mußte.

Zum Souper hatt' ich nun Gönner und Freunde zusammengeladen, die sämtlich darauf brannten, den fabelhaften „Nur ein Geiger“ von Angesicht zu sehen. Beim Sehen blieb es denn auch; aufs Reden ließ er sich wenig oder gar nicht ein und erwiderte alle an ihn gerichteten Begrüßungen durch stumme Verneigung und jedesmaliges Austrinken seines Glases, welches immer wieder mit perlendem Oeil de perdrix zu füllen die Sorge meiner Frau war. Wir saßen bis tief in die Nacht am Tisch. Gottfried Weber bestand darauf, wir sollten ihn einladen, in Darmstadt Konzert zu geben. Ich stritt dagegen und wandte ein, daß die von ihm beliebten Preise für den Ort zu hoch wären. Andere schlugen vor, ihm zuzureden, daß er den Eintrittspreis auf einen Laubtaler stelle. Einige meinten wieder, gerade der ungewöhnlich hohe Preis würde viele anlocken, und er müsse auf einem Krontaler bestehen. Während nun hinüber und herüber

gestritten wurde und niemand daran dachte, daß Paganini dem Gespräch zu folgen imstande sei, erhob er plötzlich seine Stimme und rief: „Si si, Messieurs, große Taler!“ Da brach der lebenswürdige Medizinalrat H., dieser echte Deutsche von edelster Gesinnung, in die Worte aus: „Schinnoos, stäubiges! Das vom große Taler hat er all's verstande!“ Das Gelächter war allgemein und wollte nicht enden. Paganini lachte mit. Aber er hatte es doch übel vermerkt, denn er wollte von späteren Unterhandlungen nichts mehr hören und hat auch wirklich jene Gegend verlassen, ohne in Darmstadt gespielt zu haben.

Ein zweiter Besuch, der mich überraschte und ehrte, war H. W. von Schlegel. Dieser ausgezeichnete Mann hatte von Baurat Moller, bei welchem er auf der Durchreise einsprach, erfahren, daß ich mich in Darmstadt niedergelassen, und mir von Berlin her ein so gütiges Andenken bewahrt, daß er seine Weiterreise auf den andern Tag verschob, um mir den Abend zu gönnen. Als ich davon in Kenntniss gesetzt wurde, geriet ich in nicht geringe Verlegenheit, denn gerade für diesen Abend waren wir zu dem alten würdigen Generalleutnant von Dalwigk eingeladen, wo ich vor einer großen Gesellschaft meine in Darmstadt noch unbekannte „Lenore“ zum besten geben sollte. Dort wegzubleiben schien unmöglich, weil die Gesellschaft auf mich berechnet war. Ich erbat mir also von Schlegel die Erlaubnis, ihn anzumelden, und erbat mir dann von Frau von Dalwigk (Schwester des hochverehrten, herrlichen, erst kürzlich verstorbenen [1845] Juristen Höpffner, eines Mannes, an dessen originelle Lebenswürdigkeit ich mit Begeisterung zurückdenke!) die Erlaubnis, den berühmten Gast bei ihr einführen zu dürfen. Als wir Schlegel abholten, hatte dieser seine Toilette nicht gänzlich beendet, und wir sahen, meine Frau und ich, wie er, nur halb von uns abgewandt, den längst verblühten Wangen einen jugendlichen Rosen-

schimmer aufzustreichen sich noch beeilte. Meine Frau, die sich einen Gelehrten von Schlegels Bedeutung überhaupt nur mit der Feder hinterm Ohr und in Folianten vergraben denken mochte, und die man ihrerseits um keinen Preis dazu gebracht haben würde, außer der Bühne sich zu schminken, war nicht weit von einem lauten Schrei des Entsetzens entfernt, und ich mußte sie ernstlich in den Arm kneipen, um ihr Schweigen aufzuerlegen. — Schlegels Erscheinen in dem großen, meist aus Vornehmen zusammengesetzten Kreise machte Aufsehen und stellte mich, der ohne ihn der Mittelpunkt des Abends gewesen sein würde, natürlich bedeutend in den Schatten. Doch ließ ich mich durch diese Entthronung in meiner Freude über seine Anwesenheit nicht irremachen, trug vielmehr, um ihn nach schwachen Kräften zu feiern, als Einleitung fürs Vorlesen seinen reizenden, nie veraltenden „Arion“ vor. Dieser nicht erwartete Vortrag veranlaßte einen jener Auftritte, bei denen die Zuhörer vor Berlegenheit ihren Geist aufgeben möchten: ein Graf, dicht neben dem Dichter sitzend, unterbrach nach Beendigung des Gedichtes die allgemein gehaltene Verehrungspause, während welcher alle übrigen Personen in stummer Andacht sich gegen Schlegel hinwandten, mit den unglaublichen, aber sehr heiter klingenden Worten: „Von wem ist denn diese Romanze?“ Schlegel, eine unermessliche Prise nehmend, sagte mit sanftem Lächeln: „Sie stammt aus einer frühern Zeit, wo ich mich mit dergleichen Kleinigkeiten noch befaßte.“

Darmstadt ist gewissermaßen wie ein Durchgangspunkt für Reisende zu betrachten. Seiner Lage verdanken wir also unaufhörliche Besuche: Berliner, Breslauer und Dresdener Freunde und Bekannte, Sänger und Schauspieler jeder Gattung. Die erstgenannten richteten sich gewöhnlich aufs Übernachten ein, um uns zu sehen und mit uns zu plaudern; die letzteren fielen mir, dem Regisseur, anheim, weil die beiden Intendanten, beide

unvermählt, kein Haus machten. So verging fast keine Woche, wo meine Frau nicht mindestens zwei, dreimal zu bewirten hatte, und dazu reichten, wenn auch in Darmsstadt im ganzen alle Lebensmittel und die heimischen Weine — französische sind desto teurer! — wohlfeil sein mögen, doch unsere Einnahmen nicht aus. Wir setzten also zu, die letzten Reste meines kleinen Vermögens erschöpften sich. Unsere Küche war ganz gut. Abgesehen davon, daß die Köchin, welche nebenbei stahl wie ein Rabe, sich regelmäßig betrank, blieb sie doch immer auf dem Platze und machte der Hausfrau keine Schande. —

Ehe wir vom Jahre 1830 gänzlich Abschied nehmen, hab' ich noch die traurige Verpflichtung, eines Briefes zu gedenken, der aus Weimar unterm 12. November von der Hand eines dem Goetheschen Hause nahe befreundeten Mannes mir zukam:

„Mit Wehmut und kaum fähig, einen Gedanken zu fassen, ergreife ich die Feder, Ihnen unseres August Tod zu melden. Er starb am 28. Oktober früh zwei Uhr in Rom in Folge eines im Kopfe gesprungenen Blutgefäßes, was sein Ende schnell, ja augenblicklich herbeiführte. Wir erhielten die Nachricht vorgestern durch den hannoverschen Gesandten, der ihn am 27. erst spät abends verlassen hatte, wo er schon das Zimmer hüten mußte, weil nach dem Urtheil des Arztes ein Scharlachfieber im Ausbruch war. Sie können denken, welchen Eindruck diese Nachricht auf den zwei- undachtzigjährigen Vater, auf die schwächliche Frau gemacht hat. Letztere läßt Sie, Ihrer innigsten Theilnahme versichert, freundlich grüßen. Der Vater hält sich äußerem Anscheine nach aufrecht. Es darf ihm niemand das Wort Tod aussprechen. Allein, was in seinem Innern vorgeht, welche Folgen dieser Schlag auf seine Gesundheit im Laufe des Winters üben wird, darüber wagt niemand zur Zeit ein Urtheil. August

hatte sich nach allen brieflichen Mittheilungen (insbesondere seinem gediegenen Tagebuch) so außerordentlich wohl befunden, so herrliche Genüsse in sich aufgefasset, daß wir uns alle, vor allem sein Vater, der Rückkehr freuten und die schöne Hoffnung hegten, Kunst und Altertum würden ihn mit dem gewöhnlichen Leben, welches ihm mannigfachen Ekel erregte, versöhnt haben, namentlich aber noch ein neues Band zwischen ihm und seinem großen Vater knüpfen. Dies alles ist nun dahin! Wir hatten brieflich verabredet, daß er über Frankfurt heimkehren und ich ihn dort abholen wollte, daß wir Sie in Darmstadt überraschen und einige Tage mit Ihnen verleben würden! Es hat nicht sein sollen.“ —

Ruhe sanft, mein armer kranker Freund, unter deiner Pyramide! —

In Weimar wurde natürlich wieder haltgemacht. Ich konnte mir's nicht versagen, Goethe nach dem Tode seines Sohnes zu sehen. Er hatte unterdessen eine Todeskrankheit durchgemacht und, von dieser erstanden, an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geschrieben: „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße gestellt.“ In diesem Briefe sprach er sich ferner darüber aus, „wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgendeine Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen suche. Seine glücklich überstandene Krankheit sei die Folge davon gewesen. Jetzt wolle er also alles tun, um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten. Dabei habe er auch von neuem die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenngleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen“.

All diese bedeutenden, männlich festen Äußerungen paßten mir durchaus nicht zu den Warnungstimmen,

die mir in Weimar zuflüsterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur um Gottes willen nicht von August reden, das sei streng verpönt, er wolle den Tod und die Toten nicht erwähnen hören. Eine so feige Nachgiebigkeit wäre mir unmöglich gewesen und, um es kurz zu machen, fing ich gleich nach meinem Eintritt gerade mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf ein. Er versuchte von anderen Dingen zu reden, und auch das gelang uns nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Konversation zustande. Nach zehn Minuten empfahl ich mich, und er entließ mich „auf Wiedersehen“! Aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein, und — Goethe speiste auf *seinem* Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.

Unsere Wohnung in der Holzmarktstraße [in Berlin] verdient ein Wort dankbaren Angedenkens. Sie war weder elegant noch prächtig; aber sie war eigentümlich, bequem und dabei, was in einer großen Residenz unschätzbar ist, in Berlin aber bald gar nicht mehr zu finden sein wird, weil die Baurut täglich mehr um sich greift, ländlich. Ein niedriges Häuschen, welches wir allein inne hatten, von keinem andern Mieter gestört; fünf größere und fünf kleine Zimmer, einige der letzteren freilich so klein, daß ihrer drei zusammen kaum genügten, meinen Arbeitstisch, meine Bücher und mich zu beherbergen. Unmittelbar hinter dem Hause ein großer, grüner Platz mit schönen alten Nuß- und andern Bäumen; über den Platz hinweg die Spree, dieser oft bespöttelte Fluß, der allerdings kein Drinoko ist, der aber vor vielen größeren Strömen, namentlich vor der Oder meines lieben schlesischen Vaterlandes, den Vorzug hat, auch im heißesten

Sommer wasserreich und frisch zu fließen. Ich sah aus den Fenstern meiner stillen häuslichen Dreieinigkeit auf Gras, Bäume und Wasser. Welchen Wert eine solche Wohnung für Kinder hat, ist gar nicht zu schildern. Auch machte sich unser Heinrich — eigentlich hieß er Henrich, nach seines Laufpaten Steffens norwegischem Vorbild — alles sehr zunutze und dehnte die ländliche Freiheit so weit aus, daß er zu unterschiedlichen Malen aus der Spree herausgefischt werden mußte. Daß wir gar so weit von den Haupt- und Glanzpunkten der Stadt wohnten, schützte uns vor Besuchen, welche nur Langeweile oder Müßiggang herbeizuführen pflegen. Diejenigen aber, welchen es Ernst war, uns aufzusuchen, wußten uns auch in der freiwilligen Verbannung aufzufinden. Niemals war unser Umgang lebhafter und bestand niemals aus interessanteren und bedeutenderen Personen als gerade dort; wobei nur zu bedauern blieb, daß ich nicht umhin konnte, auch hier schon wieder unsern Etat zu überschreiten und mehr auszugeben als mir zustand.

Ein Gast war uns damals angemeldet worden, vor dem Berlin zitterte, und dem besonders meine arme Frau, wie er sich langsamen, aber sichern Ganges näherte, jeden seiner Schritte verfolgend, ängstlich entgegenbebte: ich meine die Cholera. Vielleicht trugen die zum Teil widersinnigen Boranstalten, über die man schon lange vorher deliberieren hörte, und die, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, größeres Unglück über die Bevölkerung der Residenz gebracht haben dürften als der gefürchtete Todfeind selbst, mehr zu der unruhigen Aufregung bei als die beunruhigenden Berichte, die ihm den Weg bahnten. Ich für meine Person, von Natur aus gar nicht geneigt, mich um mein liebes Selbst zu ängstigen, wurde doch durch einige abergläubische Andeutungen erschreckt. Gerade in die Lage, wo die Furcht vor der Cholera, mit entschiedener Wendung ihrer unregelmäßigen Laufbahn, in Berlin zur höchsten Höhe gesteigert war, fiel das

Begräbnis des nicht lange nach unserer Ankunft aus Darmstadt verstorbenen Schauspielers Wegener. Dieser junge Mann hatte als geschätztes Mitglied des königstädtischen Theaters in vielen meiner Stücke zum Gelingen derselben beigetragen: „Der Dichter im Versammlungszimmer“, „Lenore“, „Erinnerung“, „Faust“, „Die Majoratsherren“ und besonders der während meiner Abwesenheit aufgeführte „Robert der Teufel“ waren durch ihn gehoben oder gehalten worden; ja, bei der letzten höchst anstrengenden Rolle hatte der unermülich fleißige Mensch die noch übrigen Kräfte seines schon erlöschenden Lebens aufgeboten und sich dabei den Rest gegeben. Seine Kollegen wünschten, daß ich ihm die letzte Ehre erweisen und an seinem Grabe reden möge, wozu sie bereits die erforderliche Erlaubnis der Behörden und des Predigers eingeholt. Ich konnte diesen Antrag unmöglich von mir weisen. Während ich beschäftigt war, eine Rede für diesen Zweck auszuarbeiten, trat meine Frau, Tränen im Auge, zu mir. Sie hatte im Theater vernommen, welches Amt die Herren mir zugedacht, und bat mich nun, um alles in der Welt davon zurückzutreten. Sie führte an, wie sich in Berlin der Aberglaube forterhalten habe, daß jeder, der, ohne berufen zu sein, am Grabe spricht, binnen Jahresfrist dem Begrabenen folgen müsse. Nun gebe sie zwar nichts auf solche Märchen, aber weil die Cholera vor der Thür, sei sie doch ängstlich; auch wär' es doch immer seltsam, daß der verstorbene Wegener gerade vor einem Jahre dem damals verstorbenen Schauspieler Haas auch die Leichenrede gehalten habe! — Dieser letzte Umstand war mir unbekannt, und — warum soll ich's leugnen? — ich stuzte und schwankte einen Augenblick. Doch sagt' ich mir bald, daß ich mich lächerlich machen würde, wenn ich mich abschrecken ließe. Ich tröstete meine Frau mit allen auf der Hand liegenden Vernunftgründen, wobei ich, wie oft in ähnlichen Fällen, hören mußte, daß ihr dieselben ebenso geläufig waren wie mir, daß sie mir durchaus

recht gab, schließlich aber dennoch ihre Bitte wiederholte. Dennoch ging die Sache vor sich. Als wir Leidtragende am Begräbnistage paarweise und in langem Zuge hinter dem Sarge her zogen, hörte man vor und neben und hinter sich nur von der Cholera flüstern; wo sie wieder ausgebrochen, wie viel Opfer gleich am ersten Tage gefallen und wie viel näher sie uns wieder gerückt sei! Und dergleichen Süßigkeiten mehr. Auf diesem Wege überkam mich zuerst ein Gefühl der ängstlichen Besorgnis, welches mir eine Art von Herzklopfen zuzog, wie ich es sonst nie empfunden. Doch wich es bald der Spannung, welche wohl niemals ausbleibt, wenn man vor einer großen Versammlung, sei es nun vor einem Souffleurkasten, sei es vor einem offenen Grabe, auftreten und reden soll. Die fungierenden Leichendiener wiesen mir meinen Platz auf einem der um das Grab liegenden Bretter an. Kaum hatt' ich ihn eingenommen, kaum einen Blick auf die umgebende Menge geworfen, kaum die erste Silbe auf meine Lippen gebracht, als der lockere Sandboden zu weichen begann und das Brett, welches mich tragen sollte, mit mir hinabglitt, so daß ich versank, bis an die Achseln im Grabe verschwand und eben nur noch zur Not von meinen nächsten Nachbarn emporgezogen werden konnte. Als ich wieder Grund gefaßt und mich sicher auf den Füßen fühlte, vernahm ich ringsumher ein dumpfes Gemurmel. Doch ließ ich mich nicht aus der Fassung bringen, sondern haspelte meine Rede rüstig ab wie ein wirklicher Leichenprediger. — Daß unter den Opfern, welche die Cholera in Berlin fordern würde, sich auch meine Wenigkeit befinden müsse, darüber konnte nun wohl kein Zweifel mehr obwalten. Einigermassen war auch ich von dieser Meinung berührt und sah der Ankunft des höllischen Legaten nicht ohne besorgliche Erwartung entgegen. Viele Bewohner Berlins, unter diesen auch einige unserer nähern Bekannten, entflohen und suchten Schutz vor der Seuche in fernen Gegenden. Merk-

würdig! Drei Familien, deren ich mich jetzt eben erinnere, fanden am Rhein den Tod, den sie in Berlin vermeiden wollten. Eine Mutter verlor ihre schöne blühende Tochter, ein Elternpaar seinen einzigen Sohn, Ludwig Robert und seine Frau aber starben beide selbst. Alle diese fielen dort, wo sie Schutz gesucht, als Opfer des Nervenfiebers, während von unsern Freunden und nähern Bekannten in Berlin niemand der Cholera unterlag!

Der einzige Einfluß, den die Herrschaft der Cholera auf mein Dasein ausübte, gab sich in noch größerer Enthaltbarkeit von Trank und Speise, wie sie mir sonst schon immer eigen, und in angestrongterem Fleiße kund, welcher letztere nicht ausbleiben kann, sobald eine öffentliche Niedergeschlagenheit die Zahl und Auswahl verlockender Zerstreungen mindert. Einige Erzählungen begann und vollendete ich. Auch schrieb ich das Schauspiel „Der dumme Peter“ und reichte dieses, wohl zunächst um in annähernde Verbindung mit der Generalintendanz zu kommen, beim Königlichen Hoftheater ein. Für die Königsstädter Bühne hätte sich's nicht geeignet, weil diese keinen eigentlichen Charakterdarsteller besaß. Ludwig Devrient war nun freilich auch schon die Ruine seines eigenen Namens und, jener Krankheit, die ihn dem Grabe näher brachte, schier unterliegend, immer nur in kurzen Zwischenräumen aufzutreten fähig. Dennoch stimmte Hofrath Esperstedt, sobald er mein günstig aufgenommenes Manuskript gelesen, mit mir überein, daß Devrient den Peter spielen müsse. Ich machte dem berühmten Künstler die unvermeidliche Autorvisite, wo ich ihn nach langer Zeit zum ersten Male wieder sah. Zu meiner größten Freude fand ich ihn für mein Schauspiel aufs günstigste eingenommen und namentlich von seiner Rolle völlig erfüllt und durchdrungen, so zwar, daß er auf meine Aeußerung, ich sei bereit, dem Wunsche der Regie gemäß bedeutend zu streichen, mit Hestigkeit entgegnete: „Poffen; wüßt' ich doch nicht, was da zu streichen wäre! Können

sie's schon wieder einmal nicht kurz genug haben, um hinterher noch eine Stunde tanzen und springen zu lassen?!“ Ach, und trotz dieser für mich so ehrenvollen Entgegnung wär' es doch für alle Beteiligten nützlich gewesen, recht viel zu streichen, denn unser lieber Devrient hatte die Fähigkeit, fest zu lernen — die übrigens nie, auch in seiner Glanzperiode nicht, zu seinen glänzenden Eigenschaften gehörte —, fast gänzlich verloren und vermochte nur noch in abgerissenen Sätzen nachzusagen, was ihm der Souffleur überlieferte. Da in der Rolle des Peter eigentlich auf wirksame Volubilität der Zunge, die ohne festes Lernen nicht gedacht werden kann, gerechnet ist, so begte Devrient, seine Schwäche wohl kennend, selbst einige Besorgnis. Er fragte meinen gütigen Freund, den Regisseur Weiß, ob er wohl glaube, daß Holtei unter die Theaterdichter gehöre, die sich viel aus den Worten machen? Und als Weiß ihm in seiner humoristischen Art darauf entgegnete: „Lieber Devrient, dann hätt' er die Rolle nicht für dich geschrieben!“, fühlte Devrient sich sehr erleichtert. In diesem Sinne hat er sie denn nun auch gespielt. So manche Wendung des Gedankens, so manches kleine pikante Wort, worauf der Autor nicht übel Lust hatte, eitel zu sein, ging auf dem Wege aus dem Munde des Souffleurs bis in Devrients Ohr verloren, fiel auf den Boden und ward unter die Füße getreten. Dagegen verlied er manchen Szenen und Momenten durch seine siegreich mimische Gewalt eine Wirkung, die der arme Verfasser auch nicht von fern geahnt. Das Stück erhielt sich bis zu Devrients Tode auf dem Repertoire und behauptet seinen Platz in der Geschichte des deutschen Theaters dadurch, daß der dumme Peter die letzte neue Rolle gewesen ist, die Ludwig Devrient einstudiert und gegeben hat.

In Frankfurt a. D., wo die schöne, Kluge, gute Generalin v. Z., mir von Berlin aus bekannt, lebte und einen Kreis derjenigen um sich vereinte, welche man die dortige Aristokratie nennen durfte, hatte ich mich von Grafenort aus gemeldet, um daselbst, was schon früher einmal besprochen worden war, einige Tage zuzubringen. Wenn ich hier die Bezeichnung „Aristokratie“ gebrauchte, so geschah dies nicht, weil gerade die Vornehmsten und Angesehensten jenen Kreis bildeten, sondern weil diese zufällig auch die am meisten Unterrichteten, Teilnehmenden, Edelsten waren. Es gibt in meinen Augen nur eine Aristokratie, ich meine diejenige, in welcher Geist und Gemüt sich verbanden. Wer diese ableugnen will, gehört für mich zum Pöbel, sei er meinetwegen im Purpur geboren. Wo aber Rang, Geburt und Besitz sich mit ihr vereinigen, ist sie mir doppelt wert; ich bin nicht so erbärmlich egoistisch, daß ich, im Staube des Weges mühselig zu Fuß wandelnd, diejenigen hassen sollte, die mit vier Pferden vor mir einherfahren, weil ich sie beneiden müßte. Auch glaub' ich bemerkt zu haben, daß in einer gewissen Klasse von Demagogen, Liberalen, Kommunisten — oder wie man sie nun bezeichnen will, die den Unterschied der Stände demolieren möchten und fortwährend Freiheit und Gleichheit predigen — sich sehr viele engherzige, eigennützig-eitle Mundhelden befinden, die, wenn sie in Besitz und Stellung gelangten, allen Hoch- und Übermut entwickeln würden, über den sie jetzt so bitter klagen. Mir ist, wie ich mich viel umhergetrieben und auch den Höchsten gegenüber meine persönliche Freiheit und Ehre, oft nicht ohne Opfer, bewahrt habe, durch lange Erfahrung deutlich hervorgetreten, daß nur die Aufgeblasenheit plötzlich reich gewordener Kommerzianten und neben dieser der Bettelstolz hungernder Edelleute unerträglich ist; daß sich hingegen mit wohlhabenden Leuten, die Namen und Eigentum zugleich ererbten und dabei nur nicht ganz ohne Bildung blieben, immer noch am besten auskommen läßt.

Wenn daher in Frankfurt denen, die durch Geist und Wissen galten, sich auch Häuser öffneten, wo der begründete Anspruch auf Vornehmheit herrschte, so störte dies die Geselligkeit im höheren Sinne des Wortes nicht nur nicht, sondern beförderte sie veredelnd. Ich glaube mich keiner eitlen Prahlerei schuldig zu machen, wenn ich, als zur Schilderung meiner Erlebnisse gehörig, unumwunden erzähle, wie es mir gelang, mir und meinen Talenten in Frankfurt a. D. jene Geltung zu erreichen, die sich auch auf die Person überträgt, die ihr Gönner und Freunde erwirbt. Ofters bin ich dort herzlich aufgenommen worden; immer haben mich die Besten als einen Gerngesehenen willkommen geheißen, und heute noch (1845), wo die alles zerstörende Zeit auch jenen wahrhaft seltenen Verein hochgebildeter, lebenswürdiger Menschen und Familien aufgelöst hat, beweisen mir die Zurückgebliebenen, die jetzt vereinzelt dastehen, wenn ich mich dort zeige, daß in ihrer Erinnerung an vergangene schönere Tage mein armes Bild unvergessen seinen Platz behauptet. Tadel mich niemand, daß ich mich hier so entschieden selbst lobe! Ich will nur ehrlich bekennen: es wird noch schlimmer kommen. Wir nahen der Epoche meines Lebens, wo ich mancherlei Gutes von mir zu sagen habe, insofern nämlich, als andere es vor mir gesagt und gedacht haben müssen, weil sie mir sonst nicht so unzweifelhafte Beweise ihres Wohlwollens, ihrer Teilnahme gegeben haben könnten. Es hilft nun einmal nichts, ich kann auch das nicht verschweigen, ebensowenig als ich das Able verschwiege, dessen ich mich so häufig anzuklagen hatte.

Oft und viel ward ich angefochten wegen meiner „Bescheidenheit“, wie sie's nennen, und manche behaupten mir wohl gar ins Gesicht, ich zierte mich damit. Dem ist nicht so. Ich bin gar nicht bescheiden. Ich bin nur wahr, bin nur aufrichtig; das werd' ich bleiben, soweit es sich tun läßt (denn alles kann man und darf man ja, wie

schon öfters gesagt, beim besten Willen nicht erzählen, weil es Verhältnisse und Menschen verletzen würde, die noch existieren).

Nicht ohne Widerspruch gelang es mir, die Arbeit [„Ein Trauerspiel in Berlin“], auf deren Erfolg ich große Hoffnungen setzte, zur Darstellung angenommen zu sehen. Die mächtige Gegenpartei meiner Frau [Julie Holzbecher] mochte wohl spüren, auf welche Seite diesmal die Zurücksetzung fallen sollte. Madame L. weigerte sich lange, die ihr zugedachte Rolle der koketten Welt-dame zu übernehmen, und da dem Verfasser das Recht der Besetzung nicht abgestritten werden konnte, so bemühte man sich, das Stück im ganzen anstößig zu finden, und ließ kein Mittel unversucht, die Aufführung zu hintertreiben. Glücklicherweise war gerade fühlbarer Mangel an Neuigkeiten eingetreten, und da mein Stück weiter keine Kosten an Garderobe oder Dekorationen verursachte, so bracht' ich es glücklich dahin, daß es studiert wurde. Im Publikum herrschte die offenbar von einem Teil des Theaterpersonals verbreitete Meinung, eine kürzlich in der Umgegend von Berlin verübte grausame und gemeine Mordgeschichte bilde den Mittelpunkt meiner Arbeit; man war darüber schon im voraus erbittert, und der Entschluß, das Stück unter jeder Bedingung auszuspfeifen, stand so fest und wurde so entschieden ausgesprochen, daß nun, um dies Vergnügen ja nicht zu stören, sogar die bisherigen Widersacher mit Eifer an die Förderung desselben gingen. Am 24. März 1832 war die erste Aufführung an-gesetzt. Ich hatte die Proben mit angesehen, und obschon ich mich in denselben überzeugt, daß Julie ihre Dörthe vortrefflich geben werde, mir doch, eingeschüchtert wie ich durch unzählige bis an mich gelangende Gerüchte wurde, fest vorgenommen, der Aufführung nicht bei-zuwohnen. Die Stunden, welche ich nach Beendigung der Hauptprobe verlebte, will ich nie vergessen. So mögen sie



Das Königsstädtische Theater zu Berlin

dem Elenden vorüberschleichen, dem das Todesurteil vorgelesen, dem aber auch durch einen milden Richter noch entfernte Aussicht auf mögliche Begnadigung gelassen worden ist. Es stand für uns alles auf dem Spiel. Drang die gefürchtete Kabale, von der alle Leute sprachen wie „vom Drachen in seiner einsamen Höhle, desto schrecklicher, weil niemand ihn sieht“, wirklich durch, fiel mein Stück; dann durfte auch Julie nicht auf Anerkennung ihres Spiels rechnen, sie wurde unter den Trümmern meiner stürzenden Hoffnungen mit begraben. Ich hörte schon wieder die jubelnd gellenden Töne; ich sah schon wieder die arme Frau, ihre Tränen mühsam hinunterkämpfend, mit schwer zu behauptender Fassung vor den Lampen zittern; ich fühlte die unbeschreibliche Angst der Erwartung, gegen welche Gewißheit des größten Unglücks nur Kinderspiel scheint, fieberisch durch meine Glieder ziehen und schlich von Zeit zu Zeit in meiner Frau Zimmer, mir bei dieser, welche in weiblicher Riesenstärke an ihrer Näherer saß, einen Blick des Trostes, ein Wort der Beruhigung zu holen. „Ich bin“, sagte die kleine Heldin, „auf das Schlimmste gefaßt und will mich durch nichts irremachen lassen; meine Rolle führ' ich bis zu Ende durch, und wenn sie mit Äpfeln auf die Bühne werfen sollten. Aber“, fügte sie lächelnd hinzu, „du brauchst dich nicht zu quälen, ich weiß es, ich fühl' es, alles wird gut gehen!“

Gegen vier Uhr nachmittags ließ sich Raimund melden. Ferdinand Raimund war eben in Berlin eingetroffen, um eine Reihe von Gastrollen auf dem Königsstädter Theater zu geben. Ich kannt' ihn von meinem ersten Aufenthalt in Wien, wo ich ihn aufgesucht hatte, entzückt von seinem komischen Genius, der, als ich ihn zuerst bewunderte, noch in seiner ursprünglichen Naivität, eigentlich frischer und unbefangener gewaltet als nachher. Raimund trat mit den Worten bei mir ein: „Ich weiß, wie einem zumute ist, der ein neues Stück geben läßt, des-

halb komm' ich jetzt zu Ihnen, um Ihre Angst ein wenig zu zerstreuen." Ich mußte mich zwingen, für seinen guten Willen dankbar zu scheinen, und dieser Zwang, der mich meiner grübelnden Einsamkeit gewaltsam entriß, tat mir doch gut. Wir gerieten ins Plaudern über Wien, dabei rückte die Theaterzeit rasch genug heran. Raimund rüstete sich zum Gehen und wartete, die Tür in der Hand, daß auch ich mich fertigmachen sollte. Als ich ihm sagte, ich würde das Theater heute nicht besuchen, wollt' er's durchaus nicht glauben. Das sei unmöglich, rief er aus, so viel Resignation könne kein Autor haben, man wolle doch wissen, was geschähe, und so weiter. Ich hatte die größte Mühe, ihn davon abzubringen, daß er mich mit Gewalt fortschleppte, worauf er durchaus bestand. Als er mich verlassen, hüllt' ich mich in meinen Mantel und ging unterm grauen Märzhimmel, der sich bald in feinen Staubregen löste, in die Abenddämmerung hinein, die menschenleeren Wege verfolgend, welche zu den Bretterzäunen des Köpenicker Feldes führen, eine Gegend, welche damals durchaus keine Spuren glänzender Residenz trug, in welcher jedoch jetzt, wie ich vernehme, neue Städte aufzuwachsen sollen. Dort trieb ich mich, wie wenn ich selbst zu dem Diebsgesindel gehörte, desgleichen im Trauerspiel vorkommt, ungesehen und nur von heiserem Gebell der Kettenhunde verfolgt, bis zum völligen Einbruch der Finsternis umher. Um acht Uhr war ich wieder zu Hause. Die Kinder, noch mit ihren Lernerarbeiten beschäftigt, empfingen mich mit der Nachricht, vor einer Minute wär' ein fremder Herr hiergewesen, der, nachdem er sehr heftig angeläutet, nur den Kopf zur Haustür hereingesteckt und geschrien habe: „Es geht gut, stürmischer Beifall!“ Dann sei er ebenso rasch verschwunden. An seiner Hand, die den Griff der Tür gehalten, hätten sie beim Schein der Lampe einen Siegelring flammen sehen. Aus der Beschreibung dieses Ringes entnahm ich, daß der nächtliche Siegesbote kein anderer sein konnte als Raimund, der mich daheim

gewöhnt und mir in meiner bangen Einsamkeit den glücklichen Fortgang der Schlacht melden wollte. Aber war sie deshalb total gewonnen? Konnte nicht noch am dritten Akt, der eben, während ich Kunde vom Gelingen der zwei ersten erhielt, gespielt wurde, das Ganze scheitern? War nicht gerade dieser dritte Akt, der eigentlich weiter nichts enthielt als eine in die, streng betrachtet, höchst undramatische Form eine Kriminalverhörs gekleidete Rekapitulation des Vorhergegangenen, der gefährlichste? Nun erst begann ich mich so recht zu ängstigen. Ich legte die Uhr auf den Tisch, von Minute zu Minute berechnend, wie weit sie auf der Bühne sein könnten, und mit jeder Minute nahm meine Spannung zu. Etwas Ähnliches hatt' ich noch niemals empfunden. — Jetzt hör' ich den durch die Stille des Abends dröhnenden Schall der Hausglocke; eh noch die Diensthboten aus der Küche vordringen können, steh' ich schon an der Tür, öffne, erwarte meine Frau zu sehen und den Diener, der sie geleitet — da erblick' ich, vor dem kalten Regen fest verummmt, Beckmann. „Bin ich der erste?“ fragt dieser. Und als ich, kaum begreifend, was er mit dieser Frage meint, dies bejahe, brüllt er „Hurra!“ und ist auch schon verschwunden. Indem ich seinen Tritt die öde Holzmarktstraße entlang am Eingang zur Alexanderstraße verhallen höre, vernehm' ich zugleich rasche Schritte, die sich nähern. Der alte Diener mit dem „Theaterkorb“ voran. Dann meine Frau, der dicke Schall neben ihr leuchtend, Willibald Alexis, andere Freunde . . . bald war die kleine Hütte voll! Ich brauchte nicht zu fragen, wie's gegangen. Ich las es in den Augen der armen Julie, verstand es aus dem beredten Händedrücken der Teilnehmenden. Erst beim kleinen trauten Mahle, wo jeder zum besten gab, was er gesehn und gehört, wie es ihm erschienen, welche Eindrücke er bei diesem oder jenem Auftritt gehabt — erst da fing ich an, mich recht zu freuen. Und ich stehe nicht an, es auszusprechen: wenn es wirklich

wahrhaft glückselige Stunden im Erdenleben eines Schriftstellers gibt, so sind sie ihm beschieden nach einem solchen Abend der quälendsten Seelenpein, wo er sich, von Freunden umgeben, des glücklichen Erfolges freut und aus jedem Worte, welches gewechselt wird, neue Nahrung für sein Glück saugt. Mehr als der Beifall aber, der mir, dem Verfasser, zuteil geworden, erfreute mich jener Triumph, den Julie als Darstellerin errungen. Mein Drama wurde als ein leckes, höchst fremdartiges, wenn auch wirksames und eigentümliches Bagstück bezeichnet. Julies Dörthe galt bei allen Menschen, die nur irgend etwas vom Theater verstehen, für ein in seiner Art vollendetes Meisterwerk, wo bis in die kleinsten Details hinein Wahrheit und Natur sich zur wirklichen Kunstleistung erhoben. Und d a r a u f durft' ich stolz sein, daß es mir gelungen, den rechten Ton für sie zu treffen und in meiner Ausführung dieser noch nie auf der Bühne dagewesenen Rolle, die ich billig m e i n e Erfindung nennen durfte, alles zu vermeiden, was sie von dem Gebiet der Natürlichkeit auf den Weg manierterter Kunstlei hätte verlocken können.

Das „Trauerspiel in Berlin“ machte in Berlin Aufsehen. Man sah sich's an, um sich zu „iraulen“ — und um sich rühren zu lassen. „Es weint sich nirgend so gut als in Ihren Stücken!“ — sagte eine junge Dame zu mir — „und das ‚Trauerspiel in Berlin‘ geht noch über ‚Lenore!‘“

Mittlerweile hatte mein junger Freund Julius Riez seine Musik zu demjenigen Werke vollendet, auf welches ich für meine Debüts den meisten Wert legte, welches eigentlich den Kern des ganzen, so gewagten Unternehmens bilden sollte: seine Musik zu dem Drama, Melodrama, Liederspiel, oder wie man es nennen mochte: „Lorbeerbaum und Bettelstab“. Die Idee zu diesem oder einem ähnlichen Stück trug ich lange mit mir herum. Sie war

zuerst angeregt worden durch die Stelle in Jean Pauls „Flegeljahren“, wo Walt den Knüttel eines Bettlers, nachdem er ihn im Flusse gereinigt hat, ergreift und sich wunderbar bewegt fühlt, jetzt wirklich den *Bettelstab* in der Hand zu halten, von welchem er so oft gehört. Längst, bevor ich an meinen Wiederauftritt auf den Brettern dachte, hatte ich bei einem Spaziergang dem jungen musikalischen und zugleich poetisch empfänglichen Freunde davon erzählt, und dieser war so lebhaft darauf eingegangen, erkundigte sich nachher bei jedem Zusammentreffen mit so viel Theilnahme nach den weiteren Fortschritten dieser Arbeit, daß ich es für meine Pflicht hielt, ihn dann, als es Ernst damit werden sollte, zur musikalischen Ausarbeitung aufzufordern. Einige Melodien hatte ich gewählt, andere erfand er neu; die Entreeacts und melodramatischen Piecen waren durchgängig von ihm, letztere so sinnig und schön, daß ich nichts Edleres in dieser Gattung wußte. *Mir* war das Stück unter den Händen zu etwas ganz anderem geworden, als es in der ersten Anlage gewesen. Den *Bettelstab* und die Schicksale des Mannes, der ihn führt, hatte ich abhandeln wollen. Wider eigenes Erwarten wuchs mir der *Lorbeerbaum*, der den Stab liefert, über den Kopf und nahm die ersten drei Akte ein, während er den *Bettelstab* in ein Nachspiel verdrängte. Heinrich von Kleist war der Stern, welchen ich durch die herbstliche Nebeldämmerung dieses Stückes glänzen sah, ihm zu Ehren hieß mein verkannter Dichter Heinrich. Wie sehr mir selbst meine Arbeit gefiel, wie innerlich wahr und bedeutend ich sie fand, kann ich gar nicht sagen. Ich war entzückt davon und betrachtete dies Kind mit den Augen eines überzärtlichen Vaters: eine Schwäche, die ich mir bei meinen andern literarischen Kindern nicht vorzuwerfen hatte. Außer mir theilte nur der zweite Vater, der Komponist, dieses Wohlgefallen; nur Rieg fand es schön. Alle übrigen Freunde und Freundinnen, denen ich es in feierlicher Abendstunde

vorgelesen, schwiegen bedeutsam, und sogar meine Frau, sonst so teilnehmend für die Versuche ihres Gatten, fand keine anderen Worte als ausweichende. Und ich, sonst so leicht irregemacht, durch Einwürfe und Zweifel so leicht selbst an mir zu zweifeln verleitet, so abhängig von anderer Urteil im eigenen Urteil über meine Arbeiten — ich blieb diesmal unerschütterlich fest; ich trotzte dem kalten Schweigen der Freunde, dem fast spöttischen Lächeln der mitbeschäftigten Schauspieler und drängte mit stürmischen Bitten, mit unaufhörlichen Besuchen die Direktion zu möglichster Beschleunigung. Am 16. Februar fand die erste Aufführung statt. Ich gebe als Bericht vom Erfolg hier den Aufsatz, welchen Friedrich Schulz, der vieljährige Kritiker in der „Spenerschen Zeitung“, geschrieben. Dieser originelle Vielwischer und Theatromane, der die goldnen Tage der Berliner Bühnenepoche mitgelebt und, obgleich Flecks Zeitgenosse, noch ins Greisenalter eines Jünglings Vorliebe für dramatische Kunst herübergebracht, war eigentlich mein besonderer Gönner nicht mehr. Durch die leidenschaftliche Verehrung, die ich der angebeteten Sophie Müller bewiesen, hatte ich ihn, den eben so leidenschaftlichen Verehrer einer andern Celebrität in diesem Felde, mir erzürnt, und er übte lange genug das Amt eines Rezensenten, um den dazugehörigen Vorrat an Galle genügend kultiviert zu haben. Dennoch aber, und obgleich Beurteilungen über das Theatertreiben in der Königstadt seines Amtes nicht waren, hatte diesmal sein leicht entzündbares Herz Feuer gefangen, und er sprach sich folgendermaßen aus:

„Einen Genuß, wie ihn diese Bühne wegen ihrer Schranken selten gewähren kann und in der Art vielleicht noch nie gewährt hat, bereitete uns die erste Vorstellung des Dramas ‚Lorbeerbaum und Bettelstab‘. Ohne Divinationsgabe kann man aus diesem Titel die Idee des Stückes leicht enträtseln. Es ist das ausgestoßene, kümmerliche, wenn auch mit Lorbeerblättern bekränzte Leben

eines Dichters dargestellt, eines Dichters von ungemeinem Talent, der zartesten Organisation und der tiefsten Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur, einer Höheit des Selbstgefühls, die sich unter die drückenden Verhältnisse des gemeinen Lebens nicht zu fügen, geschweige zu beugen vermag, und einer Reizbarkeit, die dem wahren Dichter nicht fehlen darf, wenn, ihn vor anderen, das Zarteste der Gegenstände, gleichsam das Unsichtbare berühren und ihn anregen soll, die aber alles Maß und allen Halt verliert, wenn sie mit den Ansprüchen anderer und dem Maßstab des Verdienstes, wie ihn die wirkliche Welt anlegt, in Streit gerät, wo ihm dann für den Einsatz eines schönen Gefühls nur das Los einer Kleinlichen Empfindlichkeit zufällt. Kurz, es ist die poetische Weltansicht der prosaischen entgegengesetzt, und der Untergang eines Wesens, das von jener, wie der Held von seinem Schilde, auch im Tode nicht lassen kann, selbst wenn ihn die bitterste Not quält und Frau und Kind um Brot schreien, wird dadurch notwendig herbeigeführt. Diesen Stoff hat Herr von Holtei mit einer Zweckmäßigkeit, mit einem Zusammenhang der Szenen und einer Klarheit der Darstellung komponiert, die allein schon, wenn man nur auf das Technische sieht, diesem Drama einen vorzüglichen Reiz gibt.

Auch muß Referent es nicht nur als einen Schmuck des Stückes, sondern als eine den Wert desselben erhöhende und gewissen Szenen erst das rechte Licht und Gewicht gebende Schönheit bezeichnen, daß Herr von Holtei so oft den Dialog in Gesang übergehen läßt. Am Schluß der Vorstellung mit einem wahrhaften Laumel des Beifalls hervorgerufen, erklärte er unverhohlen, daß ihm bei dem heut dargestellten Dichter Heinrich von Kleist vorgeschwebt, und dies kann ihm niemand lieber glauben als Referent, der ohne dies Bekenntnis während des Anschauens des Stückes so oft an diesen herrlichen (ihm persönlich bekannt gewesenen) Dichter, an seine über-

schwenglich poetische Natur und an die ihm fast ganz fremde, ja zuwider seiende Schätzung der Dinge des wirklichen Lebens aufs lebhafteste erinnert wurde. Vor allen andern ist Frau von Holtei ob ihrer so jungfräulich anmutigen, heitern und die ganze Versammlung erheitern- den Darstellung des jungen Fräuleins im Nachspiel und der Dichter selbst als mimischer Darsteller der Hauptperson seines Stückes auszuzeichnen. Er hat, wie als Dichter so auch als Schauspieler, stets den ganzen Menschen vor Augen gehabt, und wie vermöchte man auch ohne diesen Gesamtblick demselben in seinen verschiedenen Zuständen die rechte Gebärde und den rechten Ton zu geben? Wer Herrn von Holtei vorlesen gehört, wird ohne diesen neuen Beweis seines Talentes ihm das Zeugnis eines ihm inwohnenden großen mimischen Vermögens erteilen müssen. Der wahre mimische Ausdruck des Plastischen der Gebärde oder der des Wortes durch den Ton der Stimme ist ihm in einem hohen Grade und namentlich eine wahrhaft tragische Gewalt verliehen, die sich nicht nur im Dialog, sondern fast noch stärker in seinem Gesang offenbarte.“

Ich habe mich im bisherigen Laufe meiner biographischen Mittheilungen wohl gehütet, durch eingestreute Kritiken, obgleich deren zur Auswahl vorgelegen und in Glimpf und Schimpf viel Ergößliches geboten hätten, dies Buch zu füllen. Diesmal entschloß ich mich, vorstehendem Aufsätze einen verhältnismäßig so großen Raum zu gönnen, weil er gewissermaßen in deutlichen und unparteiischen Worten die Stimmung ausspricht, welche über mich und mein Spiel im gebildeten Theaterpublikum Berlins vorherrschte. „Lorbeerbaum“ hatte die Erwartungen, die ich davon für mich gehegt, nicht erfüllt, sondern weit übertroffen. Die Schauspieler standen verblüfft und sahen sich gezwungen, umzustimmen, wobei jedoch dankbarlichst zu erwähnen, daß auch die Uebellwollenden unter ihnen, deren einige beschäftigt waren,

mit vollem Eifer ihre Schuldigkeit auf den Brettern getan. Bekannte und Unbekannte drängten sich noch am Abend der ersten Vorstellung nach der Bühne in mein Ankleidezimmer, mich herzlich zu begrüßen. Daheim fand ich die Freunde, frohlockend uns entgegenjubelnd. Sogar Chamisso und Hitzig kamen aus dem Theater in die Holzmarktstraße, mir die Hände zu reichen, und traten dann erst ihren Heimweg in die Gegend des Halleischen Lozes an. Als ich am nächsten Tage mich nur auf der Straße blicken ließ, winkten mir Leute, mit denen ich nie gesprochen, die ich kaum kannte, ihre Teilnahme aus der Ferne zu: Sie sind ein Wundertäter, Sie haben Berlin für das Geschick eines Poeten interessiert. Unzählige Zuschriften in Prosa wie in Versen empfing ich, meist von jungen unbekanntem Schriftstellern. Der eine wünschte mich kennenzulernen, der andere sandte mir seine Dichtungen, der dritte ein Stück, worin ich spielen sollte, der vierte wollte Schauspieler werden, der fünfte brauchte Geld, der sechste besang mich und sich in schwermütigen Tönen und so fort. Alle jedoch kamen darin überein, daß in der Brust des Menschen, der den „Armen Heinrich“ gedichtet und dargestellt, den Heinrich, „welchem der Winter den Frühling totgeschlagen“, ein Widerklang für solche Töne der Liebe vorhanden sein müsse. Ich war wirklich einige Zeit hindurch der Löwe des Tages.

„Lorbeerbaum und Bettelstab“ ging nun seinen Weg fort und wurde von einer Woche zur andern gegeben. Ich bereitete unterdessen einige andere Neuigkeiten vor und suchte mir die Hoffnung, ohne welche keine Arbeitslust denkbar ist, allen trüben Ahnungen zum Trost, frisch und lebendig aufrecht zu halten.

Bald nachdem ich die Überzeugung gewonnen, daß bei der Königstadt nichts für mein Weiterstreben zu hoffen sei, setzte ich mich mit verschiedenen auswärtigen Directionen in Verbindung und empfing nach und nach von Hamburg, Leipzig und München eine Zusage für Gast-

rollen im Laufe des Sommers und Herbstes. Julie gab wieder einen Beweis seltener Entschlußkraft und festen Sinnes, als sie, anstatt weiblich und weibisch über ihr Zurückbleiben im schweren Joche des drückenden Engagements zu klagen und über meine Reise zu jammern, nur Worte der bekräftigenden Ermunterung vernehmen ließ und meinen Entschluß auf das herzlichste billigte. So zog ich denn auf eine „Kunstreise“! Gleich der Antritt dieser Wanderschaft, die ich in Sommerlust und Freiheitsgefühl recht künstlerisch froh beginnen wollte, wurde mir verbittert und erschwert. Neben fünf Passagieren, die sich gesellig schwatzend, fröhlichsten Sinnes in dem Postwagen zusammenfanden, mußte ich als sechster höchst vorsichtig und bedächtig Platz nehmen, denn ein riesenhaftes Blutgeschwür, welches — dank sei der Treibhaushitze im engen Wagen! — herrlich gedieh, hatte sich gerade in jener Gegend bei mir eingestellt, wo es für den Sitzenden kein Erbarmen gibt. Die Zimmertöne, von den Stößen des üblen Weges mir erpreßt, erregten ein lautes Hohngelächter meiner unbarmherzigen Begleitung; ich kam verzweifelnd in Braunschweig an, wo ich einige Freunde aufsuchen wollte, und konnte, von heftigem Wundfieber geschüttelt, in den ersten Tagen nichts tun, als aus meinem Gastzimmer ein sorglich gehütetes Krankenzimmer machen. So begann mein erster Ausflug in die theatralische Welt, auf den ich mich, das Bewußtsein einer, wenn auch nicht ausgebildeten, doch intensiven Kraft im Herzen, lebhaft gefreut hatte.

Eh ich von dem herrlichen Hamburg scheidet, muß ich noch ein Geschichtchen erzählen. Ich war einmal, des städtischen Geräusches und des furchtbaren Lärmens, den von Sonnenaufgang an unbarmherzige Ausrufer in den Gassen erheben, überdrüssig, mit einer wehmütigen Sehnsucht nach ländlicher Abgeschiedenheit und Ruhe aufgewacht. Da ich einige Tage vor mir hatte, die weder

für Proben noch für Aufführungen meine Gegenwart in Anspruch nahmen, so entschloß ich mich, auf gutes Glück ins Grüne zu fahren und einige Meilen von der Stadt entfernt ländliche Einsamkeit aufzusuchen. Für diesen Zweck mietete ich einen Droschkenkutscher, dem ich meine Wünsche auseinandersetzte und mit ihm abmachte, daß er mich an einen solchen Ort bringen und mich erst am andern Tage des Abends wieder abholen solle. Wachtel — das war der Name, der auf der Wagentür seines bescheidenen Einspanners zu lesen stand — entledigte sich bestens der eingegangenen Verpflichtung; er fuhr mich auf ein abgelegenes Dorf, dessen Gasthaus, von einem wild verwachsenen, ganz vernachlässigten Park umgeben, in früheren Zeiten wahrscheinlich einmal ein Lust- und Vergnügungsort in der Mode, jetzt aber völlig verlassen und menschenleer war. Dort setzt' er meinen Reisesack und mich eiligst ab und begab sich ohne Aufschub nach der Stadt zurück, um noch vor Abend neue Geschäfte zu machen. Die Wirtsleute, die mich erst sehr zuvorkommend empfangen, wurden sichtbar verlegen, als ich ihnen meine Absicht mittheilte, nicht nur den ganzen Tag, sondern auch die Nacht bei ihnen zuzubringen. Ich schob ihre Bedenklichkeit auf den Mangel häuslicher Einrichtung, versicherte sie, daß ich mich mit allem zufriedenstellen würde und suchte das Freie. Zum Essen wiederkommend, fand ich sie noch unfreundlicher als vorher; sie sahen mich mit prüfenden Blicken von der Seite an, gaben sich versthohlene Winke, und ich mochte ein Gespräch zu beginnen versuchen, welches ich wollte, kaum daß ich eine trockne, einsilbige Antwort auf meine Fragen empfing. Solange ich noch im Spazierengehen eine Zuflucht finden konnte, sucht' ich mich über diese schlechte Aufnahme zu trösten, als aber gegen Abend heftige Regengüsse fielen und ich meiner freundlichsten Ansprache immer nur Troß und finstres Schweigen erwarb, ließ ich mir, nun auch unwillig geworden, mein Zimmer an-

weisen und bestellte, man möge den Reisesack, in welchem sich Bücher befanden, heraufbringen. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er kam; wie ich ungeduldig über die Treppe hinab danach rief, sah ich Mann und Frau und Diensthoten beisammenstehen, die meine Habseligkeiten mit prüfenden Händen untersuchten und zu beraten schienen, was wohl in der verschlossenen Tasche verborgen sein könne. Ich verwies ihnen diese unschickliche Neugier. Sie brachten mir endlich das Verlangte herauf, blieben aber wie fragend im Zimmer stehen, so daß ich mich genötigt sah, grob zu werden. Nachdem ich nun endlich so weit gelangte, ein Buch öffnen und lesen zu können, wurde ich wieder durch ein ewiges Treppauf, Treppab, Schleichen, Murmeln und Flüstern gestört; einige Male sprang ich nach der Thür, sie rasch und unerwartet zu öffnen, und dann sah ich, wie die Horchenden sich schnell vor mir flüchteten. Mir blieb zuletzt nichts anders übrig, als zu argwöhnen, Wachtel habe mich in einer Räuberhöhle abgeladen, und ich erwartete mit jedem Augenblick eine stumme Magd bei mir eintreten zu sehen, die mir „zwei Worte“ zurufen würde, um mit mir die „Nacht im Walde“ aufzuführen. Regen und Sturm rauschten in den Bäumen; das Zimmer, in dem ich saß, sah verdächtig genug aus; alte zerrissene Tapeten hingen von den Wänden herab; Mäuse schlüpfen über die Diele, und daß ich fortdauernd behorcht wurde, entging mir nicht. Was wollt' ich machen? Nachdem ich von meinem Souper einige Bissen gekostet, riegelte und schloß ich die Stubentür zu, so gut es gehen wollte, und legte mich nur halb ausgekleidet aufs Bett, in der Überzeugung, daß die Beute, welche man bei mir suchen könnte, nicht die Mühe verlohne, mich umzubringen. Nach Mitternacht hörte das verdächtige Schleichen und Horchen vor der Stubentür auf, und ich entschlief endlich, nachdem ich es überdrüssig war, auf jeden Schritt meiner Feinde zu lauschen. Beim Erwachen war ich einiger-

maßen erstaunt, mich nicht in meinem Blute schwimmend und überhaupt noch am Leben zu finden. Ich gab Zeichen dieses Lebens von mir, und kaum waren sie gegeben, so erschien der Kaffee, den mir das Dienstmädchen mit dem freundlichsten Lächeln auf den Tisch stellte. Dann kam die Wirtin ebenso freundlich, ebenso lächelnd, meine Wünsche wegen des Mittagessens zu vernehmen und auszuführen; dann kam der Wirt, sich zu erkundigen, wie ich die Nacht zugebracht. Und alles war Artigkeit und Zuvorkommen. Da konnt' ich der Neugier nicht länger widerstehen, und ich forderte die närrischen Leute dringend auf, mir den Schlüssel zu ihrem Kästel zu geben. Und was war es? Vor einem Jahre etwa war ein junger Mensch zu ihnen gekommen, gerade wie ich; hatte wie ich den Kutscher heimgeschickt und ein Nachtquartier bestellt; hatte wie ich in dem nämlichen Zimmer gegessen und die Nacht hinein gelesen; und hatte sich endlich — das war der einzige Punkt, worin ich von ihm abwich — durch einen lauten und im ganzen Hause vernehmlichen Pistolenschuß das Lebenslicht ausgeblasen. Weil sie die in meinem Reisefack befindlichen und durch den umhüllenden Schlafrock nur undeutlich fühlbaren Haarbürsten für Taschenterzerole gehalten, so waren sie der festen Meinung gewesen, ich hätte ebenfalls selbstmörderische Absichten. Die Frau meinte, es wäre doch höchst unangenehm, wenn ihr Haus in den Ruf käme, daß dort eine gute Gelegenheit zum Lotschießen sei.

Sophie Schröder hatte vom ersten Tage meiner Anwesenheit [in München], voll von jener treuherzigen, vertraulichen, oft im Theatervölkchen lebenden Natürlichkeit, mir angeboten, daß ich oft in ihr Haus kommen, daß ich es ohne Zwang und Rücksichten wie das meinige betrachten dürfe, daß man mich nicht wie einen Fremden behandeln, vielmehr wie einen alten Freund anschauen wollte. Mit jenem seelenvollen Anteil, der nur wahren

Künstlernaturen eigen ist, der sie schmückt und durch seinen Schmuck gar manchen irdischen Makel deckt und ausgleicht, verfolgte die große Künstlerin meine theatralischen Bemühungen. Sie wußte so lehrreich in jeden Irrtum, so freundschaftlich in jedes Gelingen einzugehen, sie fühlte so teilnehmend mit, was mich verletzen konnte! Und sie erhob mich und die oft erlöschende, vor tausend Zweifeln sinkende Liebe zur dramatischen Kunst so gewaltig durch einige ihrer mächtigsten Rollen, in denen noch die volle geistige Kraft ihrer besten Epoche nachwirkte, zu so freudiger Begeisterung, daß ich einige Male, wenn ich nach dem Schauspiel an ihrem kleinen Tische saß, die Persönlichkeit der schlichten Hausfrau, der bürgerlich einfachen schon bejahrten Freundin mit jener tragischen Heroine, die mich auf den Brettern entzückt oder mir das Haar zu Berge getrieben, kaum vereinbaren konnte.

Ebenso herzlich, ebenso gastfrei und kollegialisch benahm sich Charlotte Birch-Pfeiffer gegen mich. Diese reichbegabte Frau privatisierte damals, ohne bei der Bühne angestellt zu sein, in München und schrieb fleißig neue Stücke. Einige derselben, die sie mir szenenweise vorlas, sah ich entstehen und mußte — obschon ich selbst aus eigener Erfahrung einen Begriff davon habe, was schnell arbeiten heißt — zweifelnd staunen über die energische Rapidität, in welcher sie, ihren Stoff beherrschend, in einigen wenigen Tagen zu Papier brachte, was immer Hand und Fuß hatte und so ausgerüstet bald nachher seinen Weg über alle Theater fand. Ich weiß sehr wohl, wie es bräuchlich und literarisch modern ist, mit kritisch erhabenem Naserümpfen über die Dramen dieser Verfasserin den Stab zu brechen. Das aber kann mich nicht hindern, meine Gedanken darüber laut werden zu lassen. Ich kenne manche ihrer Stücke gar nicht. Namentlich sind einige neuere, deren Dramatisierung sich an den Gang gewisser allgelesener Romane knüpfen soll, mir fremd geblieben. Doch von denen, die ich kenne, die ich

häufig an den verschiedensten Orten aufführen sah, deren allgemeine Wirkung ich, wie an mir selbst, so auch an den mich umgebenden Hunderten und Tausenden erlebte, weiß ich genug, um ganz entschiedenes Talent, Reichthum der Ideen, blühende Phantasie, charakteristische Sprache und Beherrschung der theatralischen Form darin zu schätzen. Mögen berufene und gediegene Kritiker mit strengem Ernst diese für das tägliche Bühnenbedürfnis gelieferten und zunächst durch resolute Praxis lebendig gewordenen Erzeugnisse belehrend tadeln; mögen sie besonders mit unterrichtendem Scharfsinn auseinandersetzen, inwiefern das novellistische und epische Element darin nicht hinreichend verarbeitet worden, um kunstgerecht im dramatischen aufzugehen — eine Analyse, die sogar manchem Schauspiel des ewigen Briten gefährlich werden dürfte und zu deren Ausübung etwas mehr gehört, als heutzutage die meisten Rezensenten mitbringen! —, das will ich mir ja gern gefallen lassen, und dazu wird auch Frau Charlotte selbst in Demut stillhalten müssen. Aber wenn jeder Laffe, der vom innern Bau und von äußerer Ausführung eines Theaterstückes so viel gelernt hat als der Maulwurf von der Uhrmacherskunst, zum Ritter an ihr werden will; wenn Menschen, die ins Rezensententum hineintölpeln, weil sie nichts Vernünftiges hervorbringen vermögen und doch gern Schriftsteller spielen möchten, sich das Ansehen geben, als wüßten sie, als wären sie fähig, darzutun, worin es sitzt, daß „Pfefferrösel“ und „Räthchen von Heilbronn“ aus verschiedenen Regionen stammen — da wollt' ich doch gleich, sie selber wären, wo der Pfeffer wächst! Ich muß mich hier wider Willen an den Aufsatz eines solchen „Richters“ erinnern, der ein Birch-Pfeiffersches Schauspiel mit Indignation abfertigte und förmlich ergrimmt schien, seine Schwanenfeder zu dieser vernichtenden Kritik entweihen zu müssen; und dabei muß ich dann ebenso widerwillig an ein Drama denken, welches jener erhabene Richter

geschrieben und welches mir durch Ungunst des Schicksals, um überlesen zu werden, in die Hand kam. O mein Himmel! Wie hoch, wie poetisch, wie vortrefflich nimmt sich die schwächste Szene im schwächsten Birch-Pfeifferschen Stück gegen das gemeine, dumme, langweilige Produkt des kritisierenden Nichtskönners aus! — Beobachtung hat mich gelehrt, daß fast alle Schriftsteller, welchen Gott eigenes Talent verlieh, mild, beschwichtigend, belehrend tadeln, daß hingegen alle Talentlosen roh, vernichtend, unbegründet rezensieren, das Kind gewöhnlich mit dem Bade verschüttend. Und täglich bestätigt sich aufs neue: Tadeln und Schimpfen sei leichter und bequemer als Erfinden und Schaffen.

Das Jahr 1833 ging seinem Schlusse entgegen, wie ich in Berlin bei den Meinigen wieder eintraf. Im ganzen war meine Kunstreise glücklich gewesen; ich brachte die Überzeugung mit mir heim, daß ich und meine Stücke sich Gönner und Freunde in der Fremde gewonnen! War ich so sehr zu tadeln, wenn, auf diese Überzeugung gestützt, immer der Gedanke wieder auflebte: was ich außerhalb Berlin errungen, werde mir in Berlin doch endlich noch einmal zugute kommen, trotz allen vor einem halben Jahre sich erhebenden Schwierigkeiten. — In sechs Monaten kann sich ja vieles ändern!

Vielleicht auch dachte ich, nun schon Kühner geworden, gar an eine Verbindung mit dem königlichen Hoftheater. Wenn du nach längerer Abwesenheit und damit unvermeidlich verbundener Entbehrung vieler häuslichen Annehmlichkeiten wieder in deine stille, freundliche Wohnung trittst, von Weib und Kind zärtlich begrüßt; wenn du, lebhaft erzählend, unter liebenden Zuhörern sitzt, zur trauten Winterabendstunde, die Räume betrachtend, wo du mit redlichem Fleiß und beglückendem Streben gewirkt; wenn Erinnerung an längst und jüngst vergangene Tage dich als Göttin vom kleinen Hausaltar



August von Goethe

begrüßt samt ihren Schmerzen und wehmütigen Freunden — sollte nicht in einem Winkelchen deines Zimmers die Hoffnung Platz finden und mit lächelndem Munde dir zulispeln dürfen: „Ich bin auch noch da!“



Inniger als je wünscht' ich nach meiner Heimkehr in Berlin zu bleiben. Mir war so wohl in meinen vier Pfählen, unsere häusliche Einrichtung in ihrer bürgerlichen Einfachheit so zierlich und angenehm. Den Kindern war ein guter, freundlicher Hauslehrer gefunden, dem es mit und bei uns behagte. Der Freunde und befreundeten Familien zählten wir so viele, so wohlgesinnte und geistreiche. Und all diese mit noch mancherlei andern verbundenen Annehmlichkeiten außerhalb des Theaters machten mich duldsam gegen die beim Theater selbst vorherrschende Richtung, der ich in Fügsamkeit mich unterzuordnen bereit war. Ach, so häufig hab' ich den Vorwurf hören und lesen müssen: ich fände auf Erden niemals Ruhe, hegte einen veränderlichen Sinn und liebte häufigen Wechsel. Wahrlich, mir ist, obgleich solche Vorwürfe mich lächeln machen, wenn ich sie vernehme, das Weinen manchmal näher als das Lachen. Kein Mensch kann mehr Anhänglichkeit an eine Heimat empfinden als ich. Jedes Gemach, und sei es das schlechteste, wo ich mich einmal eingerichtet und eingewohnt habe, wird mir lieb; ich bin ein völliges Gewohnheitstier und in gewisser Beziehung das Vorbild eines an seiner Scholle klebenden Philisters. Wie fest ich damals an unserer Berliner Hütte, an ihren kleinen Zierden und Ausschmückungen, an meinen Bildern und Büchern, am grünen Hofraum und seinen alten Bäumen, an unserm Feder- und andern Vieh hing; wie gern ich in Berlin eingewachsen wäre mit allen Lebenswurzeln, um erst dann mich wieder loszureißen, wenn der Tod die Art an den Stamm legen würde — das mag am deutlichsten aus

den stets erneuten Anerbietungen hervorgehen, mit denen ich mich der Direktion des Königsstädter Theaters immer wieder näherte, nachdem ich doch schon so schöne zurückgewiesen war. Ja, ich erniedrigte mich vor mir und meinem besseren Ich; ich schlug mein Selbstgefühl in schmählische Bande, ich suchte mich dort anzubiedern, aufzudringen, wo man — aus was immer für Gründen — mich nicht haben, nichts von mir wissen wollte. Ich zwang meinen gerechten Groll, zeigte mich zuvorkommend artig, bemühte mich zu vergessen, was man eigentlich niemals vergessen darf! Und wenn ich dann mit unparteiischem Blick die Reihen derjenigen überzählte, die auf jenen Brettern wirkten; wenn ich neben einigen guten, einigen brauchbaren Mitgliedern die Mehrzahl schwach und dürftig fand; wenn ich erwog, daß wie in einem Laubenschlage ein ewiges Kommen und Gehen fast monatlich Gelegenheit zu neuen Verträgen gab; wenn ich endlich der Aufnahme gedachte, die ich als Fremdling auf bessern Theatern gefunden, und mir ohne Eitelkeit zutrauen mochte, den Platz, den ich erstrebte, mit Ehren einnehmen zu können — dann mußte wohl die Täuschung, der ich mich aufs neue hingegeben, wie eine Wahrheit aussehen; dann mußte ich wohl wännen, endlich noch meine Heimat in Berlin behaupten zu dürfen.

Die ungewisse Dämmerung einer maitühlen Nachmitternacht begann dem Licht des Morgens zu weichen, als wir unsern Wagen bestiegen, auf und hinter welchem Koffer, Kisten und Schachteln sich hoch emportürmten. Oh, der angenehmen Reisegelegenheit einer wandernden Komödiantenfamilie! Wo jetzt (1845) schon lange Strecken durch Eisenbahnen verkürzt werden, wo man bald einen Raum von fünfundvierzig Meilen in zwölf Stunden durchfliegen kann, da brachten wir, mit der Frühsonne aufbrechend, vier lange, staubige Tage bis Breslau zu. Ein bunteres Gemisch von Empfindungen

mag wohl selten in eines Menschen Brust gewaltet haben als in der meinen, wie ich die Thürme der Vaterstadt diesmal erblickte, wie ich dann die lange breite Häuserreihe der Vorstadt durchzog. Auf diesem Wege war ich mit Luise hinausgefahren, als wir, die Kinder abholend, nach Berlin übersiedelten. Auf diesem Wege hatten die Freunde uns das Geleit gegeben, waren uns tausend freundliche Wünsche nachgerufen worden. Auch meine Irrtümer und Torheiten hatten mich begleitet: ein Kind war ich ins weite Leben getaumelt. Jetzt kehrt' ich um so viel älter zurück, den Schauplatz jener Irrtümer wieder zu betreten und zu erproben, was ich im Leben gewonnen, was ich im Streben erlernt. Aus unzähligen Gründen war Breslau für den Beginn unserer Pilgersfahrt der gefährlichste Ort. Vielleicht hatt' ich ihn gerade deshalb jedem anderen vorgezogen. Ich fühlte so etwas von herausforderndem Trotz in mir gegen feindlich waltende Mächte!

Uns war sehr wohl, als das Breslauer Gastspiel zu Ende ging. Wir hatten wenig Freude daran gehabt. Nicht, als ob es an äußeren Zeichen des Beifalls gemangelt hätte; Applaus und Hervorruf fehlten nicht. Aber es war uns, mir wenigstens, immer zumute, wie wenn die schwüle Atmosphäre, die während dieser heißen Sommerzeit auf der ganzen Stadt lag, auch im Theater uns und das Publikum daniedergedrückt und jede freie künstlerische Empfindung deprimiert hätte. Dazu trug denn auch die gedruckte Kritik das ihrige bei. Die kleineren Tagesblätter, von denen vorzüglich eines mit bitterem Hohne mich verfolgt haben soll, sind mir nicht zu Gesicht gekommen, ebensowenig ihre Verfasser, deren manche jeden Gast für verpflichtet erachten, ihre Gunst durch goldenen Tribut zu erkaufen.

Eines sehr vertrauten Umganges erfreuten wir uns mit dem redlichen, getreuen und für freundschaftliche

Ausbauer wohlherproben Dr. Kahler, der schon damals für die Vereinigung der in Breslau nach allen Richtungen hin strebenden Künstler einen geistigen Mittelpunkt bildete und in seiner Milde, Wahrheitsliebe und Bescheidenheit gar manchen Zwiespalt zu beschwichtigen, gar manchen Widerspruch zu vermitteln verstand. Er begrüßte mich, als ich zu einem Stiftungsfest des Künstlervereins geladen das Diplom als Ehrenmitglied desselben empfing, mit nachstehendem, von Mosevius gesungenem Liede:

Mel.: Denkst du daran usw.

Zum heitren Feste, das wir heute weihen
 Dem Angedenken echter deutscher Kunst,
 Bringt einen Flüchtling unsern frohen Reihen,
 Dem Vaterland, zurück der Musen Gunst.
 Willkommen denn im lieben Vaterlande,
 Willkommen, Freund, in Breslaus Künstlerkreis;
 Verbunden uns durch alte teure Bande,
 Sei laut begrüßt durch frohen Liedes Preis.

Bleibst du auch ferne unserm heitren Bunde,
 Ward dein doch oft gedacht aus Herzensgrund;
 Es brachte uns vom lieben Landsmann Kunde
 Manch echtes Lied, das lebt in Volkes Mund.
 Und wird vergessen auch des Großen vieles,
 Manch kleines Lied lebt für die Zukunft doch,
 Drum bleibest du im Reich des Liederspieles
 Für späte Zeit „Der alte Feldherr“ noch.

Und ob die „Deutschen Blätter“ frühe starben,
 Samt ihrem „Boten“, dem von Oberrigk,
 Oft riefen holde „Sterne“, frische „Farben“,
 „Lenores“ Treu dich unsrer Brust zurück.
 Der „Wiener in Berlin“ herzinn'ge Lieder,
 Sie pflanzten dir den schönsten „Lorbeerbaum“,
 Den Sänger selbst, den wandernden, bringt wieder
 „Erinnerung“ mit ihrem sanften Traum.

Ein Wanderleben ist des Sängers Leben —
 So wandern seine Lieder durch die Welt!
 Und was die Gegenwart ihm auch gegeben,
 Sein großes Ziel ist fern und hoch gestellt.
 Wenn du denn ziehst, vom heißen Drang getrieben,
 Nach Nord und Süd und Westen heimatlos —
 Die Heimat such im Herzen deiner Lieben,
 Des Sängers Heimat ist unendlich groß.

Der Vortrag dieses Liedes ergriff mich so gewaltig, daß ich die Strophen, die ich auf die schon an mich gelangte Kunde von dem mir zu erteilenden Ehrendiplom vorbereitet hatte, nur mit zitternder, von Tränen erstickter Stimme singen konnte. Es war keine Affektation und Ziererei bei meiner Führung. Dergleichen kenn' ich nicht. Es war mir wirklich so zumute. Auch müßte man ja ein Stück Holz sein, wenn der Gedanke an Vergangenheit und Gegenwart in solchem Augenblicke nicht das Herz ins Auge treiben sollte.

Der Unternehmer des Josefstädter Theaters, Herr Dr. jur. Scheiner, lud mich ein, auf der seit kurzem von ihm geleiteten Bühne zehn Gastvorstellungen zu geben. — *W i e n!* — Ich packte ohne große Auswahl eiligst zusammen, was ich an Manuskripten vorrätig hatte, und sendete mit einer auf Herrn Scheiners Anerbieten eingehenden Zuschrift das schwere Paket Theaterbücher für die Wiener Zensur ein, auf deren drohende Gewalt ich in Brünn schon einigermaßen vorbereitet worden war, als man daselbst „Ein Trauerspiel in Berlin“ darzustellen untersagt hatte. Kaum war die Sendung zur Post gegeben, so überfiel mich auch schon wieder die ängstliche Verzagtheit. Ich hätt' es doch nicht wagen sollen — Saphir ist jetzt in Wien und füllt die Spalten der überall verbreiteten Theaterzeitung —, welche Kämpfe werden wir durchmachen müssen! — Und wenn wir nun gar einer

feindlichen Opposition unterliegen!? — An diesen und ähnlichen Zweifeln, die hauptsächlich Nachwirkungen der Breslauer Erlebnisse sein mochten, war ich überreich und quälte nicht nur mich, sondern auch Julie damit. Diese aber ließ sich nicht irremachen. Auf diese Weise brachte sie mich zu dem Endresultat: mag es uns denn schon ergehen, wie es wolle — wir haben doch Wien gesehen, sind wir doch im Burgtheater gewesen, kann Marie doch auch einmal mitsprechen, wenn von der größten Stadt Deutschlands die Rede ist! Das wollen wir festhalten! Wir gehen nach Wien, um Wiens willen, und was unser Gastspiel betrifft, so betrachten wir dieses als ein unvermeidliches Uebel; dann werden wir jeden Vortheil, der uns unverhofft daraus erwachsen könnte, um desto dankbarer zu schätzen wissen.

Mein erster Gang war nach der Kanzlei des Josefstädter Theaters, wo ich freundlich begrüßt, aber vom Unternehmer mit der niederschlagenden Nachricht empfangen wurde, daß von den durch mich vorangeschickten und auch bereits zur Zensur eingereichten Stücken für jetzt noch keines erledigt sei, und daß es damit auch nicht so rasch gehen werde. Bei den Vorstadtbühnen Wiens herrscht die Einrichtung, daß alle zur Aufführung angenommenen Stücke zuvörderst dem Polizeidirektorium des Grundes, auf welchem das Theater steht, übergeben werden müssen. Dort liest man sie, und der Lesende, sei es nun der dirigierende Kommissar selbst, sei es einer seiner Unterbeamten, streicht mit Rotstift diejenigen Stellen an, welche ihm geeignet scheinen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Dann befördert er das *corpus delicti* mit einem schriftlichen Rapport, welcher zugleich seine begutachtende Ansicht über Zulässigkeit des Ganzen enthält, an die oberste Hofzensurstelle, deren Präsident Seine Excellenz Herr Graf von Sedlnitzky ist (1834). Durch diesen wird es dann einem aus zwei Sekretären und einem Hof- oder Regierungsrat komponierten Zensurbüro über-

geben, von diesem abermals gelesen, besprochen, gestrichen (aber diesmal mit unwiderruflicher Tinte!), und der Hofrat erstattet, ist dies erfolgt, seinen amtlichen Vortrag, insofgedessen das unheilverkündende „non“ oder das ersehnte „admittitur ad. Mand. Excellentissimi“ daraufgestellt wird; so kehrt es an die Grundpolizeidirektion zurück, und von dieser wird es dem Theater überantwortet. Bei der Schilderung dieser Vorgänge sank mir der Mut gewaltig; denn ich hatte gemeint, es würde in Wien nicht anders sein als in Berlin: ein bestimmter Zensur würde den ganzen Kram unter sich haben; zu diesem Manne würde ich als freundlich Bittender mich begeben können, würde in ihm mir einen Freund und Gönner gewinnen, wie in meinem Geheimen Hofrat John zu Berlin, und würde so meine kleinen An gelegenheiten mit Dampf betreiben. Jetzt bekam die Sache ein so feierliches inquisitorisches Ansehen, und die Josefstädter (Unternehmer, Sekretär wie Regisseur) sprachen von der „Zensur“ wie von einer mythischen Person mit so bangem Ernste, daß ich im ersten Augenblick viel darum gegeben, wenn ich die Einladung nach Wien hätte ungeschehen machen können. Der Bürochef für Theaterzensur war damals ein Hofrat Vogel. Ich ersuche unsere norddeutschen Titulaturhofräte, einen Wiener Hofrat nicht mit sich verwechseln zu wollen. Ein Wiener Hofrat steht nicht weit von der Erzellenz und bedeutet gar viel. Dr. Scheiner geleitete mich zu Herrn von Vogel, schien sich aber, als wir seinem Throne naheten, böser Liebe zu fürchten, denn er schob mich voran, und ich empfang, nachdem ich mein Gesuch um Beschleunigung gestammelt, den vollen Erguß übler Laune in reichlichstem Maße. Ich dankte Gott, als ich mit heiler Haut meinen Rückzug angetreten. Aber ich war außer mir! Wodurch hatt' ich eine so harte Behandlung verdient? fragt' ich mich. Hat dieser Mann neben seiner Berufspflicht denn nicht auch die allgemeine Humanitätspflicht, ein Mensch

gegen Menschen zu sein? Und während ich ihn bitter anklagte und meine Klagen in die härtesten Worte kleidete, vergaß ich, daß der Mann, überhäuft von Geschäften, bedrängt von Ansprüchen, gestört durch unaufhörliche Forderungen, trotz seiner heftigen Unfreundlichkeit vielleicht der gutmütigste, gefälligste sein konnte!? Als solcher wurd' er mir denn auch nachher von vielen gerühmt, es wurden mir verschiedene Beispiele erzählt, wo er Leute, die er gleich mir furchtbar angeschnauzt, einen Augenblick später durch die aufopferndste Zuvoorkommenheit und Erfüllung ihrer Bitten zu entschädigen suchte. Ich hatte den Sonnenschein nicht abgewartet, weil ich zu rasch dem Sturm entfliehen wollte. Schien er sich doch von allen Seiten zusammenziehen zu wollen; mein Wiener Himmel wurde sehr trüb. Wohin ich kam, mit wem ich auch sprach, überall hört' ich es tadeln, daß wir uns mit der Josefstadt eingelassen. Bauernfeld, dem ich Briefe von Schmidt zu bringen hatte, sagt' es mir mit seiner gewöhnlichen Offenheit; Castelli, den ich als Bekannten aus der Lublam aufsuchte; Deinhardstein, dem ich mich vorzustellen für Pflicht hielt, weil er Direktor des Burgtheaters war; Grillparzer sogar in seiner begütigenden, jeden Menschen schonenden Milde — einer wie der andere gab sein Erstaunen kund, daß ich unser Schicksal, das Schicksal meiner Stücke an ein ganz versunkenes, völligem Mißkredit preisgegebenes Institut knüpfen wollte! Die Josefstadt war von jeher bestimmt, nach kurzen Glanzperioden in desto tieferen Verfall zu geraten. Theils ihre Lage in einer weit entfernten Vorstadt, welche an und für sich nicht ein Theater zu erhalten vermag, theils auch wohl die unbedingte Ausdehnung der ihr zugestandenen Konzession, welche einen Unternehmer leicht verführen kann, sich in zu vielseitige Spekulationen einzulassen, während die Rivalität der siegreichen Hoftheater immer danebensteht, mag daran schuld haben. Vor kurzem hatte unter Stöger dies Theater durch seine Oper

Epöche gemacht. Nach Stöger war ein Unternehmer zugrunde gegangen, und aus seiner Krida hatte nun eben Dr. Scheiner — nicht sowohl akkreditirter Advokat, als vielmehr Winkonsulent und Kommerziant — das Geschäft übernehmen müssen, wie er selbst äußerte, fast gegen seinen eigenen Willen, weil er in verwickelten, zum Theil unsaubern Geldforderungen steckte. In Wien ist alles Modesache, auch der Besuch eines Theaters. Unter Stöger war die Josefstadt in der Mode gewesen, jetzt schien es in der Mode, sie zu ignorieren. Freilich waren Oper wie Schauspiel sehr schwach besetzt, und außer dem vortrefflichen Lokalkomiker Rott kein Talent von Bedeutung dabei. Aber so leer, wie wir es tagtäglich fanden, hätten wir ein Wiener Theater in der besten Zeit des Theaterbesuches finden zu können doch niemals geglaubt. Wir mußten denen, die uns im voraus bedauerten, vollkommen beipslichten und konnten aus dem, was wir auch bei neuen Vorstellungen sahen, nur das Schlimmste für uns selbst entnehmen. Die wenigen nur erträglichen Quartiere, die wir sahen, wurden uns augenblicklich verweigert, sobald die Leute erfuhren, daß wir Schauspieler seien, die auf der Josefstädter Bühne gastieren wollten — was nun eben nicht sehr günstig für meine verehrungswürdigen Kollegen zu sprechen schien. In dieser stündlich wachsenden Not — denn unser Gasthausleben war fürchterlich und dabei unglaublich teuer — fand Scheiner das Auskunftsmittel, uns im Josefstädter Theatergebäude selbst einige Gemächer einzuräumen und diese möglichst bequem ausstatten zu lassen, wo wir dann freilich sehr eng und dürftig, aber doch untergebracht waren und aus dem dicht unter uns befindlichen Speisehaus versorgt werden konnten. Wir lebten sehr eingezogen. Der Mangel an Geld verhinderte uns sogar, die andern Theater zu besuchen. Auch vermied ich es anfänglich, mich unter die Literaten und die Mitglieder der Hoftheater zu mischen, im voraus überzeugt, daß es mit unserm Gast-

spiel ein schlechtes Ende nehmen würde, und verdrießlich über die stets wiederkehrenden Prophezeiungen, die uns das nämliche verkündigten. Doch stellt' ich meine Frau und Tochter bei Anschütz vor, wo sie auf das herzlichste empfangen wurden, und fand bei Ludwig Löwe die alte Treue und Anhänglichkeit, wie sie sich von Breslau her begründet hatte. Löwe bestand darauf, mich mit Saphir zusammenzubringen. Ich verspürte dazu nicht die geringste Lust, doch erklärt' ich mich bereit, einen — allerdings schwierigen — Schritt zu tun, den ich für mich und in meinem Interesse niemals unternehmen würde, zu dem ich mich aber entschließen wollte, wenn zu hoffen wäre, daß er Julie zustatten käme. Diese fühlte, so sanftmütig und verträglich sie sonst war, gegen Saphir einen nicht zu besiegenden Groll — und vielleicht hatte sie Gründe dazu. Sie war als Mädchen (in Berlin) stets von ihm gelobt worden und sah sich von dem Augenblick, wo sie für meine Braut galt, scharf und unerbittlich angegriffen. — Mit Rezensionen über Schauspieler ist's ein seltsames Ding. Ich mache mich anheischig, über eine und dieselbe Person in einer und derselben Rolle zwei Kritiken zu schreiben: die eine soll den Gegenstand meiner Beurteilung bis in die Wolken erheben, die andere soll ihn so schlecht machen, daß auch nicht ein guter Faden an ihm bleibt: und in keiner von beiden soll ein unwahres Wort stehen! Das Experiment ist sehr einfach. In der ersten Kritik heb' ich alle Vorzüge (vorausgesetzt, daß solche da sind, denn sonst freilich ist's nicht durchzuführen) möglichst heraus und ignoriere alle Fehler. In der zweiten halt' ich mich nur an die Mängel (deren jeder Künstler bietet) und verschweige, was gut ist. — Julie war das letztere widerfahren, und sie wollte nichts von Ausgleichung wissen. Löwe jedoch ließ sich dadurch nicht abhalten, mich, mit Scheiner vereint, zu bearbeiten, und sie brachten mich denn endlich so weit, daß ich mich zu einem ersten Besuche bei Saphir rüstete. Ich

begegnete ihm vor seiner Haustür, als er eben ausgehen wollte. Als ich ihn zuerst begrüßte, als er mir dankte, empfand ich eine heiße Röthe in meinen Wangen und sah, daß er auch verlegen war. Er kehrte mit mir um. Ich ging der Sache gleich mit ehrlichen Worten auf den Leib, erklärte ihm, daß nicht die Sorge um mich, sondern nur die um meine Frau mich zu ihm führe, und daß ich beinahe entschlossen sei, jetzt noch unser Gastspiel aufzugeben, wenn er den Willen ausspreche, seine Waffen wie bisher auch in Wien gegen uns zu richten; in Wien, wo bei dem damaligen Mangel an öffentlich verbreiteten kritischen Organen eine fast kindliche Verehrung des gedruckten Wortes stattfand und deshalb die in aller Menschen, aller Stände Hand befindliche Theaterzeitung Leben oder Tod gebe. Saphir erwiderte: „Ich habe mich auf Sie gefreut, weil bei dem Mangel an Stoff Ihr Gastspiel Gelegenheit zu schreiben bot, und weil es doch immer der Mühe lohnt, Sie anzugreifen. Es ist also eine Entbehrung für mich, über Sie zu schweigen. Aber da Sie mir das Wort gönnen und offen mit mir reden, so will ich Ihnen versprechen, die Berichte über Ihre Stücke und deren Darstellungen einem andern zu überlassen!“ — Dies Versprechen hat er gehalten. —

Wir hätten an den beiden miteinander abwechselnden Vorstellungen: „Lorbeerbaum“ und „Schottischer Mantel“ und „Drillinge“, die allabendlich das Haus füllten, noch lange zehren können. Die Bewohner der entfernteren Vorstädte und nächsten Umgebung Wiens kamen erst recht in den Zug. Meine Ungebuld ließ mich treiben und bitten, daß eine andere Vorstellung dazwischengeschoben werden möchte. Ich war der irrigen Meinung, die auf solche Weise für einige Wochen zurückgedrängten Stücke würden dann, wieder aufgenommen, aufs neue ziehen. Das war schon eine falsche Ansicht. Ist bei einem Wiener Vorstadttheater einmal das große Publikum auf den Beinen, so soll man's im Gange halten; jede Unter-

brechung schadet. Aber ich konnt' es doch nicht mehr aus-
halten, Abend für Abend die nämlichen Worte zu spre-
chen, die nämlichen Lieder zu singen; ich fand keine Be-
geisterung mehr, kein Feuer, keinen Ton des Mitgeföhls
für mein Spiel. Ich bedurfte einer frischen Nerven-
erregung. Und so wurde denn auf den 5. Januar 1835
als dreiunddreißigste Gastrolle und zu unserer Benefiz-
einnahme angefetzt: „Der dumme Peter“ und „Ein
Achtel vom großen Lofe“. Die Billetts zu dieser Vor-
stellung waren einige Tage zuvor gleich nach der ersten
Anzeige in wenigen Stunden vergriffen. Wir hatten sie
ohne Weigerung den Fordernden überlassen, weit ent-
fernt, zu ahnen, daß es Stil sei, mit dem Verkauf zu
zögern und dann, wenn am letzten Tage der Andrang
recht groß würde, eine förmliche Lizitation anzustellen
und die Käufer möglichst hoch zu steigern. Bei der ersten
Einnahme, die uns bald anfänglich zuteil wurde, hatte
der Verkauf im Büro stattgefunden und wir unsere
Hälfte, ohne weiter nachzufragen, entgegengenommen.
Diesmal war uns von allen Seiten geraten worden, die
Kasse ins Haus zu nehmen; diesem Ratschlag hatten wir
Folge geleistet, ohne zu wissen, welcher Nebenbegriff da-
mit verbunden sein könnte. Wie erstaunlich war es nun,
nachdem längst kein Billett mehr übrigblieb, einen Livree-
diener nach dem andern sagen zu hören: „Aber wenn ich
zehn Gulden Münz' gebe, wird doch eins da sein?“ Die
guten Leute wollten gar nicht begreifen, daß wir wirklich
und wahrhaftig für den auf dem Theaterzettel angegebe-
nen Preis alle Billetts verkauft haben sollten!? — Länd-
lich, sittlich! — In Berlin hatten einige Freunde mich hart
angelassen und es schmutzig von mir gefunden, daß ich
einmal in den Zeitungen zu einem mir überwiesenen
Autorbenefiz mit einfachen Ausdrücken eingeladen! —
In Wien lachten uns alle Menschen aus, daß wir nicht
durch herkömmlichen Schacher unsere Einnahme verdreis-
facht hätten; und als wir erklärten, wir wollten lieber

diesen Verlust als die Nachrede eines so habgierigen und ignobeln Verfahrens tragen, entgegnete man uns: das hätte unser geringster Kummer sein dürfen, denn außer den verhältnismäßig wenigen, die es aus eigener Erfahrung besser wüßten, würden doch die übrigen Bewohner Wiens nicht daran zweifeln, daß wir es gemacht hätten wie alle Benefizianten.

Wir hatten diesem Stück einen andern Titel gegeben — den ich ihm auch später gelassen —, wir nannten es: „Theodor und Leonhard“, denn „Majoratsherren“ wäre kaum durch die Zensur gegangen. Überhaupt war die Zensur — ich bitte nur zu bedenken, daß wir uns im Jahre 1835 befinden, und daß sich die Sache seitdem sehr zu ihrem Vorteil verändert hat! — von einer Peinlichkeit, die ans Unglaubliche grenzte und die dabei, wie es leider in ihrem innersten Wesen liegt, wie es sich immer und überall bewährt, unwillkürlich in die schreiendsten Inkonssequenzen verfallen mußte. Daß ein halbwegs vernünftiger Mensch, sobald er nur einen oberflächlichen Blick auf die Verhältnisse geworfen, nichts bringen wollte, was nur im entferntesten an Politik oder Staatsreligion streifen könnte, verstand sich ja von selbst.

Doch die Herren Zensoren glaubten auch Sittlichkeit und Schicklichkeit streng überwachen zu müssen, und zu welch seltsamen Extremen sie dabei geführt wurden, ist kaum zu glauben. Die unschuldigsten Reden, welchen nur eine ganz verdorbene Phantasie einen kaum zu ahnenden Doppelsinn unterlegen konnte, strichen sie mir weg, während in vielen eingeborenen Lokalspößen die offenkundigsten Zoten stehenblieben. Das Hauptprinzip der untern Beamten war: sich vor den Oberen tätig und aufmerksam zu erweisen, darum machten sie so viel Verdächtigungszeichen als nur irgend möglich. Wurden diese dann in höherer Instanz auch wenig respektiert, so wurden dafür, um auch dort nicht nachlässig zu gelten, wieder

andere Anstöße aufgefunden, und bisweilen hab' ich vor einem Manuskript stundenlang gestanden, ängstlich grübelnd: w a r u m dies oder jenes weggestrichen sei, ohne ins Klare zu kommen.

Etwas mußte nun schon gestrichen werden. Es ist mir nicht gelungen, ein Drama vor Einsendung an die Zensur dermaßen zu purifizieren, daß es ganz intakt zurückgekommen wäre. Ja sogar das Gelegenheitsstück, welches ich zum Geburtstag des Kaisers, zum 11. Februar, lieferte, bei welchem doch gewiß vorauszusetzen war, daß es mit möglichster Fürsorge geschrieben sei, trug eine wenn auch bescheidene Spur der unvermeidlichen Nacht.

Es knüpfen sich aber an die erste und zweite Aufführung des Bauernfeldschen „Fortunat“ für mich noch andere Erinnerungen ernster Art, Erinnerungen an Ereignisse, welche streng genommen meine ganze Wiener Existenz vernichteten, mindestens ihren Frieden störten und mich des bis dahin beglückenden Gefühls, gern gesehen und allgemein beliebt zu sein, teilweise beraubten. Um die Erzählung derselben folgerecht zu entwickeln, muß ich in jene Monate zurückgehen, wo wir in Wien obenauf waren, wo man sich bestrebte, uns als Modeartikel in glänzenden Gesellschaften vorzuführen, wo feine und stolze Herren und Damen sich herabließen, des Morgens in unser Josefstädter Bivak zu dringen, um uns kennenzulernen und in ihre Kreise zu ziehen, wo Konzertgeber uns fußfällig anflehten, unsere Namen auf ihre Zettel stellen zu dürfen, wo wir jedoch den Kopf nicht verloren, sondern uns nur lächelnd fragten: „Wie lange wird's denn dauern?“ In jener Zeit war mir von einer Dame mitgeteilt worden, daß der bei der Staatskanzlei angestellte Kaiserliche Rat Jarcke nach mir gefragt und sein Befremden ausgesprochen habe, mich nicht bei sich zu sehen. Jarcke war früher an der Berliner Universität außerordentlicher Professor und Lehrer der Rechtswissenschaften. Es ist eine lügenhafte, wenngleich oftmals ab-

gedruckte Behauptung, daß er, um jene Berliner Stellung mit der in Wien vertauschen zu können, zur katholischen Religion übergetreten sei. Im Gegentheil, er war in Berlin schon längst katholisch und konnte es eben deshalb, seines Wissens, seines Fleißes und seiner Verdienste ungeachtet, nicht zum Ordinarius bringen. Erst als er nach jahrelangem vergeblichem Harren sich immer wieder übergangen und zurückgesetzt sah, ging er auf die ihm von Wien aus gemachten Anträge ein, und als dies bekannt wurde, als man in Berlin daran zu denken anfang, wie man ihn fesseln könne, als Minister von Altenstein ihm Avancen machte, da war es zu spät und Jarcke bereits durch sein Wort an Wien gebunden. Ich bin, obwohl ich mit ihm in Berlin gar keinen Umgang weiter hatte und ihn nur in der literarischen Gesellschaft bisweilen sprach, von diesen Verhältnissen genau unterrichtet worden durch einen gemeinschaftlichen Freund, den königlichen Bibliothekar Valentin Schmidt. Durch ihn wußte ich von Jarcke und Jarcke von mir, mehr als aus unsern zwar verbindlichen, aber flüchtigen Unterhandlungen in der „Literaria“ sichtbar werden mochte. Auf die in Wien an mich ergangene Nachricht, daß es ihn befremde, keinen Besuch von mir zu empfangen, hielt ich es für Pflicht, mich bei ihm einzustellen und die Verspätung dieses Besuches mit der Versicherung zu entschuldigen, daß ich es nicht gewagt hätte, ihn als einen der Bühnenwelt gänzlich entfremdeten, nur religiösen Interessen lebenden Mann mit der Aufdringlichkeit eines wandernden Komödianten zu belästigen. Wie sehr mußte ich erstaunen, aus seinem Munde zu hören, daß er das Josephstädter Theater mehrfach besucht habe, um mich und meine Stücke zu sehen, daß er in letzteren — „wenn ich auch“, fügte er lächelnd hinzu, „die frommen Hoffnungen unseres guten seligen Schmidt nicht teilen kann“ — doch eine edle Gesinnung finde, und daß er nicht nur wegen der Berliner Erinnerungen teil an mir nehme,

sondern auch deshalb, weil, wie er sich ausdrückte, meine Stücke ihn nicht „ins Gesicht geschlagen hätten“, was die meisten dramatischen Neuigkeiten getan, die er in letzter Zeit mit angesehen. Wir hatten so viel zu plaudern, ich hatte ihm so viel von Berlin zu erzählen, ich gab mich dabei offen und rücksichtslos, ohne auch nur im geringsten meine Gefinnungen und Ansichten zu verstecken oder sie den seinigen scheinheilig anschmiegen zu wollen; er nahm mich, wie ich bin und wie ich mich gab, vollkommen objektiv und verlangte nicht, daß ich anders sein sollte. Folglich fühlte ich mich wohl bei ihm, und da er mir zeigte, daß er mich gern sah, so besucht' ich ihn häufig. Mehrmals des Abends, wo ich im Theater frei war, las ich bei ihm, nur im Kreise seiner Freunde und strengsten Glaubensgenossen, die sich an meinem Talent erfreuten und mich sonst in meiner Haut gelten ließen, ohne mir irgendeine andere aufdisputieren zu wollen. Wer mich einigermaßen kennt, wird wissen, wie ich so ganz und gar nicht verstehe, noch jemals lernen wollte, hinter dem Berge zu halten. Auch bei Zarcke, umgeben von „Ultramontanen“, wie man sie zu bezeichnen pflegt, bin ich unverändert geblieben, und es spricht vielleicht für mich, daß ich dennoch willkommen unter ihnen war. Lange schon hatte ich gewünscht, in Wien auch als Vorleser öffentlich auftreten zu dürfen, was in Beziehung auf Zensur, Lokal wie Publikum große Schwierigkeiten fand. Eine gewichtige Protektion, eine überwiegende Autorität, die dem Unternehmen Bahn gebrochen, war dazu unumgänglich nötig. Mehrfach hatt' ich an den Fürsten Metternich gedacht; doch es mußte beim Denken bleiben, denn wo und wie sollt' ich einen Anknüpfungspunkt suchen? Bei Zarcke fand ich Gelegenheit, dem Herrn von Pilat, der auch einmal zugegen war, als ich las, meinen Wunsch zu eröffnen. Dieser versprach, dem Fürsten und der Fürstin davon zu sagen. Doch ich vernahm weiter nichts; die Sache kam in Vergessenheit,

und nach dem Tode des Kaisers, wo ganz andere Dinge zu besprechen waren, dacht' ich selbst nicht mehr daran und wagte auch bei Jarcke nicht mehr davon zu sprechen. An dem Tage, wo wir Bauernfelds „Fortunat“ zum ersten Male aufführen wollten, besuchte mich, eben als ich zum Essen gerufen war, Jarcke. Er kam in höchster Eil', und seine Hast verriet, daß er eine mir wichtige Mitteilung zu machen habe; sie ging vom Fürsten Metternich aus. Dort waren soeben die „Modifikationen“ der Volkshymne* beraten worden und hatten, obgleich deren beinahe zwanzig verschiedene vorgelegen, wenig Anklang gefunden. Man war in Verlegenheit: der 19. April, der Geburtstag des Kaisers rückte heran; am 20. sollte er in den Theatern begangen, die neue Hymne sollte gesungen werden, und noch war sie nicht vorhanden, wenigstens nicht in der Form, welche gewünscht ward. Da gab ein böser Geist dem mir wohlwollenden Jarcke — welcher zufällig im Arbeitszimmer des Fürsten anwesend — den Gedanken ein, meinen Namen zu nennen; er sagte: „Der Holtei hat manche Lieder gemacht, die volkstümlich geworden sind und im Norden Deutschlands gesungen werden; er selbst ist Liedersänger, trägt seine Couplets lebhaft vor; in seinen dramatischen Arbeiten dominiert die Lyrik; vielleicht wäre dies der Mann?“ Der Fürst hatte wohl von mir gehört, vielleicht auch eines meiner Liederspiele gesehen. Graf Sedlnitzky als Präsident der Hofzensurstelle wußte am besten, wie viele Lieder ich gemacht; hatte er doch zu manchen den Kopf geschüttelt! — Und

* Bekanntlich wurde, solange Kaiser Franz regierte, das von Collin [tatsächlich aber von Vor. Leop. Haszka] verfasste, von Haydn komponierte Lied: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ bei allen festlichen Gelegenheiten vom Volke gesungen. Der neue Kaiser hieß Ferdinand. Dieser Name, der dem auf einen einsilbigen Namen basirten metrischen und musikalischen Rhythmus nicht entsprach, machte eine Umänderung des ganzen Liedes notwendig, obgleich man es gern so unverändert als möglich beibehalten hätte.

[Anmerkung Holteis.]

ohne zu bedenken, was zu bedenken gewesen wäre, erhielt Jarcke Auftrag und Vollmacht, mich aufzufordern. Diese Nachricht brachte er mir nun, von freudiger Theilnahme voll. Überlegung, Besonnenheit, Vorsicht sind sonst die Eigenschaften nicht, welche mich schmücken. Hier muß ich mir doch nachrühmen, daß ich der erste war, Einwendungen zu machen. Was werden — stellte ich dem mich überraschenden Vorschlag entgegen —, was werden die hiesigen Poeten, was werden alle Leute sagen, wenn die Nationalhymne aus der Feder eines Fremden, eines eingewanderten Schauspielers, eines P r e u ß e n kommt?? — Jarcke stuzte wohl einen Augenblick. Doch sagte er nach kurzem Bedenken: „Das ist ja nicht unsere Sache. Ich erfülle den Befehl des Fürsten und frage Sie in seinem Namen, ob Sie das Lied machen wollen?“

„Machen will ich es gewiß“, erwiderte ich; „aber ob es brauchbar sein wird, ist eine andre Frage.“

So trennten wir uns, um ein jeder zu seinem Mittagstisch zu gehen.

An demselben Abend, bevor ich mich ins Theater begab, schickte ich das begehrte Lied, wie ich es übereilt und ungefeilt niedergeschrieben, an meinen Gönner. Das war am 25., wo mich das Stück meines lieben Freundes Bauernfeld und dessen Schicksal zu sehr in Anspruch nahm, als daß ich noch weiter an das Schicksal meiner Hymne hätte denken sollen. Wie nun der 26. und der darauffolgende Tag verging ohne eine Nachricht von Jarcke, nahm ich zuversichtlich an, daß er es nicht passend fände, meine flüchtige Arbeit einzureichen, und daß er durch Schweigen uns beiden die Unannehmlichkeit ersparen wolle, darüber zu reden. Gerade ließ ich mich zu der zweiten Aufführung des „Fortunat“ ankleiden, als ein Schneider mit der Nachricht in die Garderobe stürzte: draußen stehe Herr von Jarcke und wolle mich sprechen.

Ich traute meinen Ohren nicht! Jarcke auf den Bret-

tern!? Das konnte nur etwas sehr Dringendes, nur eine edle Absicht sein, die ihn veranlaßte, die Bühne zu betreten.

„Ich habe Ihr Lied eingereicht —“

„In dieser schlechten Handschrift, im Brouillon —?“

„Gleichviel. Es hat gefallen, es ist passend und brauchbar gefunden worden. Der Fürst ist zufrieden mit Ihrer Bereitwilligkeit und wünscht Sie zu sehen. Morgen vormittag um elf Uhr finden Sie sich bei ihm ein; man wird Sie fogleich vorlassen, dies wollt' ich Ihnen jetzt, heute noch sagen, um Ihnen einen frohen Abend und Mut zur zweiten Darstellung des ‚Fortunat‘ zu machen!“ Nach diesen Worten entfernte sich Jarcke so rasch, als die Unbekanntschaft mit den verdammten finstern Schleichwegen und Schlupfwinkeln, die von einer Bühne zu führen pflegen, es ihm gestatten wollte.

Ich kann mich sehr wohl besinnen, daß nach der zweiten Vorstellung des „Fortunat“, die ohne jede Regung feindseliger Demonstration von Beifall begleitet vorübergegangen war, ich mit mehreren literarischen Bekannten mich im häuslichen Familienzirkel bei Bauernfelds Pflegeeltern befand, und daß mir, während natürlich das allgemeine Gespräch sich immer nur um die Dichtung unseres Freundes drehte, die Volkshymne, der Fürst, die morgende Audienz und was diesen Bildern sonst noch für heitere lachende Erscheinungen folgen mochten, vor Augen schwebten.

Nun denk' ich, meine Leser werden mir's erlassen, ihnen den Fürsten Metternich zu schildern und seine weltberühmte Persönlichkeit. Das haben andere und bessere besser getan, als ich es zu tun vermöchte. Ich fand diesen Herrn, alle pomphaften Schilderungen durch einfaches, höchst natürliches Benehmen, in welchem für mich der Inbegriff vornehmen Anstandes liegt, weit überbietend. Was mich betrifft, so fand Seine Durchlaucht in mir offenbar etwas ganz anderes, als sie erwartete: nämlich

statt eines geschmeidigen, eleganten, eitlen und dabei kriechenden Komödianten einen in seiner Art auch natürlichen, anspruchslosen und völlig ungezierten Mann. Der letztere war ihm sichtlich willkommener, als es der erstere gewesen sein würde. Er sagte mir: „Sie haben uns einen Dienst erwiesen; Ihr Lied gefällt mir, und es wird Ihnen auch Früchte tragen. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich habe Gutes von Ihrer dramatischen Vorleserkunst gehört. Sie sollen bei mir lesen, vor einem Publikum, wie Sie selbst es wünschen; das übrige wird sich dann finden. Wir sind Ihnen auch noch Anerkennung schuldig für Ihre ‚Wiener in Paris‘. Lassen Sie das Stück jetzt nach dem Tode des Kaisers nicht von der Bühne verschwinden. Der pekuniäre Vorteil, den die Hymne abwerfen muß, soll Ihnen nicht entzogen werden“ usw. Man begreift, daß solche Worte aus dem Munde des Fürsten Metternich einem deutschen Komödienschreiber und -spieler, der sich stets kümmerlich durch die Welt schlagen mußte, recht süß schmeckten. Doch behielt ich Konsequenz genug, ohne Zögern zu erklären, daß ich es als einen Beweis von Huld betrachten würde, wenn von allem, was Geld und Bezahlung heißt, hier nicht die Rede sein dürfte, wenn man mir gestatten wollte, für diese kleine, unbedeutende Arbeit nichts anzunehmen, weil jede goldene Belohnung den unausbleiblichen Neid der von mir zurückgedrängten Mitbewerber nur vermehren könne. Der Fürst gab mir augenblicklich recht, und sein Benehmen deutete mir an, daß ich in seiner Meinung nicht verloren hatte, als ich mich empfahl.

Nun hätt' ich müssen ruhig nach Hause fahren, nur mit meiner Frau über die Sache reden, sonst mit keiner Seele, und alles übrige seinen stillen Gang gehen lassen. Dann wären bis zum letzten Augenblick die Leute in Ungewißheit geblieben, wessen Verse zur Absingung verteilt werden sollten. Mein Name wäre samt vielen anderen nur vermuthungsweise genannt, jede Verdrießlichkeit ver-

mieden worden, und ich hätte, mich mit der neuerworbenen Gunst begnügend, von meiner Vorlesung beim Fürsten Staatskanzler die angenehmsten und ersprießlichsten Resultate in diesem Gebiete künstlerischer Tätigkeit erwarten dürfen!

Aber was tat ich? Ich fuhr, meiner Freuden, meines Glückes voll, geradeswegs nach dem Josefstädter Theater, eilte in die Kanzlei und verkündete dort, ein unüberlegter, alberner Schwärzer, wovon mein Herz überfloß. Freilich hatte der Fürst mir nicht Schweigen auferlegt; freilich war von keinem Geheimnisse die Rede gewesen; aber ich selbst hätte so klug sein müssen, darum zu bitten, hätte auch so klug sein können, da ich zuerst die Befürchtung ausgesprochen, daß meine Mitbewerbung böses Blut machen dürfte. — Unverzeihlich, daß ich es nicht getan! —

Skaum waren einige Tage vergangen, als die Folgen sich zeigten. Manche, die mich sonst mit Herzlichkeit und Versicherungen ihrer Liebe überschüttet hatten, wichen mir aus, wenn ich ihnen begegnete, vermieden meinen Gruß oder schienen verlegen. Andere zeigten sich gar kalt und fremd. Castelli, der mir die Brüderschaft angetragen, nannte mich auf einmal „Sie“, als ob er vergessen wolle, daß wir uns duzten. Im „Stern“ herrschte, wenn ich mich zeigte, eine ganz eigene feierliche Langweiligkeit, und wenn mich auch die dort Verkehrenden viel zu lieb hatten, um lieblos zu werden, sie schienen doch auch im Bann eines gegen mich herrschenden Vorurtheils befangen. Ich ging wie unter einem trüben Himmel traurig einher, wohl ahnend, was dies alles bedeuten könnte, aber nicht fähig, eine deutliche Erklärung zu veranlassen. Vergebens sucht ich einige Male das Gespräch auf den Punkt zu bringen, der eine Auseinandersetzung nötig gemacht hätte — niemand ging darauf ein.

Da traf ich — am Karfreitag, dächt' ich, wär' es gewesen — an einem schönen sonnigen Apriltage, wo ich

mit schwerem Herzen und in wehmütiger Stimmung den menschenleeren Prater durchwandelte, in einem Seitengange auf Grillparzer, der schon längere Zeit sich im „Stern“ nicht gezeigt hatte. Er war mir und meinen poetischen Versuchen immer zugetan gewesen, hatte mir stets die lebhafteste, eines wahren Dichters würdige Kameradschaft bewiesen, die den Berühmten ehrt, wenn er sie dem Unberühmten gönnt, hatte sich's bei uns in unsern kleinen Josefstädter Gastgemächern gefallen lassen, an unserm Tisch mit uns gelacht und war ebenso kindisch und lustig mit uns geworden, wie er ernst und schwermütig sein konnte. „Meister Franz“ nannten wir ihn im „Stern“! — Auch er schien, als ich ihm hier begegnete, nicht standhalten zu wollen. Aber ich ließ ihn nicht. Mit der Heftigkeit eines lange schwer zurückgehaltenen Schmerzes, der sich endlich Luft machen will, drang ich in ihn, mir schonungslos die Wahrheit zu sagen. Und er sagte sie mir. „Nicht nur diejenigen, die sich zurückgesetzt meinen, daß man ihre Umarbeitung der Hymne verwarf, auch die meisten übrigen Poeten und Literaten sind erbittert, daß man einen Ausländer ihnen vorgezogen hat. Es heißt, Sie hätten sich zu dieser Arbeit gebrängt, sie hätten durch Jarcke, der Ihr Landsmann ist, den Fürsten zu gewinnen gesucht, hätten die feinsten Rabalen geschmiedet, dem Fürsten vorgespiegelt, Sie seien ein geborener Österreicher*, ja, endlich, Sie hätten sich bereit erklärt, zur katholischen Religion überzutreten und allerlei Dienste im Interesse der römischen Partei zu leisten, hätten auch bereits ein Angeld von tausend Dukaten, unter dem Vorwand eines kaiserlichen Gnadengeschenkles für die Hymne, in Empfang genommen!“

Mir war bei Gott schon seit vierzehn Tagen nicht

* Der Fürst selbst war es, der herausgefunden, daß mein Vater österreichischer Offizier gewesen, und der dieses Faktum später geltend machte, als ihm Vorstellungen gegen meine Ausländerschaft gemacht wurden. [Anmerkung Holteis.]

lächerlich zumute; aber bei dieser letzten Anschulldigung muß' ich denn doch so hellen Halses auflachen, daß die alten Praterreichen ihre dürren Äste schüttelten, daß die Hirsche, die in unserer Nähe standen, aufbrachen, und daß Grillparzer mich erstaunten Blickes betrachtete. Ich erzählte ihm nun den ganzen Vorgang vollständig, wie ich ihn auf den soeben umgeschlagenen Blättern erzählt habe, und wie auch nicht ein Buchstabe von der strengsten Wahrheit abweicht. Diese — die Wahrheit — hat eine Gewalt, welcher kein edler Mensch auf die Dauer sich verschließen kann, wenn sie ihm von den Lippen und aus den Augen eines Redlichen entgegentritt. Durch meine Schilderungen überzeugte ich Grillparzer so vollkommen von der Lügenhaftigkeit all jener Gerüchte, daß er aus einem Zweifler an meinem Charakter im Augenblick zum Ritter meiner Ehre ward. Er erzählte weiter: „Viele Schriftsteller, unter diesen sehr ehrenhafte Namen, haben sich an den Grafen K. gewendet, um durch dessen Einfluß zu verhindern, daß Ihre Hymne gesungen werde. Ohne Zweifel wird dieser es auch durchsetzen, und das würde, wie Sie mir jetzt die Verhältnisse dargestellt haben, für Sie eine unverdiente Kränkung sein. Deshalb will ich Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir Ihr Lied, lassen Sie mich einige Worte darin ändern, dann bin ich bereit zu erklären, daß ich Mitverfasser sei, daß wir es beide zusammen gemacht haben; niemand darf dann gegen seine Einführung etwas einwenden, und die Vortheile, die Ihnen daraus erwachsen können, bleiben ungeschmälert die Ihrigen.“

Hätten meine Verehrung, meine Liebe für Grillparzer überhaupt noch gesteigert werden können, so hätt' es durch dies großmütige Anerbieten geschehen müssen, welches ich jedoch, wie leicht zu erraten, keineswegs annahm. Vielmehr wendete ich mich sogleich in einem ostensibeln Briefe an Jarcke und legte auf diese Weise Seiner Durchlaucht unter Aufzählung sämtlicher Gründe und Ausein-

andersehung aller Gerüchte die dringende Bitte vor, mein Lied zurückzustellen und durch einen eingeborenen Schriftsteller rasch ein anderes fertigen zu lassen; ja, ich flehte darum als um eine mir zu erweisende Gnade. Hier jedoch handelte sich's schon längst nicht mehr um meine geringe Person oder eine mir zuzuwendende Gunst; hier handelte sich's um Durchführung eines eigenen Willens, um den Sieg, den ein Allgewaltiger über entgegengesetzte Ansichten, ja über die öffentliche Meinung davonzutragen wollte, nicht weil er der öffentlichen Meinung unrecht gab, sondern lediglich, weil es ihm nicht geziemend schien, seinen Irrtum einzugestehen. Meine Hymne mußte unter jeder Bedingung gesungen werden, nachdem einmal ausgesprochen worden, daß sie angenommen und erwählt sei. Ob ich als Opfer dieser Konsequenz fiel? Wen kümmerte das? Meine Sonne war bereits untergegangen. Mochte Jarcke, deutlich erkennend, wie unschuldig sein Schützling an diesem Ausgange sei, späterhin auch manche Gelegenheit benützen, der mir eröffneten Aussichten zu gedenken, seine guten Worte fanden keine gute Stätte mehr. Ich wurde als der Urheber aller aus der Volksliedangelegenheit entspringenden Unannehmlichkeiten und Reibungen betrachtet, als solcher wenn nicht gehaßt, doch beiseitegeschoben, und mir blieb außer einer Unzahl erbitterter Gegner auch noch die drückende Überzeugung, von einem großen Teil des Publikums wie ein feiler, kriechender Heuchler betrachtet zu werden, der für Geld oder für Gunstbezeigungen von oben bereit sei, alles zu tun. An eine Rechtfertigung durch die Presse auch nur zu denken, wäre damals in Wien Wahnsinn gewesen. Ich mußte alles über mich ergehen, mußte mir nachsagen lassen: daß ich mich listig eingeschlichen, die vaterländischen Dichter verdrängt, mancherlei nichtswürdige Versprechungen und Zugeständnisse gemacht, tausend Dukaten empfangen, mich überhaupt verkauft hätte; ich

trug aber in Wahrheit nichts davon als den unverdienten Groll des Fürsten und die Gewißheit, daß jetzt jede Aussicht verschwunden sei, in seinen Sälen mir den gehofften Ruf als dramatischer Vorleser zu erwerben.

Wir trafen [von Baden bei Wien] in Wien ein, um von der Nachricht empfangen zu werden, daß unser Direktor denselben Tag entwichen sei. Eine nicht länger zu verheimlichende Hypothekenverfälschung trieb ihn zur Flucht. Er hinterließ viele Schulden, und wir beim Theater, die er — jeden, so gut es sich tun ließ — auch betrogen, durften nicht klagen, da wir nur das Schicksal seiner besten Freunde teilten. Nun, nachdem er fort war, erstarb auch in mir sogleich der Groll, der sich durch sein schlechtes Betragen gegen uns in der letzten Zeit aufgesammelt; ich sah nur noch den lebenswürdigen Mann, wie er sich uns gezeigt, solange wir Gäste hießen, und konnte ihm, oder vielmehr seinem kolossalen Leichtsinn, eigentlich meine Bewunderung nicht vorenthalten, wenn ich bedachte, daß dieser Mensch mit dem seit länger als einem Jahre ihn marternden Bewußtsein und in stündlicher Erwartung, entdeckt zu werden und dem Gesetz zu verfallen, so viel Gewalt über sich besaß, heiter, umgänglich, lebensfroh zu erscheinen, neue Pläne zu machen, weit in die Zukunft zu denken!

Wir waren also ohne Direktor; fürs erste war auch an einen neuen Unternehmer nicht zu denken.

Die Gesellschaft trat zusammen und erlangte von der Behörde eine interimistische Erlaubnis, gleichsam auf eigene Rechnung zu spielen, bis das Josefstädter Theater einem neuen Pächter zuerkannt sein würde. Kaum war ihnen diese Bewilligung erteilt, als dieselben Menschen, die den letzten Monat in Baden gegen mich grob und boshaft gewesen, mir die schönsten Worte gaben, ich möchte mich und meine Frau jetzt, wo ihre Existenz auf dem Spiele stünde, dem Vereine nicht entziehen. Sie erklärten

sich bereit, alle Bedingungen, die ich machen würde, zu erfüllen, und hier versäumte ich, wie der Wiener sich auszudrücken pflegt, die Überfuhr! Hier hätten wir uns losreißen und uns mit der hochlöblichen Kollegenschaft weiter nicht befassen sollen. Aber wir waren so entzückt von Wien, fürchteten das Umherreisen so sehr, und ich, der einer ewigen Unruhe und eines immer wieder forttreibenden Mangels an Stetigkeit Angeklagte, war so vernarrt in meine Arbeitsstube, in meinen schönen Schreibtisch, in mein Bibliothekzimmerchen, in meine unzähligen Bilder, Kupferstiche, Medaillen usw. an der Wand, daß ich mich entschloß, meine Mitwirkung zuzusagen, und dies noch obendrein zu Bedingungen, die weit mehr geeignet waren, dem Vorteil der übrigen als meinem eigenen zu entsprechen. Ich entsagte für mich jeder bestimmten Gage, wogegen ich natürlich auch nicht mehr verpflichtet werden konnte, Rollen zu übernehmen, die mir unpassend schienen; ich behielt mir vor, darin meiner eigenen Ansicht folgen zu dürfen, und empfing für jeden Abend, wo ich auftrat, gleichviel ob in meinen, ob in andern Stücken, ein Honorar von fünf Gulden!! Für neue Arbeiten sollten die Honorarbedingungen in Gültigkeit bestehen, die ich mit dem verschwundenen Direktor eingegangen, unter ausdrücklichem Vorbehalt, daß die von mir gelieferten Stücke mein Eigentum, nicht jenes der Theaterbibliothek, die nach diesem Interregnum notwendig einem neuen Unternehmer zufiel, verbleiben sollten. Dies war mein Vorschlag, der, mündlich gemacht, von allen mit Dank mündlich angenommen wurde. Einen schriftlichen Vertrag aufzusetzen, hielt ich für unnötig, da es ja täglich bei mir stand, abzubrechen, wenn ich genug hatte.

Meiner Frau ging es insofern besser, als sie viel zu spielen hatte und wenn auch von einem Kleinen, doch stets feurigen Publikum mit der größten Auszeichnung behandelt wurde. Nur litt sie, weil das Feuer der Zuschauer die Räume des gar nicht zu erwärmenden Theaters keines-

wegs ausfüllte, heftig von der strengen Kälte. Nicht selten wehte feiner Schneestaub durch ein nach dem Hofraum führendes Seitentor, mochte dieses auch mit einem dicken Teppich verhängt sein, auf die Bühne und ihr in die Locken oder auf den unbedeckten Hals. Es ist unglaublich, was die Frauen in dieser Beziehung aushalten können und was der Mensch überhaupt auszuhalten vermag, während er auf dem Theater steht; als ob die Anspannung, die mit einer drastischen Wirksamkeit unzertrennlich verbunden bleibt, den Sieg über alle andern Empfindungen davontrüge. —

Am dritten Februar traten wir „zum letzten Male“ auf. Dieses „letzte Mal“ hatte denn doch noch einige Wirkung geübt. Das Haus war voll. Hatten sich uns die Wiener je als Wiener gezeigt, so geschah es an diesem Abend. Schien es doch, wie wenn sie uns festhalten wollten durch die Äußerungen ihrer Liebe. Auch die Schauspieler — und nicht allein diejenigen unter ihnen, die uns nähergestanden und befreundet geblieben; auch die übrigen, zum Teil übelgesinnten, offenbarten in ihrem ganzen Wesen: daß nun, wo sie am Ernst unseres Entschlusses nicht mehr zweifeln durften, die Ausführung desselben ihnen nicht gleichgültig war. Eine an sich unbedeutende Äußerung des Gefühls machte mir einen tiefen, heute noch nicht verlöschten Eindruck. Unser Souffleur Matolay, ein geborener Ungar und ein gebildeter, wunderlicher, dabei unendlich tief empfindender Mann, hatte gewöhnlich die letzten Worte, mit denen das Schauspiel „Shakespeare in der Heimat“ schließt: „dann wird sie sagen: William Shakespeare!“ ausgesprochen: „dann wird sie sagen: William, schick mir's Bier!“ — Einer von den Theaterspässen, die sich immer erzeugen, sobald ein Stück den ehrfurchtgebietenden Zauber der Neuheit verloren und das Personal Gleichgültigkeit genug dafür hat, um Nebenscherze zu treiben. Regelmäßig hatte Matolay mich bei seinem „schick mir's Bier!“ angesehen, ich hatte ihm,

während der Vorhang zu sinken begann, irgend etwas auf die Bierseitung Bezügliches erwidert und die in Wien übliche, dem Publikum bestimmte Schlußverbeugung nach seinem Kasten gerichtet. Am letzten Abend wieder wie gewöhnlich hinablickend, bemerkte ich, daß er festen Auges in sein Souffleurbuch schaute; dann, als die bewußte Stelle kam, sah er nach mir herauf, sagte mit wehmütigem Kopfschütteln „heute nicht!“, klappte laut und hörbar das Buch zu — und verschwand. Es haben mir wenig Äußerungen des Bedauerns über meinen Abgang von Wien so wohlgetan als jenes „heute nicht“!

Mit nachfolgenden Strophen sagt' ich an der Seite meiner Frau von den Brettern herab mein Lebewohl dem Publikum:

„So lebt nun wohl, ihr freundlich=lieben Räume,
So lebe wohl, du oft begrüßtes Haus!
Wir ziehn davon, wo blätterleere Bäume
Im Sturme wehn — in Mitternacht hinaus.
Und abermals entweicht der Heimat Frieden,
Und abermals empfängt die kalte Welt
Uns Wandernde, die traurig abgeschlossen
Von allem, was sich günstig hier gesellt.

Es war ein Frühling, den wir damals lebten,
Denn jeder Tag bracht' uns der Freuden viel:
Wie wir mit Lust vor euch zu wirken strebten,
Wie, was wir brachten, manchmal euch gefiel.
Doch ach, der Herbst zerstörte diese Wonne,
Ein harter Schlag vernichtete dies Glück,
Und grau umflort sieht scheidend nun die Sonne
Durch finstre Nebel noch darauf zurück.

Wir ziehn davon mit tief empfundenen Schmerzen,
Das Auge stets nach jenem Lenz gewandt.
Doch tragen wir am dankerfüllten Herzen
Die Blumen, still gepflückt in diesem Land.

Und, wo wir weilen mögen, immer werden
Wir's fest bewahren, innig, im Gemüt:
Die schönste Zeit für uns auf dieser Erden,
Das reichste Glück hat uns in Wien geblüht!"

Damit zu guter Letzt für meine uneigennütige Aufopferung noch eine feine Unterweisung in praktischen Angelegenheiten und ein lehrreicher Denkfzettel erteilt werde, gab der Kassen- und Geschäftsführer unserer interimistischen Theaterführung (ein Bruder des Entwichenen, welchen ich bis dahin als Opfer seiner brüderlichen Anhänglichkeit bedauert) heimlich den Auftrag, mir mein Manuskript von „Shakespeare in der Heimat“ nicht auszuliefern. Nach dringenden und wiederholten Sendungen von meiner Seite empfing ich den Bescheid: laut Vertrag gehörten die Stücke, welche mir durch Autorbenefize bezahlt wären, der Direktion. Nun hatten wir aber, als ich meiner Gage entsagend mich entschloß noch zu bleiben, ausdrücklich abgemacht, daß alle meine Arbeiten nur so lange für die Josefstadt benützt werden dürften, als ich darin spielte; sämtliche Führer des Geschäftes waren bei dieser Übereinkunft zugegen gewesen, hatten die Billigkeit meiner Ansprüche dankend gerühmt — und jetzt, wo ich sie aufforderte, Zeugnis abzulegen, mußte ich sie verlegen schweigen sehen und von Herrn S. dem jüngeren vernehmen: daß ich nichts Schriftliches in Händen hätte, daß er sich folglich auf einen Paragraphen im Kontrakt seines Bruders berufe, und daß die am gestrigen Tage meiner Frau als Abschiedsbenefiz bewilligte Einnahme ihn berechtigte, mein Manuskript zurückzuhalten. Das war um so falscher, als meiner Frau ohnedies eine Einnahme gebührte. Aber ich ergriff das Auskunftsmittel, welches sich mir darbot. Ich entsagte der noch nicht erhobenen Einnahme und verlangte dagegen mein Buch. Weiter hatte der schlaue Jüngling nichts gewollt. Er kannte mich gut genug, um zu wissen, daß ich den Ver-

lust von ein paar hundert Gulden lieber ertragen als mein Stück in ihren Händen lassen würde.

Die Hauptsache war, erst wieder in einer großen Stadt zum Spiele zu gelangen und dadurch wieder aufzutauchen aus der Vergessenheit, in die wir seit unserm Abgang von Wien gleichsam versunken waren. Nach vielfältigem Nachsinnen und Beraten blieben wir endlich mit unsern Entwürfen bei Dresden stehen und traten auch, ohne nur im geringsten an eine Anmeldung oder Bevormortung gedacht zu haben, die Reise dahin an.

Der erste Gang in Dresden war natürlich zu Lied. Er war freundlich wie immer und erklärte sich auch, sobald ich ihm und seinen nächsten Freunden an einigen rasch aufeinanderfolgenden Abenden meine neuesten Arbeiten vorgelesen, gern bereit, seinen Einfluß auf die Generalintendantur für Erfüllung meiner Wünsche geltend zu machen.

Doch bald zeigten sich Schwierigkeiten. Man entgegnete, daß, wären wir eher eingetroffen, wo noch Sommervorstellungen auf dem Bade gegeben wurden, unser Auftritt sehr willkommen gewesen sein würde, daß aber jetzt im späten Herbst bei ohnedies immer gut besetztem Hause Gastrollen nicht gestattet werden könnten. Vergebens wendete ich ein, daß ich erst gestern ein ganz leeres Haus gesehen, daß mir weniger an Honorar als an unserm Erscheinen auf dem Dresdener Hoftheater läge, daß meine kleineren Stücke geringe Mühe sie einzustudieren veranlassen würden, daß ich mich in alles und in allem fügen wolle! — Vergebens!

Da fiel mir noch zu rechter Zeit ein, mich schriftlich an eine Jugendfreundin zu wenden, deren Stellung sie wohl befähigte, ein gewichtiges Wort an denjenigen zu richten, in dessen Willen die Sache gestellt war. Dieses Wort wurde gesprochen, und vierundzwanzig Stunden, nachdem es gesprochen war, hatte ich die Zusicherung in Händen, mindestens dreimal spielen zu dürfen.

Am 30. September sind wir zum ersten Male aufgetreten. Wir gaben: "Eines Schauspielers Morgensstunde", "Die weiblichen Drillinge", "Dreieinunddreißig Minuten in Grünberg". Ich hatte also in drei verfloßenen Rollen: als jugendlichler Schauspieler, alter amerikanischer Dämon und verhängnisvoller Drosselauer Stempner, den ganzen Abend auf mir liegen und stand nun da, auf einem der ersten Hoftheater, vor einem großen (oben das Haus war angefüllt), ausgereächelten Publikum, auf den nämlichen Brettern, wo ich vor sechzehn Jahren, ganz um dieselbe Jahreszeit, fast an demselben Tage, als Suramisch im Hörnersehen "Zerung" wie ein Hümperechter Zinsänger, spüchtern und verzagend, beinahe das Schlimmste erlebt! Ein eigenes Gefühl!

Wenn es mich anfänglich eingeschüchtert und beängstigt hatte, so trug es doch auch wieder bei, mich aufzumuntern, mich anzuspornen, daß ich denen, die des Stolzes vom Jahre zwanzig noch gedächten, im Jahre sechszunddreißig einen anderen zeigen möchte.

Die Vorstellung ging, wie sie gehen soll, wenn sie durchwegs gelungen heißen will, in günstiger Zeitigung. Nach dem ersten Stück, dem der lauteste Beifall nicht fehlte, kam Lied auf die Bühne und lud mich für morgen zum Mittageffen ein; nach dem zweiten Stück, als Julie und ich mit allen erregtesten Ehren hervorgerufen waren, kam er wieder, auch meine Frau einzuladen; und nach dem dritten, welches offenbar der Zerwandschaft, worin der schlesische Dialekt zu dem sächsischen steht, sein überausstehendes und ganz ungläubliches Glück in Dresden verdiente, kam Lied zum dritten Male und scharte mit zum Essen zu bringen!

Ich konnte mich nicht enthalten, beim letzten Herauslaufen einige Worte an die Hörer zu richten und dabei des armen Suramisch zu gedenken, der vor sechzehn Jahren nur ihrer Nachsicht verdiente, nicht ausgepfiffen, und

lust von ein paar hundert Gulden lieber ertragen als mein Stück in ihren Händen lassen würde.

Die Hauptsache war, erst wieder in einer großen Stadt zum Spiele zu gelangen und dadurch wieder aufzutauchen aus der Vergessenheit, in die wir seit unserm Abgang von Wien gleichsam versunken waren. Nach vielfältigem Nachsinnen und Beraten blieben wir endlich mit unsern Entwürfen bei Dresden stehen und traten auch, ohne nur im geringsten an eine Anmeldung oder Bevormortung gedacht zu haben, die Reise dahin an.

Der erste Gang in Dresden war natürlich zu Lieck. Er war freundlich wie immer und erklärte sich auch, sobald ich ihm und seinen nächsten Freunden an einigen rasch aufeinanderfolgenden Abenden meine neuesten Arbeiten vorgelesen, gern bereit, seinen Einfluß auf die Generalintendantur für Erfüllung meiner Wünsche geltend zu machen.

Doch bald zeigten sich Schwierigkeiten. Man entgegnete, daß, wären wir eher eingetroffen, wo noch Sommervorstellungen auf dem Bade gegeben wurden, unser Auftritt sehr willkommen gewesen sein würde, daß aber jetzt im späten Herbst bei ohnedies immer gut besetztem Hause Gastrollen nicht gestattet werden könnten. Vergebens wendete ich ein, daß ich erst gestern ein ganz leeres Haus gesehen, daß mir weniger an Honorar als an unserm Erscheinen auf dem Dresdener Hoftheater läge, daß meine kleineren Stücke geringe Mühe sie einzustudieren veranlassen würden, daß ich mich in alles und in allem fügen wolle! — Vergebens!

Da fiel mir noch zu rechter Zeit ein, mich schriftlich an eine Jugendfreundin zu wenden, deren Stellung sie wohl befähigte, ein gewichtiges Wort an denjenigen zu richten, in dessen Willen die Sache gestellt war. Dieses Wort wurde gesprochen, und vierundzwanzig Stunden, nachdem es gesprochen war, hatte ich die Zusicherung in Händen, mindestens dreimal spielen zu dürfen.

Am 30. September sind wir zum ersten Male aufgetreten. Wir gaben: „Eines Schauspielers Morgenstunde“, „Die weiblichen Drillinge“, „Dreiunddreißig Minuten in Grünberg“. Ich hatte also in drei verschiedenen Rollen: als jugendlicher Schauspieler, alter amerikanischer Oheim und verhungertes Breslauer Klemptner, den ganzen Abend auf mir liegen und stand nun da, auf einem der ersten Hoftheater, vor einem großen (denn das Haus war angefüllt), ausgewählten Publikum, auf den nämlichen Brettern, wo ich vor sechzehn Jahren, ganz um dieselbe Jahreszeit, fast an demselben Tage, als Suranitsch im Körnerschen „Triny“ wie ein stümperhafter Anfänger, schüchtern und verzagend, beinah das Schlimmste erlebt! Ein eignes Gefühl!

Wenn es mich anfänglich eingesehnt und beängstigt hatte, so trug es doch auch wieder bei, mich aufzumuntern, mich anzuspornen, daß ich denen, die des Holtei vom Jahre zwanzig noch gedächten, im Jahre sechsunddreißig einen andern zeigen möchte.

Die Vorstellung ging, wie sie gehen soll, wenn sie durchweg gelungen heißen will, in günstiger Steigerung. Nach dem ersten Stück, dem der lauteste Beifall nicht fehlte, kam Tieck auf die Bühne und lud mich für morgen zum Mittagessen ein; nach dem zweiten Stück, als Julie und ich mit allen kriegerischen Ehren hervorgerufen waren, kam er wieder, auch meine Frau einzuladen; und nach dem dritten, welches offenbar der Verwandtschaft, worin der schlesische Dialekt zu dem sächsischen steht, sein überraschendes und ganz unglaubliches Glück in Dresden verdankte, kam Tieck zum dritten Male und schärfte mir ein, ich möchte ja nicht vergessen, auch meine Tochter mit zum Essen zu bringen!

Ich konnte mich nicht enthalten, beim letzten Herausrufen einige Worte an die Hörer zu richten und dabei des armen Suranitsch zu gedenken, der vor sechzehn Jahren nur ihrer Nachsicht verdankte, nicht ausgepiffen, und

der es heute derselben Nachsicht verdanken müsse, so gütig ausgezeichnet zu werden.

Bei niemand angemeldet, von keinem unserer Freunde erwartet, trafen wir in den ersten Tagen des November in Berlin ein.

Zwei und ein halbes Jahr sind vergangen, seitdem wir es verließen, und man hat uns nicht vermisst. Alles geht seinen Gang fort wie sonst, als wir mitgingen. Unsere Entfernung hat nichts gestört, unsere Rückkehr ändert nichts. Wir haben uns für wichtige Personen gehalten, des allgemeinen Theils würdig; ich habe oft gedacht: sie werden dich schon zurückwünschen, wenn du nicht mehr da bist. Eitle Täuschung! Außer der Bühne, auf der Bühne, überall haben Lust und Wechsel, Lust nach Vergnügung, Drang sich zu zerstreuen ihre alte Macht über die Menschen geübt; auch nicht einer hat sich abhalten lassen, in Berlin zu tun, was er früher getan. Ob du fern von ihnen umgekommen wärst, nicht auf eine Viertelstunde hätte dein Elend, dein Tod das Geräusch der großen Stadt zum Schweigen gebracht; sogar deine besten Freunde haben dich fast vergessen, und höchstens haben die alten Stützen der „Literaria“ manchmal ausgerufen: Wäre unser Holtei noch bei uns!? Und du fühlst dich fremd und unheimlich! Du wähnstest, sie würden dir entgegenjauchzen, deiner Kränze, die du im fernen Lande errungen, sich freuend. O Gott, sie fragen bedenklich: Was führt Sie hierher? Haben Sie Ausichten? Sollten die Hindernisse gehoben sein, die sich Ihnen früher in den Weg stellten? —

Es bedurfte nicht langer Beobachtungen, um mir klarzumachen, daß ich auf niemand zu rechnen hätte als auf mich selbst. Aide toi et le ciel t'aidera!

Fürs erste suchte ich eine passende und erträgliche Privatwohnung zu finden, wo wir uns so winterlich und traulich, als es nur gehen mochte, einnisteten. Dann beschloß ich, für den Anfang weder Absichten noch Wünsche

auszusprechen, keine Schritte in Berlin zu tun, die irgend- einen Plan verrieten, nichts zu unternehmen, wodurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf uns gezogen werden möchte, und aus diesem Grunde schob ich auch die drama- tischen Vorlesungen, auf die ich schlimmstenfalls für den Erwerb des Tages rechnete, ins neue Jahr hinaus. Um den Schluß des Jahres 1836 nicht ganz fruchtlos hinzu- bringen, besuchten wir im Dezember Frankfurt a. D. und spielten dort einige Gastrollen.

Es war nicht allein von Berlin aus, sondern wirklich von allen Städten, an die ich mich brieflich fragend wen- dete, als sollte mir jede Lust am Theater benommen wer- den mit der Möglichkeit, ferner dafür zu wirken. Überall gab es Bedenkllichkeiten, und an den wenigen Orten, wo man auf meine Anträge einging, geschah es nur teil- weise, indem hier ein Platz allein für meine Frau, dort eine Aussicht allein für mich gewesen wäre. Ich begann mich dem Glauben zuzuwenden, daß der Strudel des Theaterreibens, meiner für immer überdrüssig, nun aufhören wolle, den wild Ergriffenen länger umher zu drehen, daß er mich auswerfen werde, daß es nun an mir sei, ins Werk zu setzen, was ich vor meiner zweiten Verheirathung gefabelt, und hübsch solide unter die Phi- lister zu gehen! Als ich mitten in diese entsagenden Vor- sätze ein Schreiben des Musikdirektors Dorn aus Riga empfing, worin dieser mich aufforderte, die Direktion des Theaters daselbst zu übernehmen, achtete ich in mei- ner antitheatralischen Stimmung so wenig auf die von ihm beschriebenen Annehmlichkeiten, daß ich mit kurzen Worten erklärte, ich sei durchaus ohne Vermögen und folglich um so weniger geeignet, mich an die Spitze sol- chen Institutes zu stellen, als ja doch in einer so reichen Kaufmannsstadt das pekuniäre Interesse vorherrschen müsse. In diesem Sinne, wennschon wahrscheinlich mit anderen Worten, lehnte ich jedes Eingehen in seinen gut gemeinten Vorschlag dankend ab. Mein Vorsatz war, so

eingeschränkt als möglich mit den Meinigen zu leben und durch literarische Arbeiten unsern Unterhalt im angestrengten Fleiße zu erwerben. Jeder Lust am äußerlichen Leben, jeder geldzersplitternden Zerstörung zu entsagen, fiel weder mir noch Julie schwer. Wenn sie mit Marie am Nähtisch und ich im kleinen Stübchen daneben am Schreibtisch saß, so war ein Tag herum, keines wußte, wo er geblieben. Und beim Mittagessen, beim Abendtee konnten wir drei auf unsere eigene Hand recht herzlich lachen und froh sein — so daß Besuche uns oft mehr störten und verdrossen, als daß sie unsere Heiterkeit hätten vermehren können. Auch fühlt' ich mich, abgerechnet die von einem Tage zum andern, besonders bei Nachtzeit manchmal emporbringenden Regungen verletzter Eitelkeit im ganzen zufriedener als je. Hab' ich nicht, fragt' ich mich dann, erreicht, worauf ich als Jüngling brannte? Hab' ich nicht als Darsteller meiner eigenen Stücke in den größten Städten Deutschlands jene Spenden des Beifalls empfangen, nach denen ich mich vormals sehnte, wie ich in Breslau als gering geschätzter Anfänger umherlief? Hab' ich nicht gelernt, diese momentanen Ausbrüche einer vorübergehenden Gunst gering zu achten, weil ich sie auch demjenigen zuwenden sah, was ich für gemein und niedrig halten mußte? Hab' ich nicht an mir selbst erlebt, daß ein Jahr genügt, aus dem allgepriesenen Liebling einer gedankenlosen Menge den vergesslichsten, unbeachtetsten Menschen werden zu lassen? Ist endlich der Triumph des Augenblicks, den ich im besten Falle nur erringen kann — da ich auf keine Weise berufen bin, mich denen anzureihen, deren Werke künftig leben werden —, so viel wert, ihn durch all die Plackereien zu erkaufen, die ihm vorangehen, die ihm nachfolgen? Ist es nicht klüger, dein beschränktes Talent jenem Felde zuzuwenden, welches du in deiner stillen Zelle friedlich und unangefochten bauen darfst, die Erzeugnisse deines Fleißes der Lesewelt darbietend, die ja auch ihren Mann

ernährt und dich selbst dann, wenn du ihren Geschmack bisweilen verfehlst, doch nicht auspfeifen und persönlich mißhandeln kann?? Alle diese Fragen bejaht' ich mir ohne Groll, ohne Bitterkeit, mit frischer Arbeitslust. Julie stimmte ein in dieses Ja. Sie war erbötig, ein spärliches Leben entsagend und vergnügt zu teilen.

Am 24. Januar 1837 wurd' ich vierzig Jahre-alt oder glaubte dies vielmehr nur, da der Brief meiner Mutter mich um ein Jahr jünger macht. Dieser Zeitabschnitt meines Lebens gab den Titel vorliegenden Buches, zu welchem ich damals die Grundzüge entwarf und die ersten Blätter niederzuschreiben begann.

Die im rigaschen Briefe mir dargebotenen Bedingungen waren durchaus anständig, sicherten mir und den Meinen sorgenfreie, wenn auch mit Arbeit verbundene Existenz; und damit jede Bedenklichkeit wie von selbst verschwinde, hatten die Vertreter des dortigen Publikums ihren ehrenvollen Anträgen auch noch den Vorschlag beigefügt: ich solle angesichts dieses nach Riga eilen, sie und ihre Stadt kennenlernen und mir durch eigene Anschauung klarmachen, um was es sich handle, wobei sie ausdrücklich bemerkten, daß sie es sein würden, welche die Kosten der Reise hin und zurück trügen!

In Riga fand ich noch oder wiederum Winter. Es hatte über Nacht geschneit. Auf dem Eis der Düna, die fest stand wie eine Mauer, hielten unzählige Schlitten. Die Sonne schien hell. Es war ein heiterer, frischer Sonntagmorgen. Ebenso heiter und frisch sah es in meinem Innern aus. Man hatte mir so viel Gutes von den Bewohnern Rigas gesagt, ihre Bildung, ihren regen Sinn für alles Gute und Schöne, ihre Gastfreiheit, ihre Wohlthätigkeit so allgemein gerühmt. Wie freut' ich mich, hier wirken, vor einem solchen Publikum meine Tätigkeit entfalten zu können! Ich war voll der besten, edelsten Vorsätze. Ihr Vertrauen soll sie nicht getäuscht haben, sagt' ich mir selbst; mit Leib und Seele will ich mich der

Anstalt widmen, deren Leitung sie mir zudenken; jede Kraft will ich aufbieten, würdig vor ihnen zu stehen. Und weil Deutschland kein Plätzchen für das Grab seines armen Sängers mehr übrig zu haben scheint, mag er denn am Baltischen Meere unter Rußlands Zepher Ruhe finden; nur schütze Gott, setzt' ich fröstelnd hinzu, den alten Polenfreund vor Sibirien und vor der Knute!

Ah, hier ist nicht Sibirien, hier scheint Italien zu sein. Beim Klang meiner Schlittenglocke trat der Inhaber „Zur Stadt London“ vor seine Haustür, im schwarzen Kleid, weiße Glacehandschuh auf den Fingern, den Hut in der Hand wie ein Bräutigam. Er geleitete mich, als einen schon Erwarteten, in die für mich bestimmten Zimmer — Säle sollt' ich sagen —, aufs beste geordnet, mit blühenden Drangenbäumen ausgeziert, mit jeder Bequemlichkeit bedacht. „Hier soll ich wohnen?“ fragt' ich schüchtern. — „Die Herren haben es so veranstaltet; Sie sind ihr Gast, und ich bin nur beauftragt, jeden Ihrer Wünsche zu erfüllen!“

Das waren die ersten Minuten, die ich in Riga zu gebracht; die vierzehn Tage, welche ihnen folgten, entsprachen solchem Empfange. Jeder Tag ward durch ein Fest bezeichnet; ich ging aus einer Hand in die andere.

Beinah zwei Monate trieb ich mich von Stadt zu Stadt umher, größere wie kleinere Theater be- und auffuchend, ja letztere nicht selten aus einem Ort in den andern verfolgend. Zwei Uebelstände erschwerten mir das dringende Geschäft, zu dessen rascher Ausführung ich mich verpflichtet hatte: erstens, daß eine Unzahl von mir unbrauchbaren Menschen, in allen Abstufungen zum Theater gehörig, die Phantasie hatten, meiner Fahne folgen zu wollen. Zweitens, daß die Mehrzahl derjenigen, die ich gern mitgenommen hätte, auf längere Zeit kontraktlich festgehalten war. Hier sucht' ich mühsam zu gewinnen — dort suchst' ich, fast noch mühsamer, Aufdringliche los

zu werden. Im ganzen ging es noch gut genug, und verhältnismäßig gab es wenig Wortbrüchige. Fast alle erfüllten die mit mir geschlossenen Verträge; nur eine erste jugendliche Heldin blieb aus — schickte mir aber das bereits empfangene Reisegeld zurück. Betrogen wurden wir nur durch die Primadonna der großen Oper. Diese wußte mir Vorschuß um Vorschuß abzulocken und ließ mich zuletzt im Stich. Durch ihre Nichtswürdigkeit erlitten wir großen Schaden. Wir brachten ein Vierteljahr ohne Oper, ein halbes Jahr ohne eigentliche Sängerin zu.

Die meisten Mitglieder empfingen Reisegeld und waren angewiesen, sich selbständig fortzuschaffen.

Fünf Personen machten den weiten Weg mit uns! Ein erster Held und Vater, ein jugendlicher Held und Liebhaber, ein Baritonist, ein Tenorbuffo und eine Anstandsdame. Mit meiner Frau und Tochter waren wir unserer acht. Obgleich der größte Teil meines schweren Gepäcks zur See nach Riga gelangen sollte, wozu der Finanzminister Cancrin sowohl mir als andern darum Bittenden Freibriefe ausgestellt, war doch der Kram, den wir und unsere Begleiter mitführten, so furchtbar angewachsen, daß ich mir keinen andern Rat wußte, als eine große zwölfpersonige austrangierte Postkutsche zu mieten, für die ich der Königlichen Postwagenverwaltung von Berlin bis Tilsit die Summe von zwanzig Friedrichsdor entrichtete. Von dieser nahmen wir Menschen das Innere und das vordere Coupé ein. Das hintere sowie das riesenhafte Verdeck stöhnten unter der Last unserer Mantelsäcke, Koffer, Schachteln und Bücherkästen. Die letzten Tage in Berlin zu schildern, müßt' ich, wenn es geschehen sollte, einer gewandteren Feder überlassen: Schauspieler, die Engagement suchten; Choristinnen, die ihr Reisegeld holten und Vorschuß empfingen; Musiker, die militärpflichtig waren und sich keine Pässe zu verschaffen wußten; Schriftsteller, die Manuskripte anboten; Schneider und Näherinnen, die Kleider brachten; Friseure, die alte

Verücken hergestellt hatten; Kaufdiener, die Rechnungen präsentierten; Freunde, die Abschied nehmen wollten; Marmier, der auf einer Reise um die Welt anlangte und bei uns wohnte; meine Schwiegermutter, die weinte — dies alles in vier engen Stübchen über-, unter-, durcheinander —, und meine Frauenzimmer beim Einpacken, ich am Schreibtisch, ein ewiges Klopfen, Schreien, Zanzen, Lachen, Weinen! —

Nach Mitternacht rollten wir in unserm schweren, schwerbeladenen Ungetüm von Wagen zum Thor hinaus.

Der Zivilgouverneur von Livland, Herr v. Fölkersahm — ein Mann, der in der Übergangsperiode von Kurland historische Bedeutung gewann —, war zunächst meine Oberbehörde. Bis an den Generalgouverneur hatt' ich nur in äußersten, wichtigen Fällen zu gehen. Ein solcher Fall trat ein, als der Violinvirtuose Ole Bull sich mir für Riga angekündigt. Er wollte im Theater spielen, doch nur bei erhöhten Preisen. Diese ausnahmsweise zu gestatten, hielt der Zivilgouverneur sich nicht befugt. Der Generalgouverneur aber verweigerte es in den bestimmtesten Ausdrücken und sagte mir dabei: „Solange ich hier zu befehlen habe, dürfen die Preise im Theater nie und unter keiner Bedingung erhöht werden.“ Unterdessen war Ole Bull selbst in Riga eingetroffen, hatte gewichtige Empfehlungsbriefe mitgebracht und in deren Schutz vom Herrn Generalgouverneur die mir nicht zugestandene Einwilligung für sich erbeten. Es durften für Ole Bulls Konzert die Preise erhöht werden; diese Nachricht brachte mir der Künstler selbst, doch sie schien mir so unglaublich, daß ich mich augenblicklich in den Schlitten warf, um sie mir aus dem Munde unseres Gebieters bestätigen zu lassen. Ich fand ihn sehr verdrießlich. „Der Mann“, sagte er „hat so sehr in mich gedrunghen, ich konnt' es nicht abschlagen; ich habe wirklich erlaubt, daß Herr Ole Bull morgen bei erhöhten Preisen spiele, aber auch nur morgen, nur das erstemal, und ich werde sogleich einen

Befehl an den Herrn Zivilgouverneur erlassen, bei folgenden Konzerten nichts dergleichen mehr zu gestatten!“ Nach dieser definitiven Erklärung sucht' ich mich mit Die Bull für künftige Abende anderweitig zu arrangieren, wenn auch nicht zu meinem Vorteil.

Am ersten Konzerttage saß ich nach dem Essen behaglich hinter meinem Ofen, Schillers Gedichte in der Hand und „Das Lied von der Glocke“ lesend, welches ich im Bullschen Konzert als Zwischenstück vortragen sollte — da kam ein Diener des Herrn Zivilgouverneurs mit dem Bedeuten, ich möchte mich sogleich zu Seiner Erzellenz verfügen, um einen vom Generalgouverneur erlassenen Befehl wegen des nächsten Konzerts zu vernehmen. Ich, meine Haare in Papierwickel gedreht, umhüllt vom weichsten Schlafrock, die Zigarre in der Linken und Schillers „Lied von der Glocke“ in der Rechten, empfand nicht die mindeste Lust, mich vor der bevorstehenden Anstrengung des Abends noch einmal dem wirbelnden Schneegestöber zu überantworten, welches die Luft verfinsterte, und sagte deshalb dem Diener: Ich ließe mich Seiner Erzellenz zu Gnaden empfehlen und mit Berücksichtigung meiner heutigen Beschäftigung auf der Bühne um die Erlaubnis bitten, daß ich zu Hause bleiben dürfe; die Mitteilung des Erlasses vom Generalgouverneur sei gar nicht nötig, ich wäre gestern selbst bei jenem gewesen und wisse — leider! — schon die ganze Pastete! Somit entließ ich den Diener, schob mich wieder in die Sofaecke und rezitierte frisch und froh meine „Glocke“ von Anfang bis zu Ende.

„Gefährlich ist's, den Leu zu wecken!“ —

Da stürmt es an der Klingel — mein ganzes Hauspersonal stürzt erschrocken herein —, ein Gouvernementsbeamter ist draußen mit dem Befehl, mich augenblicklich im Guten oder mit Gewalt zum Herrn Zivilgouverneur zu bringen! Die Wickel mußten aus den Haaren gerissen,

der Schlafrock mit einem schwarzen Frack vertauscht werden; der Beamte setzte sich neben mich in den Schlitten. Ungeduldig vor Zorn kam mir der Gouverneur schon am Eingange des Saales entgegen. Ich erkannte den sonst so sanften, feingebildeten Greis nicht wieder. „Wie können Sie sich weigern“, rief er mir zu, „Folge zu leisten, wenn ich Sie zu mir rufen lasse? Wissen Sie, wer ich bin? Wissen Sie, wo Sie sind? Ich will Ihnen zeigen, daß ich Gouverneur von Livland bin! Wahrscheinlich hat man Ihnen gesagt, ich sei ein alter, schwacher, gutmütiger Mann, mit dem man umspringen könne, wie man wolle, aber ich werde Ihnen beweisen...“ — Ich unterbrach ihn und sagte in determiniertestem Tone: „Herr Gouverneur, ob Sie das Recht haben, mich nach Sibirien zu schicken, weiß ich nicht; daß Sie die Gewalt haben, will ich nicht in Zweifel stellen, und Sie mögen daraus ersehen, wie ich sehr wohl weiß, wo ich bin! Aber wenn ich mir sonst alles gefallen lassen muß, so brauch' ich doch nicht zu leiden, daß Sie mich für einen Schuft erklären; ein solcher würd' ich sein, wenn ich die Hochachtung gegen einen würdigen Greis wie Sie aus den Augen sehen wollte, weil er bisher gütig und mild mit mir gewesen. Verfahren Sie, wie Sie mögen und können — verleumd' den laß ich mich nicht!“

Bei diesen Worten trat eine sichtbare Veränderung in dem alten Herrn ein. Der Zorn war schon erloschen. Er reichte mir die Hand und sprach: „Aber warum kamen Sie nicht?“ Als ich ihm nun meine gewickelten Haare, den Schlafrock, das Schneegestöber, meine Furcht, mich heiser zu machen, das „Lied von der Glocke“ vorstellte, fing der vortreffliche Mann mich zu bedauern an, daß er mich gezwungen, zu ihm zu kommen, und endlich sagt er: „Ich war eigentlich nur so böse, weil Sie mir hatten erwidern lassen, Sie wüßten schon die ganze Pastete! Mein Diener bestellte das mit sichtbarem Wohlgefallen und lachte dabei; es war doch in jedem Falle unschicklich,

mir solche Botschaft zu senden. Ihr Ausbleiben hätt' ich gern verziehen, aber die Pastete konnt' ich nicht verdauen."

Wir schieden als die besten Freunde, und ich habe ferner, solange ich in Riga blieb, nur Gefälligkeiten und Beweise von Achtung durch den Herrn Gouverneur von Livland empfangen.

Selten wohl mag die öffentliche Stimmung einem Theaterdirektor günstiger, selten wohl die Absicht, ihn auf jede Weise zu fördern, ihn nötigenfalls zu unterstützen, allgemeiner gewesen sein, als sie es mir nach Julius Tode* in Riga war. Die reichsten, die angesehensten Leute in der Stadt, auch solche, mit denen ich bis dahin wenig in Berührung gekommen war, machten mir unausgefordert großmütige Anerbietungen zur Sicherstellung der auch im günstigsten Falle stets prekären Lage eines Theaterunternehmers. Kaum hatte ich ausgesprochen, daß ich Riga zu verlassen wünsche, als diese Anerbietungen sich vermehrten, als von allen Seiten mir gesagt und geschrieben wurde, ich solle und müsse Riga wie meine Heimat betrachten, man werde Sorge tragen, daß es mir wohl darin gehe. Ja sogar die Schauspieler, die zwar seit einem Jahre schon ihren im Anfange versuchten Umtrieben entsagt, unter denen doch aber manche noch immer laut genug über mich geklagt hatten, kamen jetzt alle ohne Ausnahme, mir vorzustellen, daß ich unrecht tun würde, sie zu verlassen, weil ich ihrer Anhänglichkeit mich versichert halten könnte. Meiner Fehler, Irrtümer und oft beschrienen Eigenheiten dachte jetzt niemand. Nur was ich einzelnen — auch solchen, die sich Gegner nannten, Gutes erwiesen, kam jetzt zur Sprache, und zuletzt mußten sie sich selbst sagen, daß ich mit all

* Sie war am 10. Januar 1839 nach der Geburt von Zwillingen gestorben

meinen Mängeln immer noch zu ertragen gewesen sei. Ich wäre ein Lügner, wenn ich verhehlen wollte, daß mich so viele Zeichen der Liebe und des Wohlwollens tief ergriffen. In der weichen Stimmung, die mich beherrschte, machten sie doppelten Eindruck auf mich. Ich hatte zu viel Freundschaft genossen, zu viele Beweise der Huld empfangen, um mit leichtem Sinne scheiden zu können. Doch im Theater und fürs Theater fortzuwirken, war mir rein unmöglich. Die Führung der Direktion lag wie eine schwere Last auf mir. Die unaufhörlichen Quälereien, wie sie aus Krankheit — aus wirklicher oder gemachter —, aus Eigensinn, Rollenleid, Vernachlässigung erwachsen, die rege Sorge um Unterbrechung des Repertoires, um Erreichung des hohen Etats, den die Ansprüche an eine gute Oper täglich höher steigerten — dies alles hatte mir oft Schlaf und Ruhe geraubt. Nur das Bewußtsein, durch diese Opfer eine angenehme Stellung für Julie zu erringen, sie der Nothwendigkeit zu entheben, daß sie einem andern Direktor gehorsamen und unter fremder Leitung ihr Dasein führen müsse, konnte mich die Lasten einer Theaterunternehmung erträglich, konnte mich sogar Freude daran finden lassen. Mit der Rücksicht für sie war Geduld und Freude dahin. Die Bretter ekelten mich an, mein Arbeitszimmer mit seiner die Wände füllenden Theaterbibliothek war mir abscheulich, der Abend, den ich nun ohne sie, ohne ihr vertrautes Gespräch hinbringen sollte, schien mir unüberstehlich.

Glücklicherweise stand mir ein Mann zur Seite, der in jugendlicher Latkraft Mut und Lust empfand, meinen Platz einzunehmen, den aber weniger sein eigener Wunsch, als vielmehr die Regung aufrichtiger Freundschaft dazu antrieb. Der Sänger Hoffmann, mit seiner Gattin auf der Rückreise von Petersburg nach Deutschland begriffen, hatte bei mir Gastrollen gegeben. Er und seine Frau gefielen dem Publikum so sehr, daß ich mich entschloß, durch ihr Engagement meinen Etat eigentlich

unverhältnismäßig zu erhöhen. Er blieb in Riga — hauptsächlich weil er, mein herzliches Entgegenkommen erwidierend, sich zu mir gezogen fühlte, weil wir uns lieb-gewannen. Er zeigte sich als wahrer Freund; seine Freundschaft bewährte sich aufs innigste in und nach den Trauertagen, die Julies Tod über mich hereinbrechen ließ. Dieser Mann ging in seiner uneigennütigen Gesinnung so weit, daß er mir den Vorschlag machte, fürs erste als verwaltender Geschäftsführer einzutreten und meine Abwesenheit nur wie eine Erholungsreise zu betrachten. Sollte ich im Auslande den Wunsch empfinden, nach Riga zurückzukehren, so wollte er das Geschäft, wie er es bis dahin geleitet haben würde, sogleich in meine Hände wieder abgeben; sollte ich dabei bleiben, es nicht mehr zu übernehmen, so war er bereit, es mit all meinen Verpflichtungen als sein eigenes fortzusetzen. Weiter kann wohl die Aufopferung eines Freundes kaum gehen? Dieses Auskunftsmittel beseitigte alle Schwierigkeiten. Meiner Abreise stand von dieser Seite bald nichts mehr im Wege.

Für meine Tochter war auch gesorgt. Sie durfte in Riga bleiben, im Hause des Konsistorialrats Grave, dessen Frau, Schwägerinnen und Töchter Julies und Maries treueste Freundinnen waren, die mit offenen Armen der zum zweiten Male Verwaisten entgegenkamen.

Die Freunde wollten mich nicht den Boden verlassen sehen, in welchem die Leiche des edelsten Weibes moderte, ohne die Zusicherung, daß auf ihrem Grabe sich bald ein Denkmal erheben solle. Ich besaß die Mittel nicht, ein solches aufzurichten zu lassen. Die Summe, die ich etwa mein nennen durfte, gehörte zu dem Unternehmen, welches außerdem noch bedeutende Vorschüsse an mich zu fordern hatte. Zur möglichsten Deckung der Ausfälle, die sich beim endlichen Abschluß der Berechnungen ergeben könnten, ließ ich zurück und in Hoffmanns Händen, was wir an wertvollen Gegenständen mitgebracht, was wir

eben für jene Vorschüsse aus den Theaterfonds zu unferer Einrichtung an Ort und Stelle gebraucht. Ich ging in jeder Beziehung ärmer aus Riga, wie ich hingekommen. Auch als Schriftsteller hatte ich leicht begreiflich während einer beschwerlichen Theaterführung wenig oder nichts vor mich gebracht.

Im Februar 1839 erreicht' ich an einem kalten, klaren Morgen gegen Sonnenaufgang die preußische Grenze. — Ach, mit welchen Gefühlen sah ich Lissit wieder, die Häuser, an denen wir vor noch nicht zwei Jahren im heitern, bunten Zuge vorübergeflogen waren, an Erwartungen, Hoffnungen reich. Arm, einsam, nicht um zwei, um zwanzig Jahre älter geworden, saß ich, niedergebeugt von tiefem Grame, in meinem kleinen russischen Schlitten, als ich am Oberpostamt vorfuhr und Kernsts freundliches „Willkommen!“ mich aus düstern Träumen aufschreckte. In seinem Hause brachte ich ein paar stille, doch frohe, teilnehmender Erinnerung geweihte Tage zu. Dann begab ich mich nach Königsberg, wo ich durch einige mit Beifall aufgenommene, viel besuchte öffentliche Vorlesungen meine Reiskasse bereicherte. Denn ich hatte nicht allein für mich Sorge zu tragen; mir lag auch die Sorge ob, für das Theater in Riga mancherlei Aufträge auszuführen, passende Mitglieder aufzusuchen, neue Engagements einzuleiten und dergleichen mehr. Dankbarkeit für Hoffmann wie für Riga verpflichtete mich, mir die Mittel zum Besuch verschiedener Städte zu verschaffen, auch solcher, wo ich — gar nun im Sommer — nicht auf Gelegenheit rechnen durfte, an eigenen Erwerb zu denken.

Von Königsberg ging ich über Bromberg und Posen nach Breslau, wohin ich mich, eigentlich im Widerspruch mit meinen Erinnerungen an unsern letzten Aufenthalt, unwiderstehlich gezogen fühlte. Dort las ich mehrmals öffentlich und benutzte die Zeit meiner Anwesenheit, mancherlei Verträge für Riga einzuleiten, deren einer sich auch realisierte und meinem Nachfolger eine gern ge-

sehene junge Schauspielerin zuführte. Obgleich von Gastfreundschaft und Geselligkeit meiner Vaterstadt mehr als sonst in Anspruch genommen, blieb mir doch Muße genug, den durch meine Trennung vom Vaterlande fast abgebrochenen Briefwechsel mit deutschen Freunden wieder aufzunehmen und auch in literarischer Beziehung durch Lektüre nachzuholen, was ich seit zwei Jahren versäumt. Ich mußte mich sozusagen in Deutschland wieder einbürgern und einleben.

Ende April verließ ich Breslau und eilte über Dresden nach Leipzig, von wo aus meine Absicht war, verschiedene Ausflüge nach anderen Städten zu unternehmen, um Hoffmanns dringenden Mahnungen wegen neuer Mitglieder zu genügen. Magdeburg, Halle, Braunschweig, dann Bayreuth, Bamberg, Nürnberg und noch gar viele kleinere Städte, wo ich nur Schauspieler witterte, wurden besucht. Ich kreuzte hin und her, nicht ohne Beschwerden, denn ich war sehr unwohl, manchmal krank; wie bei mir von jeher, was ich geistig und gemüthlich erlitten, seine Nachwirkungen auf den Körper erst später ausübt, wenn der wilde Schmerz oder die tobende Leidenschaft stillem innerem Grame weichen.

Mein Hauptquartier, Leipzig, mehrmals verlassend, mehrmals wieder beziehend, vertauscht' ich es Ende Juni mit Dresden und wendete mich von dort nach Grafenort.

Von Grafenort aus macht' ich eine kleine Reise nach Schlesien hinein, um Obernigk und zunächst um Dels zu besuchen, wo meine Mutter und Schwester, nachdem sie Breslau verlassen, sich angesiedelt. Im späten Herbst aber brach ich gänzlich von Grafenort auf, durch den Gedanken aufgeschreckt, daß nun der faulen Ruhe genug und nun die Nothwendigkeit eingetreten sei, wieder zu erwerben. Ich ging über Reißa nach Ratibor, an beiden Orten nicht ohne günstigen Erfolg als Vorleser auftretend und mich am Wiedersehen lieber Freunde und Verwandten labend. In Gleiwitz und Oppeln zeigten sich mancher-

lei Hindernisse für meine Veranstaltungen, so daß ich vorzog, ohne Aufschub nach Berlin zu eilen, wo meiner wohl ernste, bange Stunden harrten. Ich sollte Julies Mutter, ihre Verwandten, so viele Freunde begrüßen, denen mein Erscheinen eine neue Mahnung an den schmerzlichen Verlust werden mußte. Ich ging mit Furcht diesen Begegnungen entgegen, doch auch mit Freude. Die Ausbrüche heftigen Schmerzes, wenn wir uns ihnen rücksichtslos vor wirklich teilnehmenden Zeugen überlassen dürfen, gewähren stets wohlthätige Erleichterung.

So oft von Berlin fortziehend und jedesmal älter, reifer, entsagender dahin zurückkehrend, hat es mich immer mit gerechtem Stolz erfüllt, wahrzunehmen, wie sich fast keiner von meinen alten Gönnern und Freunden gegen mich geändert, wie fast alle mir geblieben sind, was sie seit Jahren mir gewesen. So geschah es auch diesmal. Manche neue Bekanntschaft gesellte sich den früheren. Unter diese rechne ich Theodor Mundt, dem ich bis dahin immer nur vorübergehend begegnet, dem ich jetzt durch einige Beiträge zu seinem „Freihafen“ nähergetreten war, der sich während meiner Abwesenheit verheiratet und mit seiner Gattin die geselligste, umgänglichsste, sorgsamste Hausfrau gewonnen hatte, an deren Lectisch mir gern ein Sessel und ein freies Wort vergönnt wurde. Meine Vorlesungen fanden viel Anklang, als ob sie etwas Neues wären. Ich mußte mit dem Verkauf der Eintrittskarten einhalten, weil der Saal die Zuhörer nicht mehr beherbergte. Nachdem ich, als der Allerärmste, mich bedacht, übte ich auch wieder meine Pflicht gegen die übrigen Armen der Stadt, die in jenem Winter zwiefach litten, und zog mit drei den Holzversorgungs- und Speisungsanstalten gewidmeten Vorlesungen zum erstenmal in den Saal der Singakademie, der zwar dem Zweck größerer Einnahmen gut, meiner Lunge jedoch schlecht entsprach, weil er, für Gesang vortrefflich, für gesprochenes Wort minder günstig gebaut ist.

Noch einige Tage meiner Tochter widmend und mit ihr besprechend, was uns allein berührte, verließ ich Schloß Eggenberg [bei Graz] mit feierlichem Ernst und gespannter Erwartung, um nach Wien zu gehen, wo so viele Bilder der Vergangenheit nur auf meinen Wink harrten, um, abgeschiedenen Geistern ähnlich, mir aus allen Ecken, auf allen Plätzen entgegenzutreten.

Was ich eigentlich in Wien beabsichtigte? Weiß ich's doch kaum! Vor allen Dingen, mir einen ehrlichen Erwerb zu suchen, denn ich war vollkommen arm, ja, ich war mehr als das: ich hatte noch Schulden.

Ich ging zu Carl* — den ich nie gesehen, von dem ich mehr als zuviel gehört: Gutes und Böses durcheinander, je nachdem die von ihm Redenden für oder wider ihn gestimmt sein mochten. Eins aber war auch aus den Äußerungen seiner feindseligsten Gegner hervorgegangen — daß er ein kluger Mann sei. Mit einem solchen kommt man immer am schnellsten zum Ziele, wenn man ihm offen und bestimmt entgegentritt, ohne hinterm Berge halten und mit pfiffiger Schlaubeit auch den Klugen spielen zu wollen. Er empfing mich sehr artig. Vor allem wollt' ich wissen, ob ich fürchten müsse, meinen Antrag abgewiesen zu sehen; in welchem Falle ich ihn natürlich lieber gar nicht gemacht haben würde. Ich fragte ihn also, ob er von meinen vor Jahren im Josefstädter Theater gegebenen Gastrollen Notiz genommen, worauf er entgegnete, daß seine Geschäfte ihm selten erlaubten, andere Theater zu besuchen, daß er aber einigen meiner Vorstellungen beigewohnt und nur eines dabei zu tadeln gefunden habe.

„Und was, wenn ich fragen darf?“

„Daß sie nicht auf m e i n e m Theater stattfanden!“

Leichter konnte mir wohl der Angriff nicht gemacht, auf eine verbindlichere Art konnte mir nicht kundgegeben

* Der Wiener Schauspieler und Theaterleiter Carl Carl (1787 bis 1854), eigentlich Carl Bernbrunn.

werden, daß ich es wagen dürfe, mit meinem Antrag vorzurücken. Ich fragte ferner, ob Herr von Carl mir noch die Fähigkeit zutraue und die Kraft, eine günstige Wirkung von der Bühne herab auf das Wiener Publikum auszuüben.

Er maß mich mit einem langen Blick und sagte dann lächelnd: „Warum nicht? Wenn Sie Ihren Bart opfern wollen?“ —

Wir kamen bald ins reine. Carl ließ mich meine Bedingungen aufsetzen, stellte die seinigen dagegen, und wir wurden einig.

Carl hat von der ersten Stunde an, in der ich mich ihm vorstellte, bis zu der letzten, wo ich von ihm Abschied nahm und wo er mir gestattete, Wien und einen mich noch bindenden Kontrakt zu verlassen (obgleich ich ihm noch zwei Stücke schuldig war, für die ich das Honorar schon als monatliche Theaterdichtergage im Empfang genommen!), mich mit Achtung, Herzlichkeit, Aufrichtigkeit und Edelmut behandelt. Keinen meiner Wünsche hat er unerfüllt gelassen; jede Gefälligkeit, um die ich ihn ersucht, mir erwiesen. In seinem Hause war ich wie zu Hause. Seine vortreffliche Gattin gönnte mir und meinen Bestrebungen stets die freundlichste Teilnahme, zeigte sich stets bereit, meine Wünsche zu fördern.

Es würde unziemlich sein, wenn ich fortfahren wollte, zu erzählen, welche Gunst mir sowohl bei diesem ersten Zyklus meiner Leseabende als bei noch zwei folgenden (im Herbst 1841 und im Frühling 1842) erwiesen worden ist. Shakespeares Dramen (nur selten mit neueren Scherzen als Nachspiele untermischt) bildeten den Kern dieser Abende. „Coriolanus“, „Heinrich der Vierte“, „Sommernachtstraum“, „Viel Lärmen um nichts“, „Richard der Zweite“, „Hamlet“, „Julius Cäsar“, „Heinrich der Fünfte“ — von denen mehrere zweimal an die Reihe kamen — fanden den meisten Anklang. Wenn mich beim Rückblick auf mein Leben nicht selten der Ge-

danke beschleichen will, es sei tadelnswert, daß ich nicht mit allen Kräften darauf hingearbeitet, mich aus dem theatralischen Dilettanten, der ich, streng genommen, immer blieb, zu einem tüchtigen praktischen Schauspieler auszubilden, um auf der leichtsinnig betretenen Bahn als Mann das höchstmögliche Ziel zu erreichen; wenn dieser Gedanke, vereint mit Vorwürfen, die mir andere in demselben Sinne gemacht, indem sie mich sträflicher Unbeständigkeit geziehen haben, mir wie ein Gespenst drohen will — dann, ja dann wend' ich mich jenen Abenden zu, an denen ich — ich allein, ohne fremde Beihilfe — des größten dramatischen Dichters Werke vor dem Publikum der größten deutschen Stadt würdig und ehrenvoll lebendig gemacht! — Alle Hochachtung für den Schauspieler, der mit Einsicht, Geschick und Gefühl seine Rolle glücklich durchführt! Aber es will denn doch zuletzt auch etwas sagen, in einer Stadt, wo sinnliche Freuden und geräuschvolle Zerstreuungen die Menschen wie im Wirbel umhertreiben, seine Stimme so laut zu erheben, daß der Wirbel auf einen Abend stillzustehen scheint, und daß die Vergnügungslustigen zu Fuß wie zu Wagen in Scharen herbeiziehen. Kamen sie etwa zu einem lärmenden Schauspiel? Ist ihnen Sang und Klang, Tanz und Glanz, ist ihnen Sinnenreiz und heitere Zerstreuung versprochen worden? O nein. Keine Dekorationen, keine schönen Kleider, keine liebenswürdigen Damen, keine beliebten Bühnenhelden werden zu sehen, keine nervendurchdringende Musik wird zu hören sein! In schwarzem Kleide kommt ein blasser (wie seine Freunde ihm zuschwören, etwas dumm aussehender) Mann. Er setzte sich hinter ein kleines Tischchen, auf dem zwei Kerzen brennen. Er stellt seinen Hut neben sich auf den Boden, und nachdem er die Handschuh in diesen Hut geworfen, zieht er ein kleines dünnes Buch aus der Tasche und beginnt zu lesen. Und dicht zusammengedrängt, wie wenn Fanny Elßler tanzte, Liszt spielte, die Tadolini sänge, sitzen und stehen die Zu-

hörer in gespanntester Aufmerksamkeit drei Stunden lang, ohne eine andere Unterbrechung des Vortrages zu dulden als jene, die der Ausbruch ihres eigenen Mitgefühls hervorruft. Das hab' ich erreicht! Auf diese Weise hab' ich vor dem ersten Publikum unseres Vaterlandes Shakespeares Dramen zur Ehre der guten Sache, zur Freude der gebildeten Welt, unter Anerkennung aller Parteien, ohne auch nur eine Stimme der Gegnerschaft zu vernehmen, vorübergeführt; bin Veranlassung gewesen, daß, wie früher im Norden, jetzt auch im Süden Deutschlands gar viele sich mit Begeisterung dem sonst unverständenen Dichter eifrig zugewendet, nachdem durch mich ihnen der Geist desselben lebendig geworden war; bin — was, glaub' ich, auch Erwähnung verdient — von allen, die zum Handwerk, will sagen zur Kunst, zur Schauspielkunst im bessern Sinne gehören und Wiens Burgtheater schmücken, als ordentlicher, tüchtiger Meister in meinem Fach anerkannt und durch ihre mir laut und fröhlich vor überfülltem Hause zugerufenen Grüße freigesprochen worden. Das ist geschehen. Es ist nicht eitle Einbildung. Ich darf Wien zum Zeugen rufen. Ich bin noch imstande, um mich, um meine arme Person allein, wo ich sei und lebe — vorausgesetzt, daß man Deutsch verstehe — einen Kreis von Freunden der Poesie zu versammeln, dem ich ein Schauspiel aufführe, ein lebhaftes, lebendiges, eindringliches dramatisches Gedicht, ohne Maler, ohne Schneider, ohne Maschinisten, ohne Kollegen, ohne Statisten und — ohne Souffleur!!! Ja, das bin ich imstande! Das hab' ich erstrebt und errungen, indem ich die mir angeborenen Mittel fleißig ausgebildet. Deshalb, alle Bescheidenheit beiseite, brauch' ich die Bühne nicht; und wenn ich auch eben kein berühmter Schauspieler bin, bin ich doch immer auch jemand. —

Meine Fenster gingen auf einen stillen, engen Hof, aus dem ein großer Kastanienbaum die Zweige fast bis

zu mir emporstreckte. Das dumpfe Geräusch des ununterbrochenen Straßenverkehrs, das unaufhörliche Wagengerassel drang über die himmelhohen Dächer, wie aus einer andern in jene kleine Welt, ohne meinen Nerven wehe zu tun. Vielmehr liebte ich in der Abenddämmerung, wenn ich mich der Einsamkeit übergeben hatte, jenem fernen Tumult mit einem Ohr zu lauschen, während dem andern Ohr kein Ton der auf meiner Kastanie zwitschernden Sperlinge entging. Da hab' ich wohl manchmal gegessen am offenen Fenster, in die Blätter des Baumes hinabstarrend, versenkt in Wehmut, Gram, Sehnsucht, Erinnerung — stundenlang —, bis es ganz dunkel um mich her wurde und ich mich gewaltsam aufraffte, die Freunde in unserm trauten Abendkreise zu finden und wieder ein Mensch mit Menschen zu sein.

Wo würde man dies lieber und wo leichter als in Wien; fast immer sicher, zur bestimmten Zeit am bestimmten Orte einige der lebenslustigen, umgänglichen Genossen zu finden. Und war noch keiner von ihnen da, hatte bei schönem Wetter ihr Weg zufällig einmal alle in die Ferne geführt und verspätete sich ihre Ankunft, nun, so saß doch Grillparzer in seiner Ecke, sein Seidel vor sich, und fuhr auf beim „Gott grüß!“, als wär' er zornig, aus seinen Träumen geweckt zu sein, und als wär' er entschlossen, heute stumm zu bleiben; kaum aber hatte man ihm ein Wort entlockt, so folgte das ganze Herz des Dichters diesem ersten Worte und er gab sich in der Fülle seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, die mir dann immer am unwiderstehlichsten war, wenn er über irgend etwas grollte und mit kindlichem Humor ingrimmig scherzte, wie nur ein Wiener nur in Wiener Tönen es vermag. Meine Liebe für diesen Mann war vom ersten Augenblick näherer Bekanntschaft unüberschwenglich. Nichts fand ich an ihm auszustellen als seinen *N a m e n*, der mir abscheulich klang, bis er selbst mir einmal die Bedeutung desselben auseinandergesetzt. Seitdem lieb'

ich auch den Namen und find' ihn herrlich: nomen et omen! „Parz“, hergeleitet von Parzelle, heißt bei österreichischen Landleuten soviel als ein Grundstück, ein abgetheiltes Feld, zunächst eine Wiese. Daher Mühlparz, Dorfparz, Bergparz usw. Grillparzers Urahn hat unbedenklich eine Wiese an seinem Häuschen gehabt, die von Grillen wimmelte und deshalb „Grillenparz“ genannt wurde. Er hieß denn der „Grillparzer“. Und wenn auch jene Wiese und jenes Häuschen nicht, so kam doch jener Name an unsern Franz, der so häufig in seiner Ecke sitzt und „Grillen fängt“, dem aber auf seiner Wiese, in smaragdne Grün, von silberreinen Bächen durchflossen, der duftigste Frühling erblühte. Fange jetzt, du mein geliebter Freund, wo auch dir der Winter naht, immer Grillen — dein Frühling lebt in vielen deutschen Herzen!

Ich war mit einem dünnen Portefeuille nach Pest gekommen und ging mit einem noch dünneren wieder weg. Deshalb nahm ich in Preßburg den Vorschlag der Theaterdirektion, auf der Bühne zweimal zu lesen, mit Dank und Freude an. Durft' ich doch einige Tage länger bei den Freunden verweilen! Nur kurze Zeit blieb ich nach meiner Rückkehr aus Ungarn in Wien. Die nahe bevorstehende Verheirathung meiner Tochter rief mich nach Graz.

Die Hochzeit fand bei Verwandten des Bräutigams auf einem Weinberge statt. Dicht beim Bohnhause steht eine kleine Kapelle; so klein, daß außer dem Geistlichen und dem Brautpaar fast niemand darin Platz finden konnte; die Hälfte der Hochzeitsgäste, obgleich wir alles in allem deren nur fünf waren, des Bräutigams Mutter und der Brautvater mit eingerechnet, standen im Freien, unter jenem blauen Dache, welches den großen Tempel Gottes bildet. Finken und andere Vögel sangen lustig in die Traureden hinein. Die heitere Sommerluft, der helle Tag, der auf die Weingebirge blickte, befreiten mich von

der Bangigkeit, von welcher bei dergleichen Feierlichkeiten mein Gemüt sonst immer bedrückt wird. Es war schön.

Die Wohnung der jungen Leute in Graz stand schon bereit. Auch für ihren Vater hatte Marie alles aufs beste eingerichtet. Ich blieb bis in den Herbst bei dem neuvermählten Paare.

Und noch einmal erfaßte mich der Theaterschwindel.

Die liebenswürdige Luise Neumann vom Wiener Burgtheater gab Gastrollen. Ich hatte im Frühjahr bei einer für die grauen Schwestern in Wien veranstalteten Aufführung mit ihr zusammen „Die weiblichen Drillinge“ gespielt und dabei gelobt, daß ich zu ihrer Benefizvorstellung in Graz eintreffen wolle, um dies Liederspiel mit ihr zu wiederholen. Sie hatte das für Scherz genommen. Mein Aufenthalt in Steiermarks Hauptstadt gab mir Gelegenheit, Ernst daraus zu machen. Als dies geschehen und die Bahn einmal gebrochen war, fand sich ein anderer Benefiziant, für den ich ebenfalls spielte. Und zuletzt kamen der Direktor und ich überein, daß ich diesen für andere bestimmten Abenden auch einige für mich folgen lassen sollte. Ich las und spielte richtig noch sechsmal; beides ohne erhebliche Resultate und war recht zufrieden, als mein Vertrag mit der Direktion zu Ende ging.

Das Leben im Hause meines Schwiegersohns behagte mir sehr. Ich konnte ungestört arbeiten, war ganz mein eigener Herr und fand doch immer wieder die liebevollste Ansprache, wenn mein Herz sich nach Mitteilung sehnte. Diejenigen glücklich zu sehen, die uns teuer sind, ist ein Glück. —

Und ich kam wieder einmal nach Berlin! Wieder einmal mit Hoffnungen und Erwartungen — diesmal freilich dem Theater gänzlich fernliegend —, von denen wieder einmal keine in Erfüllung gehen sollte!

Es gefiel mir nicht mehr in Berlin! Ich fühlte mich fremd, wo ich sonst heimisch gewesen. Vielleicht trug ein

Mißgeschick, welches meine Autorschaft betraf, auch dazu bei. Das Königliche Hoftheater hatte mehrere meiner aus Wien durch mich eingeschickten Stücke zur Aufführung angenommen. Herr von Küstner, den ich seit München nicht gesehen, stellte mir frei, mich mit Seydelmann darüber zu einigen, in welchem derselben er spielen wolle. Auch überließ er mir die Bestimmung, welches zuerst gegeben werden sollte. Mein alter Freund Seydelmann stand bereits mit einem Fuße im Grabe; er leugnete sich's ab, doch ahnte er's. Dieser erklärte sich für „Hanns Jürge“ und den „Brunnenarzt“. So blieb das dritte „Erich der Geizhals“ vakant, wurde ohne ihn besetzt, und ich, um nur einen Anfang zu machen, ließ es aufzuführen. Es gefiel gar nicht.

Drei Häuser waren es, die ich am fleißigsten besuchte, wo ich gern gesehen mich auch am liebsten aufhielt.

Zuerst bei jener Freundin, die aus Frankfurt a. D. nach Berlin übergesiedelt, dort, wenn auch in sehr veränderten Verhältnissen, mir stets unverändert geblieben war. Dann bei Meyerbeer und den Seinigen. Endlich bei Theodor Mundt. Meyerbeer, durch seine ehrenvolle Stellung als Generalmusikdirektor allabendlich in Anspruch genommen, sei es im Theater, sei es in Hof- und andern Konzerten, sei es in großen Zirkeln, war für mich der Mann des Tages; an seiner Tafel waren Geist und Witiz nie fehlende Genossen. Bei Mundts verlebten wir frohe, behagliche Abende. An beiden Orten fanden sich häufig fremde künstlerische oder literarische Erscheinungen ein, die rasch vorüberzogen, ohne durch ihre Dazwischenkunft in der gewohnten Vertraulichkeit und Ruhe eine Störung hervorzubringen. Dort wurden Musik und Gesang, hier Literatur und Poesie vertreten. Hier lernt' ich die längst in ihren Büchern von mir verehrte Ida Hahn-Hahn kennen, vor der ich mich gefürchtet hatte wie vor einer gräßlichen Schriftstellerin, und die ich nun liebgewann wie einen edlen, rein weiblichen Charakter:

ohne Falsch, ohne Hochmut, ohne Eitelkeit, ohne Prä-
tension, mittheilend, empfänglich, frohbegeistert, lebens-
mutig, vorurteilsfroh. Wenn ich aus solchen Kreisen
heimkehrte, ging ich wieder festeren Schrittes, hob ich
mein gesenktes Haupt wieder empor, sah ich wieder aus
helleren Augen in die Welt.

Bei meiner Rückkehr nach Berlin fand ich Seydelmann
sterbend. Ich habe meinen Lesern im Laufe dieses Buches
gar viele Krankenlager, gar viele Totenbetten erlassen;
nur von den Abgeschiedenen hab' ich geredet, die mir die
nächsten waren. Ich rechne Seydelmann unter diese. Wir
waren in Breslau jung miteinander, wir gingen von
einem Punkte aus jeder seinen Weg in die Welt. Seydel-
mann hat mich aufs Theater gebracht. Ich stand ihm
zur Seite, ein jüngerer Freund und treuer Genosse, als
er begann; ich stand ihm zur Seite, als er mit dem Tode
kämpfte. Sein Ende gehört in dies Buch, welches von
seinem Anfang erzählte.

Nach Grafenort kam ich, um ungestört zu arbeiten.
Ich wollte mein Buch vollenden.

Ja, besser wär's gewesen, ich hätt' es getan. Aber
wann hätt' ich getan, was ich sollte und wollte?

Der Graf hatte für den Winter eine Schauspieler-
truppe engagiert. Er war mit dieser nicht zufrieden. Ich
war es freilich auch nicht. Doch was ging's mich an?
Konnt' ich nicht schweigen und mir die Sache geduldig
mit ansehen? Konnt' ich nicht fleißig arbeiten, ohne mich
zu bekümmern, ob die erste Liebhaberin schön oder häß-
lich war? Ließ sich's der Graf gefallen, den es sein Geld
kostete, konnt' ich mir's nicht gefallen lassen? Mußt' ich
mich in die Gespräche für und wider mischen und vor-
eiligerweise äußern, daß mit leichter Mühe bessere Vor-
stellungen zu erzielen wären? Dumm genug sprach ich
das aus, und als dann durch ein unseliges Zusammen-
treffen der mit den anwesenden Schauspielern geschlossene
Vertrag sich plötzlich löste, wurde ich beim Worte ge-

nommen. Ein anderer, den ich empfohlen, blieb aus. Eh ich's mich versah, hatt' ich die ganze Geschichte auf mir.

Wenn man mit einer Truppe von neun Personen auf einer kleinen Bühne, der es an Dekorationen, Kostümen und Büchern fehlt, wöchentlich zweimal spielen und dabei Direktor, Regisseur, Theaterdiener, Requisiteur, Kollektenschreiber, Theaterdichter, Billettverteiler und Schauspielerspieler in einer Person sein soll, so bleibt begreiflicherweise wenig Zeit und Muße für schriftstellerische Arbeiten übrig. Die „Vierzig Jahre“ blieben unberührt liegen. Ich lebte nur der Komödie. Mocht' ich immer als Packesel all und jede Last auf mir tragen, unter dieser schweren Last flammte jugendliches Feuer in mir auf; allzu bereitwillig erfreut' ich mich an kindischen Träumen, denen ich mich hingab. Hören wir über mich und über diese Träume einen Mann reden, der in naher Verbindung mit mir steht. Er hat unter der Aufschrift „Fahrende Theaterschule, ein Traum“ einen Aufsatz gegeben, wo er von dieser Grafenorter Bühne spricht. Und was soll ich's leugnen, dieser Mann heißt Holtei, und ich bin es selbst. Ich unterschlage den langen Eingang jenes Aufsatzes, der nur ausgeführt enthält, was in diesen Bänden bereits früher angedeutet, wenn ich von den Vorteilen einer w a n d e r n d e n Theaterschule sprach. „Manche der von uns gegebenen Stücke gingen schwach, das ist richtig, und sie konnten bei den vorhandenen Mitteln nicht gelingen. Viele aber gingen gut, und einige Vorstellungen griffen so hübsch ineinander und machten sich so lebendig, daß durch Wintersturm und Schneegestöber gar viele Gäste meilenweit herbeigefahren kamen, sich daran zu ergötzen. Ich darf mich auf das Zeugnis gebildeter und urteilsfähiger Zuschauer berufen, welche sämtlich nicht glauben wollten, daß jene Darsteller dieselben sein könnten, die sich vor kurzer Frist bei uns eingefunden. Ich will es bekennen, trotz meiner langen, vielgeprüften und schwer errungenen Theatererfahrung war ich einige Male selbst überrascht

von den Erfolgen mancher (freilich sehr fleißig eingeübten) Vorstellungen, und da sich mehrere jüngere Mitglieder, namentlich ein höchst talentvolles Mädchen und ein nicht minder verwendbarer, redlich strebender junger Mann, mit dem aufopferndsten Fleiß Tag wie Nacht dem Studium ihrer Rollen widmend und jeden wohlgemeinten Wink benützend, vertrauensvoll mir anschlossen, auch für ihre Zukunft meinen Beirat erwartend, so entstand auf einmal der Gedanke in mir, ob es denn nicht möglich sei, hier auf frischer Lat die Theaterschule zu gründen, von der so oft gesprochen worden; die Fleißigsten und Begabtesten unserer Grafenorter — so meint' ich — sollten den Stamm bilden. Noch einige, etwa zwölf im ganzen, sollten aufgenommen werden. Mit diesen wollt' ich nun ein kleines Repertoire, aus höchstens zehn Vorstellungen bestehend, einstudieren. Aber so fest, daß der Souffleur nur als stummer Nachleser zugegen sei; daß Wort auf Wort, Silbe auf Silbe folge; daß jeder Hörer staunen müsse über die Sicherheit in Rede, Bewegung und Handlung; daß die Schüler mit meisterhafter Festigkeit zu erscheinen imstande wären, wie wir es in Grafenort schon etliche Male gehabt. Und nun wollt' ich die Reise beginnen. Nicht nur in Kleinen und Mittelstädten, die keine stehende Bühne besitzen; nein, auch in großen, in den größten Städten soll meine Schule ihre Prüfung bestehen. Während sie die schon festgesetzten Stücke spielte und während der Reise selbst sollte natürlich die übrige Zeit benützt werden, neue Studien zu machen und unser Repertoire zu vergrößern. Auch Kinder gebildeter Eltern, die Lust und Anlage besäßen, sich dem Theater zu widmen, sollten, wo sie sich meldeten, nach Ubereinkunft mit den Ihrigen und gegen Entrichtung einer mäßigen Summe eintreten dürfen. Vor uns lag ganz Deutschland. Bevor dieses nach allen Richtungen durchwandert war (und wer hinderte uns denn, einmal besuchte Orte, mit neuen Stücken ausgerüstet, zum zweiten Male zu

befuchen?), konnt' ich schon so manches brauchbare Mitglied aus meiner Schule auf stehende Bühnen abgeliefert haben! Ich fühlte mich noch einmal jung. Die frühen poetischen Bilder des reisenden Schauspielerslebens, das holde Bagabudentum mit seinen bunten Märcen und Mythen lag vor mir wie ein gelobtes Land. Vergessen waren Täuschungen, Irrtümer, Entbehrungen, Qualen, Schmerzen und Flüche eines langen verfehlten Lebens; vergessen, was ich selbst gegen die Torheiten der Theater sucht gesungen und gesprochen. Ich war wieder zwanzig Jahre alt.

Welche Vorzüge, sagt' ich mir, wird deine fahrende Theaterschule vor jeder andern, seien jene auch fürstlich ausgestattet, in ihrer Armut haben. Deine Schüler und Schülerinnen werden nicht in eitlem Hochmut heranwachsen, nicht an Prätensionen sich gewöhnen, nicht durch einseitige Pedanterie irreführt werden können. Ihnen wird kein ideales Nebelbild, in welchem sie die Bühne ein Paradies wäñnen, vorgespiegelt. Sie werden in der fremden wechselnden Welt Leben und Theater, beides zugleich, eins mit dem andern und durch das andere kennen lernen wie jedes ist. Auf sich angewiesen, gezwungen, die mannigfachen Bequemlichkeiten heimischer Verhältnisse zu entbehren, genötigt, alle Hilfsleistungen, welche der Mechanismus des Theatertreibens erfordert, selbst zu lernen — werden sie eine persönliche Selbständigkeit schon frühzeitig gewinnen, die ihnen durch ihr ganzes Leben zuflatten kommen muß. Indem sie die Heimat mit der Fremde vertauschen und sich, jung wie sie sind, nach Hause sehnen, wird das Theater ihre Heimat werden; in ihm werden sie leben, in ihm aufgehen. Die unseligen verderblichen Bekanntschaften mit allem Lumpenvolke großer Städte, welches eine eigene Neigung besitzt, sich dem Theatervölkchen anzubiedern und aufzuhängen, werden bei solch ambulanter Existenz, bei so vorübergehendem Aufenthalt gar nicht eintreten können. Die Zeit wird

viel zu kurz sein, als daß die jungen Männer Freundschaften, die jungen Mädchen Umgang außer der Bühne anknüpfen könnten; sie werden gezwungen sein, sich kollegialisch miteinander zu vertragen, und die schöne alte Theaterzeit, wo die Schauspieler unter sich eine Genossenschaft bildeten, wird für meine Schüler, wenn auch aus andern Gründen, noch einmal wiederkehren. Wieviel Vorteile für ihre theatralische Ausbildung werden daraus hervorgehen! Den Klatschereien der Stadt, dem faden Gewäsch müßiger Gesellen, dem geist- und gemüthtötenden Kaffeehaus- und Billardverkehr entrückt, werden sie miteinander von dem sprechen, was den Mittelpunkt ihres Daseins bilden soll, und unzerstreut durch äußere Nebendinge Sinn und Herz auf ihre Fortschritte richten können. Die Anklänge provinzieller Dialekte und Idiome werden bald einer reinen, konsequenten Schriftsprache weichen, weil die niedrigen Umgebungen, mit denen sie etwa in Berührung kommen, zu rasch und zu oft wechseln, als daß nachahmende Gewohnheit schädlich wirken könnte. Parteien, die sich unausbleiblich erzeugen, wo eines stehenden Theaters Mitglieder — wären es auch nur die eines Schultheaters — durch Eltern, Verwandte, Genossen und Freunde Einfluß auf die Beifalls Spenden zu üben vermögen, können hier niemals zur Reife kommen, denn ehe sich Gönner- und Gegnerschaften finden, sitzt meine Schule schon wieder auf dem Reisewagen und rollt zum Tore hinaus, einem fremden Ort entgegen. Der heilige Eifer der Begeisterung, hervorgebracht durch Spannung und feierliche Erwartung, durch die bange Frage: Wie wird es heute gelingen? kann gar niemals erkalten, auch bei oft gespielten Stücken nicht, und mit jeder Eröffnung unsers Repertoirs vor einem neuen Publikum, vor erwartungsvoll staunenden, unbekanntem Gesichtern, wird der Wunsch aller Brust beseelen: möchten wir doch auch diese hier für unsere Spiele gewinnen! Wie eine gering geschätzte Komödiantenbande wird man uns emp-

fangen, sagt' ich mir; wie etwas nie Gesehenes, in seiner Art Einziges wird man uns entlassen, und diesen Siegen, die nicht eines einzelnen Virtuosität, die nur die Gemeinschaft aller, nur die Zusammenwirkung der nach einem Hauptzweck gerichteten Kräfte erkämpft, werden meine Schüler eine durch ihr ganzes Leben dauernde Hochachtung für harmonisches Ineinanderspiel, für die höhere den Egoismus aufopfernde Bedeutung der dramatischen Kunst verdanken. So sagt' ich mir; so träumt' ich! Doch meine Träume entfremdeten mich nicht so gänzlich der trockenen Wirklichkeit, daß ich nicht erwogen haben sollte, wie zu solchem Unternehmen äußere Hilfsmittel unentbehrlich sind. Vorzugsweise war es eine Generalkonzession, zunächst für die gesamte preußische Monarchie (für andere deutsche Staaten hätte sie leicht errungen werden können, wenn erst ein Resultat des Beginns vor Augen lag), die uns den raschen Weg vom Njemen bis zum Rhein nach allen Richtungen hin ebnete. Um diese nicht in gewöhnlichem, geschäftlichem, mit unerläßlichen Prüfungen, Zeugnissen und amtlichen Berichten verbundnem, sondern in raschem, mächtig entscheidendem Gange zu erhalten, wendete ich mich brieflich an Tieck und bat diesen um seine Vermittlung; überzeugt, daß beim Dichter des ‚Phantasmus‘ mein Plan Anklang finden werde! — Ich hatte mir einen Termin gesetzt, dessen Ablauf erwartend ich fröhlich und ehrlich fortträumte. Tieck antwortete mir gar nicht — und ich erwachte! —“

Als ich erst erwacht war, sah ich wohl ein, daß ich mich auf eine wirklich erbarmungswürdige Weise abmarterte, ohne eigentlich Dank dafür zu haben. Mein bißchen Geld — denn wie wäre Verkehr mit Schauspielern ohne Opfer dieser Art möglich? — setzt' ich zu, und, was noch weit schlimmer, meine Zeit, die wahrlich mehr in Anspruch genommen war, als wenn ich Generalintendant eines großen Hoftheaters gewesen wäre, verschleuderte ich, um zu erreichen, daß der Graf, wenn er sich in übler Laune

befand, mir sein Mißfallen, bisweilen sogar in spöttischem Tone, zu hören gab, ohne doch im Augenblick zu erwägen, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hat, wo alles fehlt. Für Fleiß und guten Willen ungerechte Vorwürfe vernehmen, ist schon unendlich, wenn man sie erduldet um der lieben Existenz willen. Wo dergleichen aber als Erwiderung für uneigennützig und aufopfernde Gefälligkeit eintreten, da muß man sehr dumm sein, wenn man sie erträgt. Ich war so dumm bis in den März 1844 hinein. —

In Liegnitz macht' ich halt, um daselbst ein Abonnement auf drei Leseabende zu eröffnen. Auch hier, wie wohl überall im schlesischen Vaterland, fand ich Jugendfreunde, die mich herzlich aufnahmen und sich meiner freuten; die Vorlesungen waren ziemlich besucht. Ich konnte in jeder Beziehung zufrieden sein, war es auch, und dennoch fühlt' ich mich von einer unbeschreiblichen Wehmut und Bangigkeit erfüllt, die gar keinen vernünftigen Grund hatte; die eben nur vorhanden war. Der Gedanke der Heimatlosigkeit, des Alleinseins machte sich bei mir auf eine Art geltend, wie ich ihn lange nicht empfunden, wie ich ihn eigentlich in diesem Grade noch nie gekannt. Ich sehnte mich kindlich nach Dels zurück; ich richtete den Sinn zugleich nach Graz, wohin ja, wenn auch auf Umwegen, die Reise gehen sollte. Zwischen diesen beiden aber lag noch etwas Drittes, mir Rätselhaftes; es war wie eine Ahnung, daß ich Schlesien diesmal nicht verlassen würde, was ich doch beabsichtigte. Wer vermag von solchen dunklen Gefühlen, die wirklich Vorgefühle genannt werden dürfen, Rechenschaft zu geben? Sie gehören ins Gebiet des Übersinnlichen. Wem sie fremd sind, der mag sie bespötteln. Wer sie jemals hatte, kann sie nicht weglegnen. Auch kann ich nicht angeben, ob meine dunkle Sehnsucht nach einer schlesischen Heimat aus jener Ahnung oder ob jene Ahnung aus der Sehnsucht entsprang.

Schon hatte ich alle Vorbereitungen getroffen, um von Liegnitz nach Glogau zu gehen, wo durch gefällige Zuverlässigkeit eines gütigen Gönners ein Abonnement für mich eröffnet war. Ich saß kurz vor Beginn meiner dritten und letzten Vorlesung, zum Werke des Abends gebührend angekleidet, im Zimmer neben dem Saale, als der Briefträger, der mich im Gasthause vergebens aufgesucht, mir ein Schreiben aus Breslau übergab. Ich war so unvorsichtig, es sogleich zu lesen, was man niemals tun sollte, wenn man im Begriff steht, sich einer künstlerischen Verpflichtung gegen das Publikum zu entledigen. Angenehme Nachrichten wirken fast noch zerstreuer als niederschlagende. Dies war hier der Fall. Baron Vacrst, Pächter und Direktor des Breslauer Theaters, machte mir in wenigen herzlich geschriebenen Zeilen die Anzeige, daß infolge gegenseitigen freundschaftlichen Übereinkommens der bei seiner Bühne als Dramaturg und stellvertretender Direktor engagierte Dr. Nimbs abgehen werde; er fügte den Antrag bei, ich solle diesen Platz einnehmen!

Ich bin, nachdem ich fünfundzwanzig Jahre meines Lebens theoretisch wie praktisch der Bühne gewidmet, nicht imstande gewesen, beim besten Willen, beim unermüdetsten Fleiße und den redlichsten Absichten nur einigermaßen jene Resultate zu erreichen, welche mein Vorgänger Herr Dr. Nimbs zur vollen Zufriedenheit der Breslauer Kritik in so hohem Maße erreichte. Es ist dies wahrhaftig eine schlechte Empfehlung für meine Talente und Fähigkeiten; aber eine um so größere für die des Herrn Doktor, der das Theater stets nur als Nebensache betrachtete und, ohne sich weiter mit dieser phantastischen Welt beschäftigt zu haben und ohne etwas in ihrem innern Sein und Wesen ergründen zu wollen, dennoch so unerreichbar für mich blieb! Vielleicht — und das soll keine Ironie sein, sondern es ist mein bitterster, schwerster Ernst: vielleicht ziemt es dem gegenwärtigen

Zustande des deutschen Theaters, wie des deutschen Theaterpublikums, vorzüglich aber der Kritik, daß der Führer und dramaturgische Leiter einer Bühne in technisch-artistischer Beziehung nicht versteht! Vielleicht geht es bei einer solchen Führung am besten. Denn, ob du dich bemühest, den Darstellungen, die du vorführen willst, mehr Rundung und Einklang zu geben; ob du darauf ausgehst, von innen zu reformieren und den Geist der Ordnung, der behaglichen Gemeinschaft zu wecken, wo er schlief oder gewichen war; ob du bis in die feinsten Nerven ergriffen mitempfindest, was gelingt oder mißlingt, und dich aufreibst in Sorgsamkeit und ängstlicher Theilnahme —! wer wird es dir danken? Wer fragt danach? Wer achtet nur auf die Resultate, die du erzielst und für die, soll er sie bemerken, der geschärfte Sinn des eingeweihten Kenners nötig wäre? Darum handelt sich's nicht mehr! Neues, nur Neues; weiter will man nichts. Fort, im Strome des Tages, mit ihm! Bringe zur Anschauung, was der Markt bietet! Nur Neuigkeiten! Nur raschen Wechsel! Ob eure Kräfte dafür ausreichen, ob der Souffleur die Schauspieler überschreit — gleichviel! Gräme dich nicht! Wolle nicht klüger sein als die andern, sonst schelten sie dich dumm! Du wähnst deine Pflicht zu erfüllen und wirst ein langweiliger Pedant. Als solcher hab' ich ein halbes Jahr lang mich abgeängstet und gequält, vor jedem ärztlichen Attest gezittert, vor jeder neuen Aufführung gebebt. Habe vermittelt und versöhnt, geschlichtet und beschwichtigt, bin gekränkt und verkannt worden, habe tausend Briefe empfangen und geschrieben um Lappalien, habe lächeln müssen, wo ich vor Ingrimme weinen wollte, und habe eingesehen, daß ich zum Direktor eines Theaters im Interesse anderer noch weniger taue als in meinem eigenen, weil meine peinliche Gewissenhaftigkeit mich zu rücksichtsvoll, bedenklich und ängstlich macht.

Nach Ablauf dieses halben Jahres durft' ich — Dank

sei es meinen eifrigen Bemühungen — die Schlüssel des Theaterbüros in jenes Mannes Hände legen, dem sie schon bestimmt gewesen waren, ehe mich Baersts Zuschrift aus Liegnitz herbeirief. Am 15. März 1845 schlug die Stunde meiner Erlösung.

Im Juli verließ ich Charlottenbrunn, um mich nach Trachenberg zu begeben. Der Fürst Haßfeld hatte mich huldreich aufgefordert, einige Zeit auf seinem Schloß zu verleben und hier die „Vierzig Jahre“ zu beenden. Es wäre dem Charakter dieses edlen Mannes und den Gesinnungen der Fürstin zuwider, wenn ich eine Schilderung meines hiesigen Aufenthaltes dem Leser zu machen versuchte. Ich könnte dies nicht ohne Aufzählung des Guten, Schönen und Erfreulichen, was mir täglich begegnet, ohne Beschreibung des Wohlwollens, welches man mir gönnt. Ich möchte mich wenden, wie ich wollte, den Verdacht, schmeicheln zu wollen, würd' ich immer auf mich laden. Damit aber könnte weder die *s e m* Fürstenpaare noch mir gedient sein. Deshalb begnüg' ich mich zu sagen, daß hier unter den günstigsten äußeren Umständen und Verhältnissen mein Buch und mein Leben, nachdem ersteres dem letzteren seit einigen Jahren nachzulaufen bemüht war, wirklich zusammengetroffen sind. Heute, am 19. Oktober 1845, beschließ' ich die „Vierzig Jahre“, beschließe sie und sage meinen lieben Lesern ein freundliches Lebewohl.

Da liegen nun fünf Bände vor euch, und was habt ihr daraus gelernt? Was erfahren? Ach, nicht wahr, viel ist nicht daraus zu lernen? Vielleicht auch hat es euch gar gelangweilt? — Zürnt mir nicht! Ich gab mich, wie ich bin. Und wo ich manches verschwieg, geschah es wirklich niemals aus Schonung für mich. Was ich unterdrücken mußte um anderer willen, unvermeidlicher Rücksichten wegen, nur das hab' ich euch vorenthalten. Wer mit schärferem Blick zu lesen versteht, mag wohl auch hier und da geahnt haben, was ich nicht niederschreiben

Konnte. Mein Buch ist zu Ende — und, lieber Himmel, mein Leben auch! Ich werde nichts mehr erreichen, auch wenn ich fortfahre zu streben. Müde, enttäuscht, aber ohne Groll seh' ich der letzten ernstesten Stunde entgegen — wolle Gott auch ohne Furcht und Grauen! Möge sie kommen, wenn ich die Feder hingelegt, welche diese Zeilen schreibt; ich denke ihr heiter ins Gesicht zu schauen. Mein Dasein war ein wildbewegtes, und ich habe mir viele Vorwürfe zu machen. Die meisten sind gegen mich selbst gerichtet! Andern Menschen hab' ich, daß ich's wüßte, nie großes Unrecht getan; wohl hab' ich manchem Gegner verziehen, manchem Feinde Gutes erwiesen. Leichtsinzig war ich freilich, trotz meiner Neigung zu tief sinniger und schwermütiger Grübeleien. Leichtsinzig bin ich heute noch. Wieviel ich auch in der Schule des Lebens gelernt, wie mutig und froh ich jede Entbehrung zu tragen vermag — eines hab' ich nicht gelernt: zu sparen, zu sammeln! Ich sterbe als ein Bettler, obwohl ich bedeutende Summen im Leben erwarb. Stets gab ich wieder aus, was ich einnahm. Nicht immer für mich; meine persönlichen Bedürfnisse sind gering; ich weiß mich zu bescheiden.

Man nennt denjenigen „Verschwender“, der nichts erspart, nichts für die Zukunft zurücklegt, nichts für seine alten Tage. Ich will die nicht verteidigen, welche ohne Rücksicht auf ihre Nachkommen ein ererbtes Vermögen vergeuden in übermütiger Pracht oder Appigkeit. Aber ob jene zu loben sind, die immer berechnen, sparen, bedenken — das weiß ich auch nicht. Nur seinen und der Seinigen lieben Leichnam möglichst gut und wohlfeil zu pflegen; dabei den armen, ja ärmsten Leuten abzudrücken und ihre Not bei Einkäufen bestens zu benützen; niemand beschenken; niemand helfen; zwei Groschen Trinkgeld geben (oder gar nichts), wo unsereiner einen Taler gibt; kurz, die Vergrößerung seines Vermögens zum Zweck des Lebens machen: das bringt in den Ruf eines rechtlichen,

soliden Mannes, eines guten Bürgers, eines biederen Hausvaters. Wer aber lebt und leben läßt (sei er immerhin bereit, ein wenig schlechter zu leben, damit Armere ein wenig besser leben können!), wer gibt und spendet, für Not ein Herz hat, dem Augenblick sein Recht gönnt und der Zukunft nicht achtet: der verrechnet sich, bleibt arm, wird geringgeschätzt. Sein Irrtum besteht nur darin, daß er in seiner Verachtung des Geldes eine Tugend ausübt, die wenige teilen. Wäre sie allgemein, dann wäre a l l e n geholfen. Und dennoch nennen sich Krämer, Spekulant, Filze und Neidharte, wofern sie fleißig zur Kirche ziehen, C h r i s t e n, während das Hauptgesetz der Lehre, nach welcher sie sich benennen, ganz einfach lautet: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Wohlan denn! Ich darf keinen Anspruch machen, im Sinne jener mich Christ zu nennen. So heißt mich: Verschwender! Mir ist's auch recht; hab' ich doch einen Titel. Ich hätte freilich gern Dichter geheißt. Aber damit wird es, fürcht' ich, schlecht bestellt sein. Und das ist die Lehre, mein junger Leser, der du in diesen Bänden blätterst, die Lehre, die ich dir scheidend gebe: Nur jene sollen sich freiem, edlem Künstlerthume widmen, welchen Gott den Stempel des Genies aufgedrückt.

Mir wäre besser, wenn ich meinen Garten pflügte, meine Tauben fütterte und mich an den Werken der Meister labte, da ich keiner werden konnte. Ihr alle, die ihr's nicht werden könnt — bleibt davon, arme Kinder!

Mein Leben ist aus; ich hab' es euch erzählt, so gut ich konnte.



Wenn dies Buch über eure Schwelle kommt, dann sage eins zum andern: wißt ihr schon, der Holtei ist wieder da!

Nachdem ich den fünften Band daselbst beendigt, verweilte ich nicht mehr lange in Trachenberg. Es waren innere und äußere Gründe vorhanden, welche mir die

Trennung von dem geliebten Aufenthalt wünschenswert, fast notwendig machten!

Die Verheißungen und Wünsche, daß Trachenberg mir eine Heimat werden und bleiben sollte, gingen nicht in Erfüllung. Es sind Rücksichten, welche ich nicht auf mich allein nehmen muß, die mich verhindern, hier des breiteren auszuführen, warum mich der November dieses Jahres schon wieder in Breslau fand.

Der Mittagstisch in unserm Hotel, an dem ich fast täglich teilnahm, zählte außer einigen Gästen, die eben nicht zählen, weil sie in kein Gespräch sich verflechten lassen wollen, einige Kluge, mitteilungslustige Männer, unter denen zwei geistreiche Rechtsgelehrte sich hervortaten. Zu ihnen gesellte sich später der liebenswürdige Dichter und anmutigste aller Genossen, Dr. Gustav Freitag, damals noch in unserer schlesischen Heimat lebend, vielseitig schaffend und strebend, aber noch nicht bis zu jener öffentlichen Anerkennung vorgeedrungen, die erst seinen späteren Schöpfungen vorbehalten war. Unserer vier oder fünf zogen wir nach der Mahlzeit regelmäßig zur Perinischen Konditorei, wo sich andere Freunde, Kaffert obenan, bereits eingefunden oder noch einfanden, und wo wir, eine Schar von plaudernden, oft streitenden Stammgästen, im sogenannten Lesezimmer versammelt, es den eigentlichen Lesern fast unmöglich machten, zu lesen. Nicht selten wurden laute Berwünschungen gegen uns vernehmbar, und ich glaube fast, wir haben es nur unserer entschiedenen Überzahl zu verdanken, daß wir nicht bisweilen an die Luft gesetzt worden sind.

Ein wahres Glück, daß ich niemals vermocht habe, in die spekulativen Genüsse, die das edle Dominospiel gewähren mag, einzudringen; denn ich hätte dann nicht vermeiden können, dem Verein mich anzuschließen, der vom Kaffeetisch sich nach der Börsehalle begab, um sich darselbst in tiefem Ernst vielseitigen Kombinationen aneinandergeschobener Zahlen zu überlassen; und ich würde,

da einige meiner teuersten Freunde dieser Beschäftigung täglich oblagen (ich hoffe für ihres Daseins Behaglichkeit, sie tun es noch), auch um die wenigen Stunden des Tages mich gebracht haben, die ich ohne solche Leidenschaft ungestört und unzerstreut auf meinem Zimmer zubringen konnte.

Ich finde mich auf der oberschlesischen Eisenbahn, die mich bis Ratibor befördert. Und von dort, wo die ferneren Strecken im Jahre 1846 noch nicht beendet gewesen, haudre ich langsam und in kleinen Tagereisen über Troppau nach Olmütz, überantwortete mich dort der Ferdinand-Nordbahn, halte mich in Wien fast gar nicht auf und eile nach Graz, wo ich im Hause meiner Kinder ein großes, schön eingerichtetes Zimmer und an seinem Eingang unverstellte Freude empfängt. Da bin ich denn. Auf meinem Knie reitet ein kleiner Junge, nach mir „Karl“ gerufen, und dieser Junge, den ich auf Augenblicke versucht bin für meinen verstorbenen Sohn zu halten, soll meiner Tochter Sohn, soll der Enkel jener Frau sein, die wir Luise genannt, die ganz Berlin die „Kleine Rogée“ genannt, die so jung starb, die ich mir nur jugendlich denken kann, und die jetzt, wenn sie lebte, ebenso sicher des kleinen Reiters Großmutter wäre, als ich sein Großvater bin! Hat es mir denn nur geträumt, daß sie, die seit länger als zwanzig Jahren begraben ist, ihren Sohn, der seit zehn Jahren begraben ist, an der Hand, mir in Berlin oftmals durch die Mohrenstraße her entgegenkam, an der andern Hand ein kleines Wesen geleitend, für welches der langsamste Schritt noch zu rasch war, um ihr folgen zu können? Und jenes Wesen soll die Mutter des unbändigen Buben sein, der mich am Barte rauft? Träumt' ich damals, träum' ich jetzt, oder ist alles nur ein Traum?

Ich habe von diesem Grazer Aufenthalt eigentlich nur eine unklare Erinnerung. Wahrscheinlich deshalb, weil mein Leben daselbst ein durchaus nach den Meinigen, nach

dem Umgang mit ihnen gerichtetes blieb und ich in mir selbst mich zu keiner geistigen Tätigkeit ermannen und sammeln konnte, an welche ich bestimmte Punkte für das Gedächtnis zu knüpfen vermöchte. Ich las viel! Wenn ich sage: ich las, so will das heißen: ich verschlang eine Unzahl von Büchern.

Verschiedene Gäste trafen diesen Sommer über in Graz ein, deren wir froh wurden, die sich's im Hause meiner Kinder gern gefallen ließen.

Madame Haizinger-Neumann mit ihrer Tochter Luise gab Gastrollen in Graz und wohnte im Gasthof „Zum wilden Mann“, nur durch ein schmales Nachbarhäuschen von meiner Kinder Wohnung getrennt. Wir sahen uns häufig und besuchten die ewig jugendliche Mutter samt anmutigster Tochter auch im nahen Lobelbade, wo sie einige Wochen hindurch vom Kulissen- und Lampenqualm ausdunsten wollten.

Emil Devrient kam von Wien herüber, wo er angestrengt hatte spielen müssen, um Grazer Bergluft zu saugen.

Der ehemalige Hamburger Schauspieler Lenz, genannt Kühne, der Bruder unserer hochverehrten Freundin Grave zu Riga, hatte den weiten Ausflug nach Salzburg seinen hohen Jahren zum Trotz rüstig gemacht und suchte uns freundlich auf, damit er den Seinen im fernen Livland lebendige Kunde von Marie und ihren Kindern bringen könne.

Endlich fand sich auch Willibald Alexis ein, von irgendwo nach Berlin heimkehrend, seinen Kopf voll Entwürfe zu neuen willkommenen Büchern, seinen Ranzen voll Blätter und Stoffe zu künftiger Verarbeitung. Mit all diesen Lieben gab es Aus- und Einflüge, Spazierfahrten und Bergwanderungen, trauliche Gespräche über Kunst und Leben. Und es könnte wohl sein, daß diese Anregungen und Mitteilungen mich nicht nur erfreut, vielmehr auch beunruhigt hätten, weil sie mir mein faules Schla-

raffenleben in seiner abspannenden Untätigkeit durch allerlei Vergleichen unabsichtlich, jedoch nicht unwirksam vor Augen rückten.

Ich schied mit dem Sommer aus Graz.

Ohne Aufenthalt über Prag, Teplitz nach Dresden! Dort sollte die „Kunstreise“, auf die ich ausgezogen war, beginnen.

Ich als öffentlicher Vorleser in Dresden auftreten!? In Dresden, wo ich im Jahre 1820 als Schauspieler durchgefallen, wo ich im Jahre 1836 auf derselben Bühne als Schauspieler und Theaterschriftsteller nachsichtig und gütig aufgenommen worden war; in Dresden, wo ich Tieck zuerst gesehen und gehört, von ihm bewundernd gelernt, mit ihm gelebt, des Guten viel von ihm empfangen und die Überzeugung gewonnen hatte, daß auch nur die Absicht, dort ein Publikum für meine Vorträge zu versammeln, dem Meister Ludwig gegenüber Frechheit sei!? — Und dennoch! Denn Tieck war ja nicht mehr in Dresden. Er hatte seine unbestrittene, geistige Herrschaft, wie er sie ein Vierteljahrhundert in jenem unvergeßlichen Eckzimmer ausgeübt, seinen kissenumpolsterten Thron vor dem klassischen Lectisch, sein mild waltendes, deshalb nicht minder strenges Königtum vertauscht gegen ein Potsdamer oder Berliner Dasein, bald geräuschvoll im Strudel des Hoflebens, bald einsam im Gewirre der großen Stadt, die wenig nach ihm fragte. In der Nähe des irdischen Zepters, wengleich geschützt und gesegnet von ihm, hatte er doch bereits sein eignes Zepter, das er bisher im Reiche der Poesie mächtig geschwungen über alle, so Einlaß in seine Hallen begehrten, niederlegen müssen und war — aus dem Zentrum, wie er es in Dresden gebildet — ein nur für wenig Getreue noch strahlender Punkt im wirbelndem Berliner Zirkel geworden.

Ich habe niemals begriffen, was ihn veranlaßte zu solchem Tausche, um so weniger, als ich aus guter Quelle

weiß, wie die ursprüngliche Absicht der preußischen Majestät gewesen, ihn nur auf einige Sommermonate nach Potsdam zu ziehen, ihn den größeren Teil des Jahres hindurch ganz ungestört in Dresden zu lassen, welches ihm eine Heimat geworden, und wo er durch Pflichten des Dankes fest gebunden war. Doch das ist seine Sache; und wenn ich ihn nicht verstehe — er wird am besten gewußt haben, was er getan. Seine Trennung von Dresden einzig und allein konnte mich ermutigen, daselbst mein Lesepult aufzuschlagen und meine kleinen Wachskerzen anzuzünden. Es war beschlossen: ich wollte mein Licht leuchten lassen, nachdem seine Sonne dort nicht mehr strahlte.

Auf mein Gesuch, in irgendeinem Saale öffentlich als Vorleser Shakespearescher Dramen erscheinen und dies Vorhaben durch öffentliche Blätter ankündigen zu dürfen, ward mir die in den artigsten Formen gegebene Entscheidung zuteil, daß eine solche Erlaubnis nicht stattfinden könne, bevor ich nicht durch ein Attest meine Befähigung für dieses Fach künstlerischer Produktion dargetan; wobei der sehr freundliche Beamte mir noch ganz gutmütig erklärte: das sei nun einmal notwendig, nachdem das Publikum durch ähnliche Anzeigen von entschieden unfähigen Individuen schon zu oft betrogen worden wäre. Ich berief mich und glaubte mich berufen zu dürfen auf mein eigenes Zeugnis, welches ja doch in Sachen „Holtei und Shakespeare kontra Publikum“ einiges Gewicht haben müsse; erlebte aber die für meine Bescheidenheit höchst eindringliche Lehre, jene Firma als eine der Verwaltungsbehörde niemals zu Ohren gekommene desavouiert zu sehen. An und für sich war die Sache sehr gleichgültig und dabei nicht wenig ergötzlich; denn es kostete mich nur einen Gang aufs Theaterdirektionsbüro zu Theodor Hell (Geheimrat Winkler), der unter herzlichem Lachen mir die schriftliche Bescheinigung ausstellte, daß ich wirklich und wahrhaftig imstande sei,

meine Versprechungen zu erfüllen. Aber, sagt' ich mir, wenn dein künstlerisches Renommee dermaßen angetan ist, daß sie erst eines Testimoniums bedürfen, so ist dieses ja bei Gott ein vollkommenes testimonium pauper-tatis, wie es nur jemals einem armen Bruder Studio ausgestellt worden, der den Professor ums Honorar treten will; und deiner Zuhörer Zahl wird nicht legio heißen. In diesem frommen und entsagenden Glauben befestigte mich alles, was fernerhin geschah, und ich ging lächelnden Angesichtes, hingegeben der Überzeugung, daß die ganze Geschichte nicht zustande kommen, dieweil mein erster Leseabend in Dresden auch der letzte sein würde. Dies hielt mich aber nicht zurück zu handeln, wie wenn das Gegenteil zu erwarten stände. Ich mietete einen Saal, sorgte für Verbreitung der Anzeigen, ersuchte eine Musikhandlung um gefällige Annahme und Debit der (vielleicht?) abzuholenden Abonnements und lebte mit leerem Geldbeutel, doch ohne mir Kummer zu machen, im Kreise meiner Freunde und Bekannten, deren manche mir sehr teure im schönen Dresden wohnen. Emil Devrient nahm mich herzlich auf mit warmer Theilnahme und regem Eifer für meine Unternehmung. Auch seinem geistreichen und ernst strebenden Bruder Eduard verfehlte ich nicht mich vorzustellen.

Der Tag, wo meine Vorlesungen beginnen sollten, kam heran, und mit ihm schienen sich die Befürchtungen, daß ich vor leeren Stühlen predigen würde, traurigerweise zu bestätigen. Die Musikhandlung, welche den „Debit gefälligst übernehmen wollen“, schüttelte in Person ihres Inhabers mitleidsvoll ihren Kopf, als ich um die Mittagsstunde nach dem Fortgange des Geschäftes mich zu erkundigen kam. Ich hatte folglich keine Veranlassung, die Anzahl jener Stühle, welche als bereits im Saale ansässiges Inventarium mich und meine Kunst zu bewundern so glücklich sein sollten, durch fremde, erst leihweise einzuholende Bierbeine in ihrer häuslichen Be-

quemlichkeit zu stören und ließ ihnen sagen, sie wären ihrer zur Genüge, und ich würde mir alle Mühe geben, ihrem Kunstsinne zu genügen. Die Stühle ließen mir wieder sagen, es wäre schon gut.

Die Musikhandlung befand sich in dem nämlichen Hause, in welchem ich eine Privatwohnung innehatte. In letzterer lag ich nach spärlich genossenem Mittagmahle auf einem Ruhebett ausgestreckt, ohne Ruhe zu genießen, denn ich ließ in mir die „leeren Stühle“ auf und ab gehen, die mich mit ihren scharfkantigen Füßen drückten und stießen und mir wehe taten. „Ein schlimmer Ausgang der großen Kunstreise, die du vor hast!“ sagte ich mir. „Es sollte deine letzte sein? — Nun, dazu kann Rat werden! Aber wer wird meinem Schwiegersohne das Geld wiedergeben, womit er mich zu dieser Fahrt um die Welt ausgerüstet?“ Fragen und Ausrufungen ähnlicher Gattung schlangen sich im nachmittagschläferlichen Halbtraum um die auf mir herumtrampelnden Stuhlbeine; es war mir, wie man leicht ermessen kann, garstig zumute. Und doch auch jetzt in dieser mehr als niederschlagenden Stimmung verließ mich mein Ahnungsvermögen keineswegs. Mitten in die Besorgnisse der Gegenwart mischte sich ein Gefühl von Zuversicht, welches aus der unter mir belegenen Musikalienhandlung emporzusteigen, meinem lauschenden Ohr allerlei Triumph- und Jubelmärsche vorzusingen und in entschiedenen Durklängen über das in Moll vibrierende Lacrimoso siegen zu wollen schien. Das Thema, um welches sich diese Variationen der Hoffnung drehten, hieß ungefähr: „Wer weiß, was noch geschieht? Viele Leute verschieben es bis auf den letzten Augenblick; es ist dir ja schon öfters so gegangen; vielleicht macht sich's auch hier ganz erträglich! Und wenn wenigstens nur so viel Zuhörer zusammenkommen, daß du mit Ehren fortfahren kannst, so wird der zweite Abend wohl besser —“ Kling, kling! Ich springe auf! Ein des Musikhandels Beflüssener steht

vor mir: „Ich wollte mir noch fünfzig Abonnementskarten ausbitten; die ersten fünfzig gehen zu Ende!“ -- „Gehorsamer Diener; hier belieben Sie zu empfangen!“ -- Ich lege mich nicht wieder zur Ruhe, die keine Ruhe mehr ist. Ich gehe mit raschen Schritten in meinen Appartement umher. Ich vergehe ein halbes Stündchen. Es klingelt abermals. Mein junger Freund steht vor mir, diesmal ein wenig außer Atem, weil er beim Emporklimmen drei Stufen mit einem Schritt genommen: „Wir möchten bald um noch hundert Karten bitten, damit ich nicht --“ „So oft zu laufen brauche?“ ergänz' ich ihn verbindlich und reiche ihm fröhlich meine Bons. Aber nun die Stühle! Herrgott! Auf was soll mein zweites Hundert sitzen? Und nun in die Kleider und nach dem Saale! Was Hausknecht heißt, wird aufgeboten; Möbelmagazine werden gestürmt; mit den Zuhörern zugleich erscheinen die für sie bestimmten Sessel: Publikum und Sitze rücken truppweise an. Der Saal wird voll!

Halberstadt erfüllte die kühnen Hoffnungen des Reisenden durchaus nicht. Nur zwei öffentliche Vorträge brachte ich zustande, und diese beiden blieben spärlich besucht. Ich hatte einen künstlerischen Rivalen in der Person eines tausendfingerigen Taschenspielers, der auch als Redner glänzte und in der wunderbaren Fügung seiner Prunkphrasen, mit denen er die Zauberei begleitete, mich und mein armes Sprachvermögen weit hinter sich zurückließ. Er hatte sein Theater im Theater, d. h. im Schauspielhause aufgeschlagen, an dessen Fülle ich mich als unbekannter Zuschauer und ohne Brotneid erfreute. In Beziehung auf ihn und mich begab sich eine ergötzliche Verwechslung, die des breiteren zu erzählen ich mir nicht versagen kann. Als ich dem Herausgeber und Verleger eines in jener Stadt erscheinenden Wochenblattes meine Anzeigen überbrachte mit der Bitte, dieselben zu inserieren, und als ich ihm das dahingehörige Papier zusammengelegt überreichte, ihm auch, wie es

Stil ist, Freibilletts anbot, empfing mich dieser Mann sehr freundlich, bat mich, Platz zu nehmen, plauderte allerlei, worauf ich allerlei antwortete, sprach von dem Beifall, den ich, wie er vernommen, bereits eingeerntet (was ich auf das nahe Magdeburg bezog und mich stumm verneigte) und äußerte endlich, er nehme die Freikarten dankbar an, werde mich besuchen, sobald seine Zeit es ihm gestattete. — „Wann“, so fügte er schließlich hinzu, „wann lassen Sie sich denn den Kopf abschneiden?“ — Ich konnte nicht umhin, mein Wort zu geben, daß ich wenig Neigung dafür empfände. — „Mein Gott“, erwiderte er, „Sie haben es doch selbst versprochen, Herr Professor!“ — „Wem hab' ich es versprochen?“ — „Ei, dem Publika!“ Und er hielt mir die gedruckte Affiche vor, auf welcher mein Nebenbuhler, der Professor der natürlichen Magie, für den er mich gehalten, allerdings gelobte, solche schmerzhafteste Operation an seinem corpus vornehmen zu lassen; ein Gelübde, welches er denn auch zum Entzücken reichlichst versammelter Halberstädter, von dem ich später Augen- und Ohrenzeuge war, zur Erfüllung brachte.

Ich will nicht mit meiner Wohltätigkeit prahlen, und deshalb gesteh' ich ein, daß die Widmung der ersten Einnahme, wie ich sie hier [in Braunschweig] und anderswo den Armen zuwandte, eine durchaus selbstsüchtige genannt werden muß, denn vor einem fremden Publikum gibt es kein besseres Mittel, sich einzuführen, sich bekannt zu machen. Daß ich aber die letzte Einnahme, von der sich viel erwarten ließ, diesem Zwecke überantwortete, das geschah lediglich aus gutem Willen, ohne irgendeine Nebenabsicht. Schon früher hab' ich's ausgesprochen: wer nichts hat als sein Talent, der soll mit diesem und durch dieses zu tun suchen, was Wohlhabende mit ihren Geldmitteln direkt erreichen — können. Ich habe diese mir heilige Pflicht niemals unterlassen, auch dann nicht, wenn ich selber nichts besaß, was bei mir nicht selten ist. Darin

besteht in eine Demokratie, mein Sozialismus. Und da sie sich mit meinem Royalismus sehr gut vertragen, welcher mir gar nichts einbringt, so will ich ein demokratisch-royalistischer Sozialist bleiben, bis ich von einer Republik fressender Kommunisten im Grabe aufgelöst werde; wobei ich den frommen Wunsch nicht unterdrücken kann, meine zur Praxis gewordene Demokratie möchte manchen großmäuligen Theoretikern dieser edlen Wissenschaft als Vermächtnis hinterbleiben, damit sie weniger schöne Phrasen machten, weniger Champagner tranken und etwas mehr für ihre demokratischen Mitbrüder täten. Es gibt, auf unsere politischen Weisheitslehren angewandt, ein altes einfaches Sprüchlein, welches gerade hier sehr gut passen würde und welches lautet:

Laßt uns nur besser werden,
Dann wird's auch besser sein.

Wer wie ich viel reiste und darum genötigt war, an öffentlichen Tafeln in Gasthäusern die lebhaften Tischgespräche mit anzuhören, der kann oft sein Erstaunen nicht bergen, wenn er die politisch-kosmopolitisch-ultrademokratischen Ansichten jener Geschäftsreisenden, welche in Wein, Baumwolle, kurzen Waren, Tibets und Buckskins, daneben auch in Weltweisheit „machen“, mit ihrem Tun und Treiben vergleicht. Wie da so häufig mit der unerbittlichsten Gleichheits- und Gleichmachungslehre nach oben die knickerndste, krämerhafteste Selbstsucht und Selbstgefälligkeit nach der Seite und nach unten verschwifert ist! Und doch ist es gerade in diesen Sphären, wo man das Evangelium des Umsturzes am blutigsten predigen hört! — Aber es gibt auch ehrenvolle Ausnahmen.

Dr. Griepenkerl jun. hielt vor einem gebildeten Hörerkreise Privatkollegien über die Geschichte der Musik, denen er mich beiwohnen ließ. Obgleich seine Ansichten den meinigen geradezu entgegenliefen (eine Abweichung,

über welche ich in dem Gedanken Trost fand, daß ich von dieser Kunst nichts Rechtes verstehe, weil ich sie nicht studirt habe), so mußte ich doch seinen geistreichen Wendungen Gerechtigkeit widerfahren lassen, nicht minder, als seinem eindringlichen Vortrage; und dieses letzteren mich erinnernd, begreife ich vollkommen, wie es ihm später gelingen mochte, dem unterdes von ihm geschriebenen Drama „Robespierre“ als Deklamator jene Geltung zu verschaffen, welche sonst nur allzu häufig solchen Dichtungen durch ihre eigenen Verfasser entzogen wird; indem sie Kindermörder werden, was ja in ähnlichen Fällen sogar dem großen Schiller geschehen ist.

Das liebe Oldenburg! Es war damals noch so heimlich, so traut, so friedlich! Und doch wehte dem Freund der Poesie und des Theaters, gleich wenn er einzog, ein Hauch entgegen, der über klassischen Boden gegangen war. Adolph Stahr's schön geschriebene Berichte über das Hoffchauspiel in Oldenburg, wie sie in der „Bremer Zeitung“ erschienen, hatten das unabweigbare Verdienst, daß aus jeder Zeile der Glaube des geistreichen Autors an sich selbst und die Wahrheit seiner Lobsprüche hervorging. Das ist sehr viel wert. Bei der Mehrzahl unserer Theaterberichte steht es anders. Wenn Herr Stahr seinen Freund Julius Mosen für den ersten Dramaturgen Deutschlands hielt, so bedurfte es nachher keines großen Aufschwunges mehr, um das Oldenburger Schauspiel für das beste anzusehen, und in dem Maße, wie Mosen und er, jeder auf seinem Plage, sich bewußt waren, mit redlichem Eifer, mit unermüdlichem Fleiße, mit reger Begeisterung für ein höheres Ziel im Bühnentreiben zu wirken, in dem Maße machten sie einer den andern glauben, es sei erreicht. Die Oldenburger glaubten es mit ihnen und freuten sich, eine weltberühmte Bühne zu besitzen. Die Mitglieder der Bühne selbst glaubten gewiß, wie überall, so auch hier das Beste von sich selbst. Und in der Fremde, wo man die überschwenglichen Lobeserhe-

bungen las, sagte man sich: Das muß gerade sein wie zu jener Zeit — in Weimar!

In gewisser Beziehung war es auch so. Ordnung, geistiges Streben, konsequentes Wollen zwangen den Theaterschlehdrian zu einem Ensemble, welches dem Kenner immer Achtung gebietet, wenn er sich vor die Lampen stellt, die es beleuchten; aber wie in Weimar, täuschte man sich in Oldenburg (nur daß die Täuschung noch größer war als jene!) über die zu verwendenden Mittel und Kräfte. Man hörte, wenn man probiert und immer wieder studiert und probiert hatte, aus dem Darsteller — oder glaubte — sich selbst herauszuhören, nicht mehr ihn; man währte, vollständig gewirkt, ein Ideal hingezaubert zu haben; nicht weil die beabsichtigte Wirkung erreicht gewesen wäre — sondern weil man sich an den, der sie hervorbringen sollte, an sein Wesen, Organ, seine Eigentümlichkeiten und Mängel gewöhnt! Deshalb glaubte man sie beseitigt. Und nun kam der Fremde, der die Vorstudien nicht mitgemacht, der sich nicht abgestumpft hatte an den Proben, nicht eingeübt mit den Übungen; und dieser hörte aufmerksam, unbefangen — und siehe da: es war die alte Geschichte; wie mit Goethe, wie mit Zimmermann, wie mit Tieck, so mit Moser — so mit allen „Dramaturgen“, die nicht selbst darstellende Künstler und als solche tauffest, ein lebendiges Vorbild sein können. Aber damit soll nicht gesagt werden, daß die Vorstellungen auf dem Oldenburger Hoftheater einer gewissen Weihe entbehrt hätten, die man anderswo so oft vermißt. Gerade diese war vorhanden und entschädigte den wahren Freund des theatralischen Zusammenspiels für vieles einzelne. Ich sah zwei Schauspiele. „Das Pfand der blauen Schleife“, den Erstlingsversuch des teuren Freundes Putlig, wobei mir aufs neue klar wurde, wie schlimm es mit Umänderungen, Verbesserungen, szenischen Einrichtungen ist bei Stücken, die in der Anlage nun einmal vom üblichen, chauffeeartigen Wege des Her-

kommens abweichen. Es wird geschnitten und genäht, getrennt und geflickt, aber am Ende merkt man die Ansfagnähte, und die schönsten und hellsten Farben des Stoffes sind wohl gar so vernäht worden, daß man sie nicht mehr sieht.

Julius Mosens gab mir seinen „Sohn des Fürsten“, ein edel gehaltenes, idealisiertes Gedicht, welches mich, den alten Preußen, einerseits mit Gram erfüllte. Denn ich konnte während der ganzen sehr fest ineinandergreifenden Darstellung die Frage nicht aus mir herausbringen: warum wird dieses Stück nicht auf dem Berliner Hoftheater gespielt?

Und wiederum störte mich die Antwort, welche auf diese Frage in meinem Innern laut wurde: weil kein König von Preußen auf der Berliner Bühne erscheinen darf! Ist es möglich, fragte es in mir weiter, daß eine solch poetische Auffassung des Preußentums im guten Sinne, noch dazu von einem sächsischen Dichter herrührend, zurückgewiesen werden konnte? Ist es möglich? Ist es zu denken? Also das Theater ist ein Pranger, an dem gesehen zu werden entehrt? Gut, ich will nichts dagegen einwenden; jeder hat seine Ansicht. Aber wenn es von Königen dafür gehalten wird, warum dann unterhalten Könige teure Hoftheater? Warum schließen sie nicht die Häuser, die ihnen in religiöser Beziehung ohnehin Häuser der Sünde scheinen, wenn sie ihnen, weltlich betrachtet, auch Häuser der Schande sind? Kann es in ihrer Meinung der Würde eines erlauchten Stammes, der Ehrfurcht oder Begeisterung für einen großen Regenten aus demselben, welcher bereits der Historie angehört, Schaden bringen, daß die Poesie ihn, samt all seinen menschlichen Schwächen und Mängeln, eben deshalb echt menschlich und wirksam verkläre? Solche Blindheit ist unbegreiflich. Warum denn überhaupt erbaut man Hoftheater? Warum wendet man Geld an ehrlose Unternehmungen?

Ich habe nichts gegen eine Theaterzensur. Wie ich mein Leben lang nach freier Presse seufzte; wie ich auch durch die gemeinsten Frechheiten, mit denen sie anfänglich befleckt werden mag, in meiner Meinung mich nicht irremachen lasse; so bin ich doch fest überzeugt, daß es ein Irrtum Unkundiger ist, wenn sie die Preßfreiheit deuten wollen, als wäre in ihr und durch sie auch Freiheit bedingt, jede Gemeinheit, jede Infamie der Gesinnung verkörpert auf die Bretter zu bringen. Überall, wo geregelte Zustände walten, wird das Publikum vor dem üblen Willen schamloser Schriftsteller und bornierter oder geldgieriger Unternehmer gesichert und eine Überwachung der Theaterliteratur, insofern sie dargestellt werden will, eingesetzt werden müssen; in einer Republik, von der so manche träumen, nicht minder als bei jeder anderen Staatsform. Aber mit einer solchen Sittenzensur hat das Verbot nichts zu schaffen, von dem ich hier spreche. Das ist lediglich hervorgegangen aus der Nichtachtung des Theaters im allgemeinen. Und wie sich diese mit der Führung stolzer Hoftheater und Königlichen Intendanten verträgt, das hab' ich niemals begreifen können. In meinen Augen ist es eine dem Berliner Theater und seinen Künstlern zugefügte Schmach, daß Mosens „Der Sohn des Fürsten“, den ich in Oldenburg aufführen sah, in Berlin nicht zur Darstellung gebracht werden durfte.

Montag, den 19. [April 1847]. Heute früh reiste Emil Devrient ab, und jetzt halt' ich das Buch von „Uriel Acosta“ schon in der Hand. Guzkow hat es umgehend gesandt. Nun heißt es, sich vorbereiten, sich die Worte mundrecht machen. Die Umänderung des Schlusses scheint mir sehr vorteilhaft.

Wie kurios geht es mir doch mit diesem Drama! Als ich zuletzt in Dresden war, gab mir's Theodor Hell warm, wie es gerade aus dem Ofen kam, in der Absicht, ich solle das Stück betrachten und ihm dann sagen, ob ich

mir zutraue, es in einer von ihm zu gebenden Gesellschaft vorzulesen. Ich bracht' es ihm zurück mit der Erklärung, es habe mich kalt gelassen, und ich müsse befürchten, beim Lesen auch nicht heiß zu werden. In Bremen verlauf' ich mich ins Theater, als es dort zum ersten Male aufgeführt wird, und da ist es, als ob mir die Schuppen von den Augen fielen, ich sehe das Ding anders an und erkenne viele tiefe Schönheiten so tief und lebhaft an, daß ich mich dafür begeistere. Diese Umwandlung war mir neu, denn gewöhnlich geschieht es umgekehrt, daß uns auf der Bühne abkühlt, was uns beim Lesen entzückt. Ich mag in Dresden wohl sehr flüchtig und obenhin gelesen haben.

Donnerstag, den 22. Heute kam ich mir vor wie ein solider Staatsbürger. Ich war beim Geldwechsler und setzte mein erlesenes (nicht immer auserlesenes, denn es wimmelte von räudigen, d. h. beschnittenen Füchsen!) Gold in Preussische Staatsschuldscheine um. Das erste mal in meinem Leben, daß ich den Bankier auf diese Weise beschäftigte; umgekehrt war es mir schon öfter gelungen. Ich kann den nächsten Termin nicht erwarten, wo es mir vergönnt sein wird, Coupons abzuschneiden.

Dienstag, den 27., abends nach elf Uhr. Also dich hätte man auch wieder hinter sich, du erwarteter und gefürchteter Tag! Glorreich hinter sich! Und man sitzt im trauten Kämmerlein und betrachtet deine Stürme als abgetan! Heiliger Gott, darauf läuft nun das bißchen Leben hinaus, daß man von einem Zeitpunkt zum andern sich sehnt, ohne zu bedenken, wie in der Erfüllung dieser Sehnsucht das Leben zu Ende geht, wie im Erleben dessen, was wir hoffend fürchten oder fürchtend hoffen, schon der Tod enthalten sei! Mag's doch. Ich bin froh, daß dieser Tag vorüber ist, und daß er so vorüber ist. Der große Saal war tüchtig angefüllt, vorzüglich diesmal die oberen Galerien. In höchstes Erstaunen versetzte mich die frühzeitige Ankunft des Kronprinzen, von dem

ich wahrlich geglaubt, er wisse gar nicht, daß ich in Hannover atme, oder wolle es nicht wissen. Ich erklärte mir sein Erscheinen durch den Zweck des Abends.

Das Sprechen wurde mir diesmal weit leichter als bei meinem ersten Auftritt in diesem Raume, weil ich einen andern Platz gewählt hatte. Doch bleibt es immer eine Riesenarbeit, durch fünf lange Akte hindurch jeder Silbe ihr Recht, jedem Gedanken seine Bedeutung, jedem Gefühl seine Wärme, jeder Leidenschaft ihr Feuer, jeder Raserei ihre Gewalt zu geben. Und was besonders den Vorleser einer ganzen Tragödie so über alle Beschreibung mehr angreift, als der Darsteller der größten Rolle auf der Bühne jemals angegriffen sein kann, das ist der besonnene Fleiß, die kalte Umsicht, die er sich im wildesten Geschrei der Hauptpersonen für die ruhig bleibenden Nebenpersonen aufsparen muß. Dieselbe Lunge, die bebend fliegt von dem Ausbruch einer ungebändigten Kraftäußerung, soll sich in demselben Augenblick gehorsam fügen, um ohne Spur von Erregung Worte der Ruhe, Versöhnung oder des gleichgültigsten Inhalts vernehmen zu lassen. Ich lebte die Dichtung mit, indem ich sie lebendig machte. Mir sind viele und vielerlei Urteile, gegen „Uriel Acosta“ gerichtet, bekannt geworden. Ich habe scharfen, auseinanderschendenden Tadel dawider vernommen, zum Teil von Männern, die mehr wissen und verstehen als ich. Ich bin kein Kritiker, darf keinen Anspruch darauf machen. Ich halte mich als Künstler nur an eines: ob während meines Vortrages die Personen, die ich versinnlichen will, mir zu Menschen werden und es bleiben, ob ich an sie glaube, ob ich ihre Worte, ihre Taten in menschlicher Wahrheit und Natur eines aus dem andern sich entfalten sehe. Ich kann von außen keine vorgefaßte Meinung, keine angelernte Forderung mitbringen, keinen Maßstab anlegen. Was ich von einem dramatischen Gedicht halten soll, muß mir aus ihm selbst kommen, indem ich es den Hörern bringe. Wohl ist mir

schon geschehen, daß ich vorher sicher glaubte, dieses oder jenes Werk werde sich beim Vortrage so siegreich ausweisen, und daß hernach, während ich es mit allem Aufwand meiner Mittel durchführen wollte, meine Zuversicht schwand, daß der Boden unter mir wankte und eine Figur nach der andern in Staub zerfallend hinabsank.

Bei Gutzkows „Acosta“ ist mir's gerade umgekehrt gegangen. Ich fürchtete, die Bilder könnten Bilder bleiben! Aber sie wurden mir unter den Händen zu Fleisch und Blut, ich fühlte die Gestaltung wachsen, stützte mich auf sie, ward von ihr getragen. Ich glaube, daß ich noch niemals so gut und wirksam gelesen, dargestellt habe als am heutigen Abend. Auch war der Beifall ein donnernder. Außer in Wien hab' ich ihn nie und nirgend so vernommen. Und nicht etwa, daß er vorzüglich den sogenannten Tendenzstellen gegolten hätte! Im Gegenteil. Er machte sich am geltendsten, wo das rein menschliche Gefühl vorherrscht, er wurde so laut, daß er mich fast übertäubte.

In der Pause ließ mich der Kronprinz zu sich rufen. Es lag fast Grausamkeit in dieser wohlgemeinten Auszeichnung, denn ich war kaum imstande, mich aufrecht zu halten. Meine furchtbare Erregung kam mir übrigens in diesem Augenblick sehr zustatten. Ohne sie, in ruhiger Stimmung, hätt' ich gewiß meine Empfindlichkeit durchblicken lassen darüber, daß Seine Königliche Hoheit vom 14. bis zum 27. gar nicht nach dem gefragt, der doch nur gekommen war, ihm Wort zu halten, der die dringendsten Aufforderungen nach Bremerhaven, nach Bremen selbst seinetwegen im Stich gelassen. Aber ich war zu sehr Acosta, ich konnte nicht an Holtei denken, und deshalb willigte ich ohne Widerrede ein, als mir auf Freitag, den 30., ein Leseabend im Palais angesagt wurde.

Jetzt, wo ich ruhig und beruhigt in meiner Zelle sitze, wo Acosta tot ist, wo der müde Holtei wieder mitredet,

bereue ich meine Nachgiebigkeit. Ich hätte mich entschuldigen, losmachen, hätte sagen sollen, daß ich in diesen Tagen reise. Statt dessen war ich der bereitwilligste Diener! Wer ist denn nun schuld, wenn die Herren annehmen, es mache sich jeder eine Ehre daraus, gleichgültig oder nach Umständen verächtlich behandelt zu werden?

Immer nur wir selbst! Die armen Fürsten, sie können nichts dafür. Wir an ihrem Plaze, wie würden wir uns wohl benehmen? Ich danke Gott, daß ich keiner bin! Man kann empfindliche Naturen so leicht verletzen, und wenn ich die Wahl habe, will ich mich immer lieber verletzen lassen.

Als ich ausgehen wollte, stieß ich im engen Korridor mit Thalberg* zusammen, so daß ich, um nicht unhöflich zu sein, ihn begrüßen und mich ihm nennen mußte, was ich meinem Vorurteil zufolge nicht ohne Widerstreben tat. Nachdem er mich erst durch den großen Bart, den er in Wien nicht an mir gesehen, aus der Stimme erkannt, zog er mich mit in sein Zimmer, vor dessen Thür wir gerade standen, und war so unbefangen, heiter, anspruchslos, daß eine lebhaft und lustige Unterhaltung sich sogleich entspann, in deren Verlauf ich von meiner gegen seine Persönlichkeit vorgefaßten Meinung so entschieden zurückkam, daß ich es für Schuldigkeit hielt, ihm alles ehrlich zu bekennen; worüber er sich nicht satt lachen konnte. Ich wüßte nicht bald ein angenehmeres Renkontre; denn einer freisinnigen Künstlernatur, wie der meinigen, kann nicht leicht etwas Erfreulicheres geschehen, als von ungerechtem Vorurteil geheilt zu werden und im großen Virtuosen den lebenswürdigen Menschen anerkennen zu dürfen. Zwiefachen Reiz verlieh dieser Bekanntschaft in meinen Augen der Umstand, daß Thalberg der Schwiegerjohn des unvergleichlichen Lablache und imstande ist,

* Der Pianist und Komponist Sigismund Thalberg (1817 bis 1871).

von diesem einzigen Meister mit der Begeisterung des Künstlers wie des Sohnes zu reden. Auf diese Weise verging der heiter begonnene Tag sehr fröhlich. Der Abend sollte der Lektüre beim Kronprinzen gewidmet sein; und ich muß offen bekennen, daß ich mich darauf freute. Der eitle Groll, den ich in den letzten Wochen hegen zu dürfen gemeint, war schon wieder verraucht; ich knüpfte diesen Abend an jene mit unvergeßlichen vor der Bremer Reise an, vielmehr: ich wollte sie anknüpfen. Aber das erwies sich beim redlichsten Willen unmöglich. Alles ging schief. Die Herrschaften hatten ein Diner beim König mitmachen müssen, kehrten später als gewöhnlich zurück, dadurch verzögerte sich unsere Sitzung; sie waren abgesspannt vom großen Hofzirkel; ich war ermattet und gelangweilt vom stundenlangen Harren. Gleich der erste Zusammenstoß war kein freundlicher, da der Kronprinz sich Luft gegen mich machte über die Wahl und den Vortrag des „Uriel Acosta“, welchen er aus religiösem Standpunkte angriff und welchen ich aus diesem verteidigte. Gespräche dieser Art tun niemals gut, schon von gleich zu gleich nicht; wieviel weniger hier bei der Stellung, die ich im Ernstpalais zu behaupten vermochte. Die milde, ausgleichende Sanftmut der Kronprinzessin, die des Weibes schönste Waffe, die Versöhnung, geltend machte, beschwichtigte noch zu rechter Zeit den Ausbruch des Zornes wider mich. Aber das Lesen war verdorben. Ich las wahrscheinlich schlecht, die Lakaien servierten schlecht, denn sie gingen (was früher niemals geschehen) während des Lesens umher, und um meiner Stimmung die höchste Weihe zu geben, schlief der Kronprinz, sonst der aufmerksamste Hörer im Kreise, endlich ein.

Ich weiß nicht, wie ich zum Ende gelangt bin. Ich weiß nur, daß ich mir schon während des Lesens gelobte, meinen Fuß nicht mehr über diese Schwellen zu setzen; denn ich kam mir allzu erbärmlich vor. Als ich nun endlich überstanden und mein Buch zugeklappt hatte, lauerte

ich sehnsüchtig auf den Augenblick der Entlassung. Ich hoffte, meinen Arger, die mir widerfahrene Kränkung mit mir nehmen zu können. Doch so gut sollte es mir nicht werden. Der Kronprinz hatte sich bereits wieder zu seiner humanen Freundlichkeit gewendet, entfaltete diese auf das siegreichste; nahm mir gewissermaßen das Recht zum Klagen vor den Lippen weg, indem er zuerst der Störungen dieses Abends, der Unruhe, der Verspätung, der Vorkalteilnahme des Hundes, der Unaufmerksamkeit, des geschmolzenen Eises und so weiter lächelnd gedachte; mich versicherte, daß, wenn ich wieder bei ihm wäre, dergleichen Dinge nicht vorkommen würden und an diese Versicherung die herzlichsten und zur baldigen Wiederkehr ermunternden Entlassungsworte fügte.

Als ich an jenem froh durchlebten Tage [2. Mai] spätabends heimkehrte, lag zur Antwort auf meinen Bericht ein Brief Guskows auf dem Tisch, dessen Eingang mich nicht wenig überraschte und mir wehmütig ernste wie auch frohe Gefühle erregte; ja, der mir, als ich die halbe Nacht hindurch ihn in meinem Kopfe festhielt, eine lange Reihe von längst verblichenern Lebensbildern auffrischte.

Dieser Eingang lautete so: „Dresden, 30. April 1847. Wenn ich nicht ein geplagter, von hunderterlei kleinen Verpflichtungen gehehrter Mensch wäre, so möcht' ich Ihnen einen langen, langen Brief schreiben und von da anfangen, wo ich Sie in der Holzmarktstraße in Berlin 1833 besuchte, mich zehn Jahre lang zugetan und abgeneigt Ihnen fühlte, erst durch Ihre ‚Vierzig Jahre‘, über die ich manches Ihnen nicht zugekommene fördernde Wort gesagt habe, mich Ihnen so sammelte, daß ich Sie eigentlich wahrhaft lieb habe. Sie haben sich in jenem Buche so in reinsten Menschlichkeit gezeigt, daß man für die Bestätigung aller der Fehler, die Sie haben mögen als Mensch im allgemeinen und als Holtei im besonderen, eine Menge der liebenswürdigsten Eigenschaften als Ersatz be-

kommt und so recht erkennen lernt, wie das, was die Welt gemeiniglich von uns hört und sieht, nur die eine Hälfte des Mondes ist; die andere, die wir nicht sehen können, ergänzt, mildert, hebt auf. In den Zeitungen trat das, was Sie taten, alles fertig, abgeschlossen und voll sicheren Anspruchs auf, und man beurteilte es mit derselben Emphase. Später hat Ihr Buch gezeigt, daß das Fertige, Abgeschlossene nur Anstandsmaske war, und daß innerlich Schmerz, Zerrissenheit, Ungewißheit und Mißtrauen genug in Ihnen lebte. Da hab' ich Ihnen im stillen manches abgebeten, habe mich über vieles mit Ihnen ausgesöhnt. Das steht mir jetzt fest, daß Sie eine seltsam anziehende dichterische Komplexion sind und ins innere Menschenleben mit feinsten Fühläden sich zu verlieren verstehen.“

Es sollte mir sehr leid tun, wenn Gutzkow — den ich wirklich um seine Erlaubnis zu bitten unterließ — die öffentliche Mitteilung dieser Stelle unzart und undiskret schelten sollte. Gewissermaßen hätte er ein Recht dazu, weil er sie für mich, nicht für meine Leser geschrieben. Ich aber konnte sie nicht unterschlagen. Sie ist zu wichtig geworden für die Entwicklung meines Seelenlebens. Und da dieses, wenn man ins zweite halbe Säkulum sich hineinlebt, ohnedies mehr auf die Vergangenheit als auf irdische Zukunft gerichtet bleibt, so muß ich es aussprechen, welch mächtige Aufschlüsse über viele Begegnisse und Erlebnisse, die mir immer unerklärlich geblieben waren, Gutzkows offenerziges Bekenntnis mir gegeben. Wie oft hab' ich mich früher gefragt, wenn von irgendwo ein literarischer Angriff über mich erging in Formen, die fast mehr Person als Sache trafen: wodurch hast du ihn verschuldet? Wodurch kannst du dir diesen Gegner zum Gegner gemacht haben? Du kennst ihn nicht, konntest ihn niemals beleidigen; doch scheint er dich zu hassen? Und warum? Neid kann es nicht sein, denn Neid trifft nur die Bevorzugten, Glücklichen. Wer könnte dich

beneiden, dich, dem alles mißlingt?? So verstrickte ich mich immer in ein Gewinde von Fragen, welche ebenso viele Rätsel wurden, und trug den Knäuel solcher Verstrickung auf meinem Herzen mit mir umher, bis Gutzkows Brief ihn für sonst und jetzt und künftig löste. Es ward mir nun ganz klar, es trat deutlich vor mein Gedächtnis, wie ich häufig, innerlich verzweifelnd, jene „Anstandsmaske“ vorbinden zu müssen gewöhnt; wie ich trozig und keck erschien, um meine Tränen zu verbergen.

Dank dir, du Freund aus der Ferne, den ich nur einmal flüchtig gesehen und gesprochen. Du hast mir einen wahren Freundschaftsdienst erwiesen: du hast mir beruhigenden, wirksamen Trost gespendet — und das ist eine seltene Ware.

Mein Gefühl zog mich noch einmal dahin [nach Wolfenbüttel], und um der Eisenbahn und ihrer tyrannischen Pfeife zu entgehen, die bei so kleinen Strecken noch feindseliger auf mich wirkt, legte ich das Stündchen durch duftige Gartenwege und blühende Bäume im Wagen zurück; im Wagen, von Pferden gezogen; von wirklichen, lebendigen Pferden, mit einem wirklichen, lebendigen Kutscher auf dem Bock; keine mechanischen Figuren. Ich fühlte mich sehr wohl dabei. Denn ich liebe die Eisenbahnen durchaus nicht. Ich, für meine Person nämlich! Wohl weiß ich, daß wer für einen Mann des Fortschritts gelten soll, sie lieben muß! Ich verehere sie; ich beuge mich ihrer eisernen Nothwendigkeit, ich bewundere, soweit meine von Dampf und Kohlenstaub entzündeten Augen es vermögen, mit staunendem Blick die Riesengewalt ihrer Anlagen. Aber ich hasse sie, ganz für mich, ganz im stillen, wie eine Ameise etwa die gepflasterten Wege hassen mag, die ihr den Weg von der Wiese in den Wald durchkreuzen. Denn für mich ist die Poesie des Reisens verschwunden, seitdem die ganze Welt rollt und eine Stadt der andern Visiten en gros abstattet; seitdem man überall scharenweise anlangt; seitdem man in Gesellschaft bleiben muß,

wenn man eben darauf aus ist, ihr zu entfliehen. Ich weiß wohl, den Geschäftsmännern ist es wichtig, Zeit zu gewinnen; ich höre dieselben sogar häufig sagen: Zeit sei kostbarer als Geld! Was sehr erhaben klingt, bei näherer Erwägung des Gedankens doch zuletzt heißen will: Zeit sei deshalb kostbarer, weil durch sie das kostbarere Geld erspart und errungen werden könne. Ich höre dies; würde es auch in seiner ganzen Bedeutsamkeit verstehen, wenn einzelnen die Begünstigung vorbehalten wäre, in Zaubereil' ihren Konkurrenten so viel Vorsprung abzugewinnen. Da jedoch, wie ich zu bemerken glaubte, alle ohne Ausnahme denselben Sturmschritt wandeln, so begreife ich nicht, worin der Unterschied besteht. Aber das liegt an meiner Beschränktheit für alles, was Geschäft heißt, und ich verstumme in Demut. Auch sagt man mir, durch die Eisenbahnen werden die Völker, die verschiedensten Stämme einander nahe gerückt; die Spaltungen hören auf; die Nationalitäten verschmelzen sich! Nach und nach wird die ganze Erde ein Land! Die Berge trägt man ab — wozu auch die unnützen Fernsichten? —, durchs Meer werden Chaussees gelegt! Einzelne Wohnhäuser gibt es nicht mehr! Nur umfangreiche Kasernen! Die Tracht wird eine gleiche: graue Jacke, graue Hose! Eine gleiche Arbeit für alle! (Lord Byron hackt Holz, Calberon kocht schwarze Suppe, Schiller bessert das Schuhwerk aus, und Madame Dudevant scheuert die Fußböden.) Auch eine Sprache, das versteht sich. Ein Besitz, das versteht sich erst recht! Und was gar schön ist, die dummen Namen, die nichtswürdigen Reste des Geburtsstolzes, werden abgelegt. Wozu Eltern? Wozu Erinnerungen? Wozu ein Vaterland? Die Erde ist mein Vaterland, meine Eltern wohnen im Familienhause; mehr brauch' ich nicht zu wissen. Ich brauche sie nicht zu achten und mich selbst auch nicht; denn das würde sich auf die Anmaßung gründen, mich auszeichnen zu wollen, und dadurch würde ich die allgemeine Gleichheit verletzen. Ich bin, was alle übrigen

sind. Ich heiße Nummer 1377793337. Jeder Mensch ist eine Nummer, wie gegenwärtig noch die Bergwerkssträflinge in Sibirien. Aber in Sibirien bricht eine neue Lebenswärme aus, wenn dies heilige Ziel erst erreicht ist; das Eis am Nordpol schmilzt; allgemeine Bruderliebe weht in Freiheit und Gleichheit über die neugeborene Erde, und jeglicher Zobel darf seinen Pelz ablegen und nackt einhergehen! Hurra!

Ich werde das nicht erleben. Und da die Eisenbahnen, die erst der Anfang dazu sind, schon regieren, so fühl' ich mich auf ihnen nicht heimisch und sehne mich manchmal nach einem tiefen Sandwege im grünen Nadelholzwalde, wo ich fein langsam, der Schnecke ähnlich, umherkrieche! Nicht wahr, ich bin ein närrischer Kerl? So recht, was man den deutschen Michel nennt.

Ich rauche sehr gern Zigarren, doch dürfen sie nicht stark sein, sonst werfen sie mich um. Stinken dürfen sie aber auch nicht, denn — sonst stinken sie, und deshalb raucht man sie nicht, weil sie vielmehr gut riechen sollen. Nun wirst du wissen, lieber Leser, leichte, anständige, abgelegene Zigarren, die so beschaffen sind, daß ein leidenschaftlicher Nichtraucher sie verträgt, und die zugleich würdig sind, einem leidenschaftlichen Raucher, den man nicht beleidigen möchte, angeboten zu werden; solche Zigarren wachsen nicht auf den Bäumen und sind nicht überall zu haben. Mein Freund August, Lohndiener im British Hotel in Hannover, machte mir einen Jahrgang ausfindig, der durchaus für mich und meine Ansichten paßte und mir die ersten Wochen des neu angetretenen Lebensjahres wirklich in ätherische Zauberwolken gehüllt hatte. Als ich das zweitemal nach Hannover kam, unterließ ich nicht, mich auf die Dauer zu versorgen, und brachte ein ganzes Lager dieser trefflichen Ware an mich, wodurch mein Gepäck um eine Kiste vermehrt wurde, in welcher zur Not einige Zwerge Platz gehabt hätten. Da ich nun von Hannover nach Braunschweig reiste, was

dir, verehrter Leser, hoffentlich noch nicht entfallen sein wird, denn du hast es erst kürzlich in deiner Eigenschaft als Leser gelesen, so mußst' ich meine Kiste verzollen. Das war zum e r s t e n m a l! Von Braunschweig ging ich nach Celle, folglich aus dem Zollverband nach dem unverbindlichen Hannover zurück; man achtete nicht auf meine heiligsten Eideschwüre, daß die kleinen Dinger sozusagen hannoversche Landesländer seien; ich mußte sie wieder verzollen. Das war zum z w e i t e n m a l! Von Celle reiste ich nach Kiel; Holstein verlangte Einfuhrzoll: das war zum d r i t t e n m a l. Von Kiel zog ich über Hamburg nach Berlin, und natürlich wurde mir meine unselige Kiste auf dem Bahnhof nicht verabreicht, bevor ich nicht die Gebühren berichtigt. Das war zum v i e r t e n m a l. In Peterstalbe trat die f ü n f t e Abgabe ein, und die machte mehr aus, als alle übrigen vier zusammengerechnet, obgleich die Hälfte der teuer erkauften Hannoveraner schon in Rauch aufgegangen war. Dafür raucht' ich aber auch in Teplitz ein rares Blatt und flösthedenen, so mir begegneten, mit meinem Rauch Hochachtung ein.

Immer, wenn ich in Graz bin, beendet Herr Nestroy aus Wien seine Gastrollen oder setzt sie fort oder beginnt sie. Das vorige Mal knüpfte sich an seinen ersten Auftritt mein letzter Abend, das Unwetter mit dem Wolkenbruch, die Zerstörung der Eisenbahn. Diesmal brachte er ein in Wien mit unendlichem Beifall gegebenes neues Stück „Der Schüßling“, welches auch hier sehr günstig aufgenommen ward. Es bestand fast nur aus Monologen in ironisch-humoristischer Form, wie sie diesem Herrn eigen ist, mit merkwürdiger Bolubilität in stets wiederkehrendem Tonfall gesprochen, der in seiner Rapidität wirklich auch etwas von einem Wassersturz an sich hat. Als Schauspieler konnte ich diesen beliebten Schauspieler niemals bewundern. Ich sah ihn eben nur ruckweise, nur in einzelnen Auftritten, weil ich nicht mehr imstande bin,

von denen, die man das Publikum nennt, umgeben, zu verweilen. Nicht weil meine Lust an dramatischer Darstellung abgenommen hätte, nicht weil meine Ansprüche unbefriedigt blieben; gewiß nicht, denn auch die schwächste Aufführung bietet Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichen und Betrachtungen. Nein, ich vermag nicht, das Gespräch, die Äußerungen, das Sichgebärden der Menschen um mich her zu hören und zu sehen; ich werde mit den zunehmenden Jahren immer mehr unfähig, die Dummheiten zu ertragen, die man einschlucken muß, wo man unter Zuschauer gerät. Ich weiß nicht: sind die Leute dümmer, bin ich klüger geworden? Oder wurd' ich nur aufmerksamer auf das, was um mich her vorgeht? Sonst kam es mir so arg nicht vor! Aber jetzt scheint mir bisweilen, ich befände mich unter wahnsinnigen Barbaren, wenn ich diejenigen urteilen höre, von denen die Beurteilung ausgehen soll. Nicht etwa nur in Graz, überall glaub' ich daselbe wahrzunehmen, im Norden wie im Süden. Diese aus Übersättigung entstandene Apathie! Dieser gänzliche Mangel an Begeisterung, auch bei der lieben Jugend! Diese Kälte für die eigentliche Sache der Kunst! Diese rohen Ausbrüche des Beifalls! — Und nach solchem Beifall hat man gerungen, ringt man noch!! Es ist gewiß, wer sich als reproduzierender Künstler jene unerläßliche Wärme der Empfindung, jene Möglichkeit, entusiastisiert zu werden, bewahren will, der vermeide, sich unter das Publikum zu mischen, der frage niemals nach der sogenannten öffentlichen Stimmung, der besuche so selten als möglich das Parterre, noch seltener aber die unseligen Kneipen, die jetzt ein Hauptrequisit des Theaters bilden, die modernen Ansprüchen gemäß an jeden Kunstpalast angepappt werden wie Mastställe an schöne Schlösser; in denen der Übermut der Richtigkeit sich geltend macht bei Punsch, Gefrorenem oder — bayrischem Bier! Man findet heutzutage Schauspielhäuser — und ich habe selbst in einem solchen manche Stunde verseufzen müssen —

die sich stolz in die Wolken erheben, bedeutende Bauwerke, in denen vom obersten Stock bis in die Keller hinab Schnapsbuden, Restaurationen, Konditoreien und Bierhallen miteinander wechseln, wo man aber vergebens ein kleines bescheidenes Stübchen sucht, welches dem Führer der Anstalt zum ungestörten Zufluchtsort für die unabweislichsten Arbeiten dienen könnte. Alles äußerlich. Alles auf materielles Wohlsein berechnet! Auf jene Genüsse, welche man da zuletzt bedenken sollte, wo man den eiteln Anspruch machen will, geistig zu fesseln oder gar zu veredeln. Wenn es auf Fressen und Saufen abgesehen ist, wozu dann erst so teure Häuser? Da lob' ich mir die täglich mehr um sich greifenden Tagesvorstellungen im Freien; jeder Sitzplatz gleich mit einem soliden Tisch versehen, worauf die ernste Bierflasche, die reelle Schinkenstulle Raum findet. Da gesteht man schon durch sein Kommen ehrlich ein, daß man die wichtigsten Dinge des Lebens vor Augen hat, und bleibt zwischen Schluck und Biß ein Blick übrig für die Dummheiten, die die „Kerls dort oben treiben“ — sei er den armen Teufeln gegönnt, ohne doch die Seele des Kunstfreundes abzulenken von dem Hauptzweck seines Lebens!

Wir hatten einen von milden Lüften durchwehten Februar. Der März [1848] nun gar ließ sich an, als wenn er Mai sein wollte. Wir hatten dennoch einige kleine Jagden zu einer Zeit, wo man sonst eigentlich nicht mehr zu jagen pflegt, weil man die guten Hasen in ihren ersten Minnespielen nicht stören will. Diesmal wurde ausnahmsweise gejagt, gerade um mit Blei und Tod in ihr heiteres Vorfrühlingsfest einzugreifen und samt ihnen auch ihrer etwaigen Nachkommenschaft schon im Keime das Lebens- und Liebeslicht auszublasen. Die sorglosen kleinen Leute hatten sich in jenen Schonungen etabliert, welche in größeren Tiergärten gegen die zerstörenden Angriffe des höheren Wildes tüchtig eingehegt sind, gegen das Einbringen durchkriechender Häslein aber bei ihrem weiten

Umfange unmöglich geschützt werden können. Es gab kein anderes Mittel, die zarten Baumpflänzchen vor der Unbescheidenheit naschhafter und verliebter Gäste zu sichern, als den Untergang der letzteren, bevor sie noch unzählige Abdrücke ihrer possierlichen Persönlichkeiten in die Welt der mit Kienäpfel besäten Furchen gesetzt. Solche Jagd bei warmem Wetter behagte mir besser als denen, welchen sie galt. Ich zeigte mich dabei nicht nur als wackeren Schützen, sondern auch als schußfesten Mann, der im Feuer steht, ohne zu wanken. Denn als ich am Schluß eines Treibens hinter einigen höher aufgewachsenen Gebüschchen nach einem vermeintlich blessierten, wie jedoch die Nachforschung bewies, unbeschädigten Lampe suchte und, vom Nadelgehölz umgeben, den übrigen Schützen unsichtbar blieb, hatte jener unbeschädigte Hase die Phantasie, aus seinem Versteck erst dann zu entfliehen, wie ich schon in seiner nächsten Nähe stand. Durch solch unerwartetes Manöver warf er sich zwischen die Schützen und mich, jene sahen mich nicht, zum Theil konnt' ich sie sehen, sah, wie sie sämtlich anlegten und rüstigen Jägern gemäß losdrückten, bevor ich mich als „Jungfer im Grünen“ anmelden konnte. Tausend Schrotkörner umhagelten mich, keines blieb an mir haften. Ich ging, einem Gotte ähnlich, aus dem Feuerbusch hervor — aber, zur Schande meiner Herren Jagdgenossen sei es gesagt —, Lampe nicht minder. Wir befanden uns den Umständen entsprechend ganz wohl.

Diese kleinen Jagden, wie gesagt, gewährten mir große Freude, ihres frühlingsartigen Anstrichs wegen; ich konnte gar nicht genug Atemzüge tun aus der Fülle des lauen Duftes, der aus Boden und Bäumen quoll — aber in dies Gefühl innigen Wohlbehagens mischte sich eine bange Ahnung, die wie ein Unbestimmtes in der Luft zu schlummern schien. Zunächst erregt durch die Pariser Vorfälle und fest überzeugt, daß diese nicht ohne ernste Nachwirkung auf unsere deutschen Länder bleiben könnten,

empfand ich — warum soll ich's leugnen — eine fast revolutionäre Sehnsucht nach irgendeinem bedeutenden Ereignis. Ich war mit vielem, was seit Jahren von oben geschehen, in meinem Preußenherzen gar nicht einverstanden; ich gehörte, geradeheraus gesprochen, unter die Unzufriedenen. Hatte ich doch dieser Unzufriedenheit Worte geliehen, und wie die „Stimmen des Waldes“ und die anfängliche Beschlagnahme derselben bestätigen, nicht bloß mündliche. Ja, was noch mehr, ich hatte seit Jahren vorausgesagt, was kommen könne und werde, wenn man nicht verstehe, beizeiten zeitgemäße Zugeständnisse zu machen, und indem ich verkündigt, was ich, weil ich nicht blind noch taub sein wollte, bemerken mußte, hatte ich in jenen Kreisen, wo ich mich aussprach, den Verdacht und Vorwurf auf mich geladen, daß ich selbst zur „Partei des Umsturzes“ gehöre; wie wir ja auf vorhergehenden Blättern lasen, daß ich, wenngleich halb im Scherz, „Königsmörder“ genannt wurde. Ich konnte dazu lachen. Niemand ist in seiner innersten Natur von festerem monarchischem Glauben, als ich es bin. Und wenn ich in scheinbarem Widerspruch mit diesem Glauben, dessen Bestätigung ich in und aus der ganzen Weltgeschichte gelesen, bisweilen den Wunsch hegte, es möge eine gewaltsame Demonstration stattfinden gegen mancherlei versuchte oder bereits unternommene Beschränkungen geistiger Freiheit, so wiegte sich dieser Wunsch auf meiner unerschütterlichen Überzeugung, daß jeder ungesetzlichen Bewegung mutige Kraft und Energie der Behörden gegenüberstehen werde; daß die — wenn man es gar so nennen dürfte — revolutionäre Forderung keine andere Folge in unserem Staate (ich rede von Preußen) haben könne, als ein wohlthätiges, organisches, naturgemäßes Entwickeln jener inneren politischen Kräfte, welche geübt sein wollen, wenn sie nützen sollen; welchen man, wenn die öffentlichen Stimmen laut geredet, Gelegenheit geben würde, auf der Bahn des besonnenen

Fortschritts weiterzustreben, die wir betreten und verfolgt hatten, seitdem die Schmach von Jena über unsere Väter hereingebrochen war und ihnen die Lorbeerkränze aus Friedrichs Zeit vom Haupt gerissen. An ein anarchisches Preußen dachte ich nicht, wenn ich mich manchmal auflehnte gegen manches, was uns etwa aufgezwungen oder entzogen werden sollte. Mir schien der Staat zu kräftig, zu wohlgeordnet, um an ihm zweifeln zu dürfen. Seitdem das Jahr 1848 uns frühzeitigen Lenz gebracht, spürte ich, als ob es in der milden Luft hinge, ein unerklärliches Etwas, wodurch mein Herz mit Besorgnis erfüllt wurde. Die Behörden um uns her erweckten mich durch ihr Benehmen kein Zutrauen. Es kam vor, als ob sie der Aufgabe, welche die Gegenwart ihnen stellte, nicht gewachsen sein würden. Anfänglich wähnt' ich, dieser Zweifel gelte nur für uns, nur für Schlesien. Bald aber glaubte ich wahrzunehmen, daß er durch alle Provinzen sich erstrecke. Es war die Märzlust, das Märzfieber; sie reichten über das ganze Land. Ich habe in jenen Tagen und den ihnen folgenden Monaten Beobachtungen angestellt, die mich unendlich betrübten. Es tut weh, sich eingestehen zu müssen, daß man in Menschen, die man achtungswert hielt, sich schmäzlich getäuscht. Wie so manche, die mir tüchtig, fest, edel erschienen waren, lernt' ich, wo alles zu schwanken drohte, als nichtig, unzuverlässig, Sklaven ihrer Eitelkeit, ihres kindischen Ehrgeizes kennen. Ach, und leider, wer die Augen nicht mit Gewalt zuneißt, vermehrt von einer Stunde zur andern die Masse solcher Beobachtungen. Was soll ich von den Freiheitslehrern halten, die Gleichheit predigen, auf Macht und Reichthum, auf Fürsten und Regenten schimpfen, mit Verachtung ihrer gedenken und dann bei einer Volksversammlung, bei einer Bearbeitung sogenannter Urwähler oder bei einer diesen dargebrachten Huldigung Bücklinge und Kratzfüße machend die lausigsten Straßenjungen dreimal in einem Atem „meine Herren“ anreden? Sind

sie trotz all ihrer hochtrabenden Phrasen nicht ebenso niedrige Speichellecker, als der kriechendste Höfling es sein kann? Und noch um vieles verächtlicher sind sie in meinen Augen als jener. Denn der Höfling kann durch Bande der Dankbarkeit und Verehrung an seinen Souverän gebunden sein. Der Schmeichler des „souveränen Volkes“ jedoch geht, wenn er schmeichelt, nur auf selbstsüchtige Zwecke aus: er erstrebt flüchtige Popularität oder Diäten. Achten und lieben kann er unmöglich die rohe, wilde, von jedem Wort- und Windhauch bewegte Masse, die heute nicht anders ist, als sie immer war, und die ewig bleiben wird, wie sie der größte Menschenkenner, der erhabenste Dichter einem Cäsar, einem Coriolanus, einem Brutus und Antonius gegenüber schilderte. Wen ich nach dieser Massen momentaner Gunst durch Huldigungen, ihnen dargebracht, ringen sehe, mit dem bin ich in meinem Herzen fertig; mit dem will ich weiter nichts mehr zu schaffen haben! Und so hab' ich seit dem März 1848 gar manchen aufgeben müssen, den ich zu lieben wähnte; aufgeben, für immer, aus reinsten Überzeugung. Nicht etwa, daß ich sie beneidet hätte, die da auf Marktplätzen, Feldern und Wiesen ihre wohlfeile Weisheit auskramten, verworrene Redeknäuel abspinnend, und jedesmal, wenn ihr Garn sich verhaspelte, den zerlumpten Gönnern einige „geehrte Herren“ in den Bart warfen; nicht, daß ich sie beneidet hätte um ihre Triumphe, und daß es dieser Neid wäre, der jetzt noch aus mir spricht. Ach Gott, nein. Dergleichen Herrlichkeiten konnt' ich mir auch bereiten, wenn ich sonst wollte. Meine Stimme darf ich auch hören lassen, meine Rede ist fließend genug, und ohne Anmaßung möcht' ich behaupten, daß ich physische wie geistige Mittel in Genüge zur Disposition hätte, um die meisten jener Redner zu übertreffen. Es wäre mir ein leichtes gewesen, das Wort zu ergreifen und den trübten Strom auf Augenblicke zu lenken und zu beherrschen. Ich empfand auch bisweilen, wenn der Unsinn sich gar

zu breitmachte, ein Gelüsten, ihm entgegenzutreten. Aber mochte dies Gelüsten aus guter Absicht hervorgehen; mochte ich mir selbst sagen dürfen, daß es nicht persönliche Eitelkeit sei, die mich antrieb, ein Volksredner zu werden — immer wieder schauderte ich vor dem Gedanken zurück, dabei heucheln und den Leuten nicht ehrlich sagen zu sollen: ihr tätet ungleich besser, nach Hause zu gehen und eure Wirtschaft zu bestellen. Und warum auch spräche derjenige, der nicht im Sinn hat, ihren frivolen Launen, ihrem wilden Übermut zu schmeicheln? Warum denn? Um ausgehöhnt, ausgeschmäht zu werden? Wollen sie sich sagen lassen, was frommen könnte? Wollen sie vernehmen, daß die Republik, von der ihnen vor- gefaselt wurde, ihren Söhnen die schwersten Pflichten, die ernsteste Entsagung auferlegen würde? Ei, ich dächte gar! Darum ist's ihnen nicht zu tun. „Nieder mit den Reichen, mit den Mächtigen; sie schwelgen von eurem Schweiß; sie saugen euer Mark! Gleichheit des Standes, des Besitzes; an Ihnen, meine Herren, ist es jetzt, Champagner zu trinken!“ Wer anders reden wollte, empfing Schläge oder doch im mildesten Falle eine Kagenmusik. Daher kommt es denn auch, daß diejenigen Schriftsteller, die vor den Märztagen von oben her scheel angesehen und übler Gefinnungen geziehen wurden, die aber, als die Anarchie hereinbrach, sich ihr und den Straßendemokraten gegenüberstellten, jetzt Reaktionenäre, Heuler, Servile geschimpft wurden. Sie blieben bei der Wahrheit, und deshalb verdarben sie's nach beiden Richtungen. Daher kommt es auch, daß so viele Speichel- lecker, Spione, Schufte, die sich zu den niedrigsten Diensten im ministeriellen Halbdunkel gebrauchen ließen, augenblicklich umschlugen und mit dem Pöbel heulten, sobald sie glaubten, ihm falle die Macht zu. Als geborene Hunde müssen sie kriechen. Erst krochen sie vor Fürsten und deren Regierungen; dann krochen sie vor der „öffentlichen Stimme“. Das sind solche Menschen, auf die

des geistvollen Lichtenbergs Worte trefflich passen: „Und dann hat sich noch ein Patron eingefunden, von dem man nicht recht weiß, was er ist, Pasquillant, Aufrührprediger, Poetaster oder Spizbube; vielleicht nach Erfordernis des Beutels und der Zeiten etwas von allen vieren.“ Es trieben sich ihrer überall umher.

Niemals noch hatte es mir so gut in Trachenberg gefallen als eben jetzt, wo eine dumpfe Vorahnung mir sagte, daß ich es bald verlassen würde. Ich hatte den Frühling noch nicht in diesen Wäldern erwachen sehen; sein frisches, keimendes Grün drängte sich voreilig ans Licht, und wenn ich, von drohenden Berichten und noch drohenderen Gerüchten aus Nähe und Ferne verstört, von dem Lärm der Zeitschriften irregemacht, den Unterhaltungen, Gesprächen, Streitigkeiten im Umgang mit Menschen zu entfliehen, ins Weite zog, fand ich über Feld, Wasser und Wald die sanfte heilige Ruhe des Friedens ausgegossen, unerschüttert dieselbe, wo der „Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“!

Der 13. April, der Geburtstag der Fürstin, sollte durch einen dramatischen Schwank von meiner Komposition gefeiert werden, zu welchem die Rollen schon verteilt waren. Auch eine Leseprobe hatten wir schon abgehalten.

Und da ich dem kleinen Gelegenheitsstück (welches hauptsächlich gegen Homöopathie und Gräfenberg, die Liebhabereien der Dame vom Hause, gerichtet war) eine possenhafte coda beigefügt, in welcher ich mich bemüht, Friedrichs „Stündchen in der Schule“ trachenbergisch zu lokalisieren, so übte ich schon mit meiner Schul- und anderen Jugend die dahingehörigen Szenen fleißig ein. Ich gab mir alle Mühe, mich durch derlei Zerstreungen von den schweren Besorgnissen abziehen zu lassen, die beim Hinblick auf Gegenwart und nächste Zukunft wohl das Herz bedrücken mußten. Aber vergebens! Meine Lektüre war, in solchen Tagen passend genug, Lamartines „Ge-

schichte der Gironde". Trafen dann die französischen Blätter ein, so las man in diesen, aber nur in anderen Formen, fast dieselben Dinge. Folgten unsere deutschen Zeitungen, so brachten sie die nämliche Kunde, nur aus dem Pariser Stil ins Deutsche, oft ins Kleinstädtische übersetzt; aus dem nur sechs Meilen entfernten Breslau drang stündlich neue Weltgeschichte, durchwebt von Lügen des Tages; Trachenberg wollte natürlich nicht zurückbleiben, führte auch seine Demokraten und Beglückter, und rings auf den Dörfern umher regte sich's nicht minder, ohne daß die Erreger und Erregten, streng genommen, gewußt hätten, warum. C'est parlout comme chez nous. Am gefährlichsten erschien mir die nahe polnische Nachbarschaft. Das letzte Forsthaus des Fürstentums stößt fast an die erste Stadt des Großherzogtums Posen, und da drüben ging es sehr lebhaft her. Die Frauen einiger dort lebenden Forstbeamten flüchteten jener gefährlichen Nachbarschaft wegen nach Trachenberg. Ihre nächtliche Ankunft schien der Vorbote schlimmer Besuche. Ein schnell errichtetes Streifkorps polnischer Insurgenten konnte binnen wenigen Stunden bei uns sein, gegen ein solches würde unsere im ganzen ziemlich harmlose Schloßbewaffnung nicht lange Widerstand geleistet haben. Der Fürst war willens, seine Damen auf die Flucht zu senden, sobald sich verdächtige Annäherungen von der Grenze herüber spüren ließen, und hatte mich befragt, ob ich bereit sei, den Führer und — Gott erbarme sich — Beschützer! der Weiber und Kinder an seiner Statt zu machen, da er zurückbleiben müsse, zum Rechten zu sehen. Nein konnte und durfte ich nicht sagen, obwohl ich mich den Verpflichtungen, die ich durch ein Ja auf mich lud, wenig gewachsen fühlte. Auch glaubt' ich den Aufbruch noch nicht so nahe, und ob ich gleich, dem erhaltenen Befehl gemäß, ganz im stillen meine Vorbereitungen zur Reise traf, zweifelte ich doch immer noch, daß sie nötig werden würde. Da sitzen wir nach zehn Uhr abends

im kleinen Stübchen beim Haushofmeister, wo sich, wenn die Herrschaften zur Ruhe gegangen, gewöhnlich noch ein politisches Klubchen versammelte, und sprechen die Berliner Kämpfe mit ernstem Sinn durch, als sich die Thür öffnet und der Fürst mit den Worten unter uns steht: „Die Polen sind in Sulau; in einer Stunde müssen die Meinigen fort; Holtei, machen Sie sich fertig!“ — An und für sich kam es mir komisch vor, daß der Sänger des „Alten Feldherrn“, des „Letzten Polen“, der vielfach verdächtige Polenfreund vor Polen fliehen sollte. Doch mußte ich befürchten, daß eine Streifpartie, welche herüberkäme, Vieh abzuholen oder Küche, Keller und Kassen zu untersuchen, nicht allzu geneigt sein dürfte, auf meine poetischen Sympathien aus früherer Zeit Rücksicht zu nehmen, von denen sie auch gewiß keine Kenntnis besaß. Unfehlbar konnte ich den Damen auf der Fahrt nach Wien und in Wien selbst, wo mehrere meiner nächsten Bekannten aus früherer Zeit in diesem Augenblick wichtig eingreifende Rollen spielten, ungleich nützlicher sein, als wenn ich durch deutsche Lieder die insurgierten Nachbarn zu beschwichtigen versuchte?! Und ich rüstete mich.

Um zwölf Uhr in der Nacht reisten wir ab. Ich warf noch einen Blick durch die tiefe Dunkelheit nach den im Schloß flimmernden Lichtern und nahm Abschied für ewig. Meine Phantasie war sehr tätig, mir alles in hellen Flammen zu zeigen. Bis zum Anbruch des Morgens hockte ich, halbwachen Träumen zum Spiele, in des Wagens Ecke und beschäftigte mich mit wirren Bildern der Zerstörung. Auch meine Wohnung sah ich brennen, sah manch liebes Buch, manch mir wichtiges Blatt, in der Eile der Abreise zurückgelassen, vernichtet auf lodern; sah meine neuen prachtvollen Jagdwasserstiefel ihre langen schlanken Gestalten flehend aus der Glut erheben: ich möge sie retten — ach, und vergebens! Wir reisten in zwei Wagen. In dem ersten, halbgedeckten, saß die Kammerzofe an meiner Seite; in dem folgenden die Fürstin,

deren Mutter, eine Kinderfrau, zwei Kinder, von denen das jüngste sechs Wochen alt war. Die Amme hatte, weil sie kränkelte, zurückbleiben müssen, und der arme kleine Hermann war auf schmale Kost gesetzt. Ein Diener war uns zur Begleitung mitgegeben. Er und ich bewaffnet bis an die Zähne. Wir kamen durch Jeltsch unweit Ohlau. Vor den Türen ihrer Häuser standen hier und da Dorfbewohner, die unsern Zug mit frechen Blicken maßen. Als ich später beim Umspannen den Damen die Bemerkung mittheilte, daß mir die Physiognomien jener Leute den Eindruck gemacht hätten, als ob sie Ables im Schilde führten*, wurde ich für einen Schwarzseher erklärt. Kaum aber hatten wir die Festung Neiße erreicht, als uns dort Gerüchte von der allerschwärzesten Farbe, die aus Berlin dahin gedrungen sein sollten, ernstlich erschreckten. Sie lauteten so furchtbar, so hoffnungslos, daß ich keinen Anstand nahm, meine wenigen, von der letzten Kunstreise her mir treu gebliebenen preussischen Staatspapiere für ein Spottgeld herzugeben und immer noch vermeinte, einen guten Handel geschlossen zu haben, weil ein preussischer Staat und eine durch ihn garantierte Staatsschuld zu den Unmöglichkeiten gehörte, wofern sich auch nur die Hälfte jener Lügen bewährt hätte. Daß es Lügen gewesen, erfuhr ich erst in Wien, wo es allerdings zu spät war, meinen Handel rückgängig zu machen.

Bei der Sorgfalt, welche der Zustand des kleinen auf Wasserdiät gesetzten Säuglings nötig machte, konnten wir erst am dritten Tage Olmütz erreichen, wo wir uns der Eisenbahn anvertrauten und nach einer glücklich und für die Damen und Kinder vom Schlaf gesegneten Nacht-

* In Wien angelangt, berichteten uns Briefe aus der Heimat, daß eine Horde halbtrunkener Dörfler das Schloß in Jeltsch geplündert und zerstört habe — in der Nacht nach unserer Durchreise. Meine Physiognomik hatte mich also nicht getäuscht. Und wir konnten von Glück sagen, nicht zehn Stunden später dort abgereist zu sein. [Anmerkung Holsteis.]

fahrt am folgenden Morgen wohlbehalten in Wien eintrafen. Ich war sehr froh, als ich die mir und meiner Obhut übergebene Reisegesellschaft im Schutze des Lammes wußte — des goldenen! In einem freilich hatten wir uns heftig getäuscht, als wir die Wiener Zustände aus der Ferne für geregelte angesehen und dort, nachdem erst das eiserne, mit Blumen umwundene Regiment Metternichs gebrochen, alle Leute für glücklich und zufrieden gehalten. Gleich die ersten Stunden nach unserer Ankunft belehrten uns eines Besseren, das heißt: eines Schlimmeren. Es konnte nirgends verhängnisvoller gären und drohen als in der Kaiserstadt, und keiner Stadt auf Erden konnte solch drohende Gärung übler anstehen als ihr, der lebensfrohen, sinnlich-heiteren, leichtsinnigen! Mir, der Wien aus einem zweimal zweijährigen Aufenthalt genau zu kennen wähnte, ward zumute, als befände ich mich an fremdem Orte; und dies Gefühl hatte etwas Grauenhaftes an sich, weil, was mir fremd erschien, die neue Lebensrichtung, in den alten wohlbekannten Gassen, den unveränderten Räumen und Plätzen auf und ab tobte. Ein deutlicher Zweck des unaufhörlichen Rumorens, Lärmens, Wühlens und Skandalmachens trat übrigens hier ebenso wenig klar hervor als anderswo. Der Lärm schien mir um seiner selbst willen erregt zu werden. Schon hatte sich der begeisterte Aufschwung der ersten edlen Bewegung gelegt; die Männer, die sie geleitet, galten schon nicht mehr für freisinnig genug, denn sie wollten ja Ordnung und ruhige Entwicklung des froh Errungenen; damit war den Schreibern auch in Wien nicht gebient; auch hier hatten sich fremde, feindselige Elemente schon eingeschlichen und wirkten, theils im dunkeln schleichend, theils mit frecher Stirn vortretend, auf Anarchie. Man brauchte nur durch die Gassen zu gehen und sein Ohr den dort Sprechenden zu leihen, um zu hören, was jeden Redlichgesinnten mit Ekel erfüllen muß. Bosheit und Dummheit mit Roheit vereint suchten sich geltend zu machen. Und das Gebräu

dieser drei vereinigten Mächte wurde als untrügliches Freiheitselixier ausgebaut. Die liebe Jugend, unendlich froh, dem Schulzwang fürs erste entkommen zu sein, schleppte lange Säbel hinter sich her und versprach sich und der Welt Wunderdinge von ihrer Weisheit. Sie wollte in möglichster Eil' die Gebrechen unserer erkrankenden Kultur heilen und schien der Ansicht, daß dies am kräftigsten geschehen werde, wenn man zuvörderst alles auf den ursprünglichen Naturzustand zurückführe, wo die langweiligen und oft hinderlichen Begriffe von mein und dein gänzlich beiseitezuschieben wären. Äußerungen konnte man vernehmen, Ansichten entwickeln hören, die einen so gänzlichen Mangel an Menschen- und Lebenskenntnis verrieten, daß wirklich nicht gar viel Scharfsinn nötig war, um aus diesem März einen Oktober zu prophezeien, wie er sich dann eingestellt hat. Ich hatte die traurige Freude, von den meisten meiner Bekannten, von allen beinah', die ich achten und lieben gelernt, zu vernehmen, daß sie meiner Meinung waren; daß sie sämtlich, obgleich jeder in seiner Art und auf seiner Stelle, der ersten Bewegung freudig und tätig zugewendet, einen scharfen Abschnitt zu machen wußten zwischen Fortschreiten und Überstürzen; daß sie namentlich die maßlosen, zum Teil wahnsinnigen Mißbräuche der plötzlich freigewordenen Presse als ein Unglück für die wahre Freiheit betrachteten; daß sie jenes Gift, welches Übermut oder Lücke in den schäumenden Becher ihrer reinen Freude zu mischen begann, gar wohl herausschmeckten und schon mit sich kämpften, ob sie den längst ersehnten und schmachtend ersehnten Trank nicht lieber unberührt lassen sollten. Von gesellschaftlichem Umgang, von geistigem Verkehr konnte leicht begreiflicherweise nicht mehr die Rede sein. Der wilde Augenblick verschlang in seinem gierigen Heißhunger all und jede Berechtigung der Vergangenheit; er wollte nur in der Gegenwart sich geltend machen, und diese taumelte mit wüstem Geschrei einer

Zukunft entgegen, von der einige sich goldene Berge versprachen, andere Jammer und Elend fürchteten. Ich, nachdem ich erst meine Damen versorgt wußte, hatte kein anderes Ziel vor Augen, als Wien so bald wie möglich zu verlassen und mich nach Graz zu wenden, wo ich Ruhe zu finden hoffte. Bevor ich abreißen durfte, mußte aber bestimmt ausgesprochen sein, ob und daß der Fürst uns folgen und durch sein persönliches Erscheinen mich und meine Verpflichtung unnötig machen werde. Darüber verging eine Woche, die mich in dem lärmenden Wien eine Ewigkeit bedünkte. Was half es mir, daß ich, dem ewigen Spektakel, dem Trommeln, Zusammenlaufen, Schreien und Gebrüll zu entgehen, meine Zuflucht im weiten Prater oder im Augarten suchte? Auch diese sonst so stillen naturfrommen Stätten hallten jetzt vom Lärm des Tages wider. Scharen von Buben spielten dort Nationalgarde und Bürgerwehr, rasten mit Kofar den und Fahnen behaftet durch die Baumgänge und übten sich im gellenden Unifono hoffnungsvoller Kapelmusiken. Wundersam genug nahm sich zwischen diesen ultrademokratischen Regungen der schwarze Trupp promenierender Liguorianer aus, der in stoischer Gelassenheit, durch seine breitkrempeigen Hüte vor brennender Märzsonne und unzweideutigen Schmähungen geschützt, wie immer seine Stunde hielt, mir täglich begegnend und wahrscheinlich nicht ahnend, daß er binnen wenig Tagen gezwungen werden würde, die Stadt zu räumen. Noch wunderlicher aber war mir einer jener alten Invaliden, im Augarten als Wächter angestellt, dessen Physiognomie unverändert dieselbe blieb, solange ich den Augarten kenne und besuche, und der auch jetzt unbeweglich und unerschütterlich alles, was sich „da draußen“ zutrug, für Dummheiten erklärte. Ich vernahm, wie er einem Häuflein sogenannter „Strichbuben“, die sich, von blanken Zwanzigern angelockt, als Freiwillige für den italienischen Feldzug anwerben ließen und das bunte Rekrutensträuß-

lein an ihren pfiffig sitzenden Kappen trugen, eine Rede über Monarchie hielt, wobei er die jungen Demokraten von Metier völlig schwarzgelb anliefen ließ, wie man nur je einen Grenzpfahl anstreichen konnte. Sie hörten ihm andächtig zu und zogen dann in ernster Stimmung weiter, worauf sich der graue Krieger zu mir wendete und stolz ausrief: „Wann die den Radeky nur erst angeschaut haben, sein sie alle brav kaiserlich.“

Als ich einmal, aus dem Augarten heimkehrend, durch die Gassen der Leopoldstadt zog, erblickte ich vor einer Kirche, oder vielmehr vor der dicht daranhängenden Pfarrerswohnung, einen eng zusammengedrängten Menschenhaufen, der meine Aufmerksamkeit besonders deshalb fesselte, weil er fast nur aus Weibern bestand. Daß die Versammlung nicht in friedlichen Absichten sich eingefunden, war leicht zu ermessen. Auf meine Fragen über die Ursach' des Auflaufs wurde mir erwidert: das hier versammelte Publikum sei durch ein Journal aufmerksam gemacht worden, wie der geistliche Herr seit langer Zeit seine kirchlichen Taxen überschritten und allen Neuvermählten für Einsegnung ihres Ehebündnisses eine Summe von — ich weiß nicht, wie vielen — Kreuzern mehr abgenommen, als er rechtlich zu fordern habe. Diese Eröffnung sei nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Sämtliche guten Hausfrauen und sparsame Wirtinnen haben sich in pleno versammelt, um durch eine Sturmpetition wieder herauszubekommen, was ihnen vor kurz oder lang zuviel abverlangt worden. Und sollten Seine Hochwürden nicht geneigt sein, zu zahlen, so sei ein Hinterhalt stets bereiter Krawallmacher bereit, der dem Verlangen Nachdruck geben und aus der Sturmpetition einen Sturm aufs Pfarrhaus machen werde. Wirklich war auch die Masse erhitzter und drohender Schönen von einem Kreise geringer Männer und Buben umstanden, deren Ausdruck mir keineswegs gefallen hätte, wenn ich der Pfarrer gewesen wäre. Letzterer hatte seine Tür ver-

rammelt und leistete den in sehr verschiedenen Formen an ihn ergehenden Aufforderungen und Einladungen kein Genüge. Plötzlich erklang die verhängnisvolle Alarmentrommel, ein Detachement der Nationalgarde rückte an, drang mutig durch das schöne Geschlecht, um des Priesters bedrohte Feste zu entsetzen. Die Belagerer und vorzüglich die Belagerinnen schienen jedoch durchaus nicht gewillt, sich einschüchtern zu lassen, vielmehr vernahm ich Äußerungen, die mich fürchten machten, es könnten die Antlitze der bewaffneten Mannschaft leicht in unfreiwillige Berührung geraten mit jenen gemischten Bestandteilen unserer Mutter Erde, die man in der Volkssprache D.... nennt und aus denen Munition zu dreheln manche schöne Hand schon im Begriff war; da erschien vor der Front seiner Truppe ihr Führer und hielt eine Anrede an das erlauchte Volk! Und wer war es, den ich in ihm erkannte? O Spiel des Schicksals! Wunderbare Verkettung der Poesie mit dem Leben! Er, den wir so oft mit jubelndem Entzücken als „Staberl“ auf den Brettern gesehen: mein Freund und Gönner der Schauspiel-direktor Carl! Er war es! Er sprach jetzt Worte des Friedens, bevor er die Gewalt der Waffen anwenden sollte. Und er traf glücklich den rechten Ton, er zog die Sache in sein künstlerisches Gebiet, ins Komische. Ohne seiner Hauptmannswürde etwas zu vergeben, neigte er sich in der Anrede doch mehr zum Humor des Staberl als zu den erhabenen Wortfügungen eines Demosthenes, Cicero, Canning oder Casimir Perrier. Er sagte den wütenden Weibern: „Der hochwürdige Herr Pfarrer wird genau prüfen lassen, ob und wo einer Neuvermählten (wenn sie seitdem auch schon eine Altvermählte geworden wäre) mehr abgefordert worden als recht und billig. Es soll alles wiedererstattet werden, was aus Irrtum gezahlt worden. Aber das geht nicht in einem Augenblick; dazu müssen erst die Register nachgeschlagen werden. Deshalb kommt's hübsch langsam, eine nach der andern,

wie sich's gehört, nicht alle auf einmal. Und seid's gescheit, ihr Weiber! Überlegt euch nur, daß ein Mann in diesen Zeiten nix Kleines ist, wenn er auch ein paar Gulden mehr kosten sollte als die Laxe. Wieviel Madeln würden gern das Dreifache zahlen, wenn sie nur einen kriegten! Also dankt Gott, daß ihr versorgt seid, und geht ruhig nach Hause!" Binnen einer Minute hatte sich der Sturm gelegt, die Masse verteilte sich lachend, und Carl-Staberl zog siegreich ab, ohne die Bajonette seiner Krieger mit Blut befleckt zu haben.

Ich ging einmal die Mur entlang, als wollte ich sie bitten, in ihren kräuselnden Wellen den Unmut mit fortzuspülen, der mich ängstlich bedrückte, und hatte eben meinen Blick nach einem bunt gemalten Aushängeschild erhoben, um von demselben die für einen Nordländer seltsam lautende Inschrift: „Hut-Erzeugungs-Verschleiß“ abzulesen, da begegnete mir, fast an mich anstoßend — so tief war er in seine Lektüre versenkt —, ein winzig kleiner, höchstens zehn Jahre alter Schusterbub; das Zeitungsblatt, aus welchem er las, würde seine Dimensionen überragt haben, wär' es entfaltet gewesen. Das Angesicht des Knaben war düster; nicht nur, weil es von üblicher Schusterfarbe überzogen ins Neger-schwarze spielte, sondern mehr noch, weil ein Zug tiefer Bekümmernis darauf lag. Ich rief ihn an, freundlich fragend: „Na, Buberl, was steht Neues in der Zeitung?“ Der Junge schlug seine großen Augen forschend nach mir auf, als wollte er erst prüfen, ob ich seiner spottete. Wie er aber bemerkte, daß ich seinen Blick ehrlich und wohlmeinend aushielt, erwiderte er in seinem schönsten und reinsten Hochdeutsch: „Das B a t t e r l a n d i s t i n G'fahr!“ Der kindische Ton seiner Stimme verriet bei diesen Worten einen unverkennbaren Ausdruck von Betrübniß, und er wies, gleichsam zur Bekräftigung, mit seinem kleinen schmutzigen Finger auf jene Stelle in der Zeitung, die das ernste Drohwort enthielt. Ich konnte mich des Ge-

dankens nicht entschlagen, daß in dieser Kinderseele ein wenn auch unbewußter, doch bei weitem aufrichtigerer Sinn fürs Vaterland lebe als in manchem Großsprecher, der diese heilige Fahne schwingt, um hinter ihr seiner unheiligen Selbstsucht zu frönen. Ich schenkte dem zwerghaften Zeitungsleser einiges an Kreuzern, über deren Klang er, für den Augenblick wenigstens, das „Vaterland und dessen G'fahr“ zu vergessen schien.

In Wiener-Neustadt hätte der Fremde, bracht' er die Kunde von dem, was in Wien vorging, nicht schon mit, wohl keine Ahnung davon bekommen; so ruhig ging alles seinen stillen, bürgerlichen Weg.

Niemand wußte mir etwas anderes zu sagen als die unglaublichsten Lügen und Übertreibungen, die ich schon unterwegs auf allen Bahnhöfen in Empfang genommen. Endlich fischte ich mir aus der Reihe dieser meiner neuen Bekanntschaften einen Schlossergesellen heraus, einen ganz netten, ordentlichen Menschen, der willens war, nach Ungarn zu reisen; lud ihn ein, auf meinem Zimmer eine Zigarre zu rauchen, und fand ihn so mitteilend, gesprächig, dabei so politisch vernünftig, daß ich ihm zur Fahrt nach Preßburg einen Platz in meinem Wagen anbot, was er dankbar annahm, und was ich nicht zu bereuen hatte, weil er sich bescheiden und anständig betrug. Seine Ansichten über die Zustände Deutschlands zeigten redliche Gesinnung und klaren Verstand.

Mein Zweck, die Ferdinand-Nordbahn zu erreichen, führte mich nach Gänserndorf, wo ich der Ankunft des Wiener Zuges harren wollte, wiewohl ungewiß, ob ein solcher ankommen würde.

Dort saß in der Gaststube, umgeben von einem Haufen Wiener radikaler Blätter, ein Oberingenieur und predigte dumm stauenden Hörern die neue Lehre von Freiheit und Gleichheit in einem Tone, wie er mir trotz aller Erlebnisse der letzten Tage noch fremd war, wie ich ihn noch nicht vernommen. Ich sah mich fragend um, in der

Erwartung, ob nicht vielleicht einige sich erheben und den Kerl niederschlagen würden. Das geschah jedoch nicht. Freilich erhoben sie sich, einer nach dem andern, je nachdem es ihnen zu toll wurde, und gingen hinaus. Zuletzt blieb ich mit einem (wie es mir schien) Beamten aus der Gegend und dem Schreier allein zurück. Nachdem seine Versuche, mich ins Gespräch zu ziehen, an meinem hartnäckigen Schweigen gescheitert, band er mit dem armen Beamten an und verhiess diesem, daß er, seine Herrschaft und noch viele andere aus der Bekanntschaft nächstens an einem schönen Morgen totgeschlagen werden müßten; so mild und gütig und eindringlich versprach er das, als wollte er hinzusetzen: „Alles in Liebe und Güte, Herr Erbsförster.“ Dann packte er seine blutrote Straßenliteratur und folgte den Hinausgegangenen, um unter Gottes freiem Himmel weiter zu faszeln. Ich will keinem Verfechter der Freiheit zu nahe treten und auch denen, deren Ansichten den meinigen noch so fern liegen, das Beste zutrauen. Solche Verkündiger des Völkerfrühlings aber! — jeder tolle Hund hat dasselbe Anrecht auf Freiheit!

Wohin man auch den besorgten Blick richtete; nach welcher Gegend, wo Freunde weilen, die teilnehmende Frage sich wenden mochte: von allen Enden, aus jedem Winkeln draug ein Ton der niederschlagenden Entmutigung. Dabei war es rein unmöglich, in der nächsten Umgebung, mit den liebsten Bekannten in geselligem Verkehr Frieden zu halten. Was sich bei oberflächlicher Berührung als gleiche Ansicht und politische Meinung oder Erwartung darstellen zu wollen schien, verkehrte sich, sobald nur zehn vertraute Worte gewechselt waren, in unvereinbaren Widerspruch. Die Royalisten sein wollten nach außen hin, traten als Revolutionäre vor, wenn es Hamburger Verhältnisse betraf; die für Hamburg als Stoccaristokraten, als unerschütterlich Konservative galten, fertigten die Ansprüche sämtlicher Regenten mit zwei

Silben ab und gestanden ihnen nicht ein Zehntel der Rechte zu, welche sie für sich bewahrt und erhalten wissen wollten. Demokraten von blutrotem Anstrich schwärmten für polnische und magyrische Tyrannei, und exaltierte Deutsche, die nur e i n Deutschland begeherten, jubelten über den Haß, der gegen Deutsche ausgesprochen und geübt ward. Glühende Feinde von Osterreich und Preußen nahmen Partei für Dänemark gegen Schleswig-Holstein, und andere, welche Rußland und seinen Selbstherrscher nicht genug preisen konnten, wüteten über den abgeschlossenen Waffenstillstand und über die Rücksichten, welche man für Kopenhagen gehabt. Kurz, es war unmöglich, sich zurechtzufinden. Ganz konsequent erschienen mir sogar die wildesten Republikaner nicht, und zuletzt glaubte ich nur bei e i n e r Klasse entschiedene Farbe zu entdecken: ich meine jene, die es geradezu ausspricht, daß sie alle Leute totzuschlagen wünscht, welche noch etwas mehr besitzen als sie. Meinen Finanzen gemäß hätte ich mich dieser resoluten Partei anschließen müssen. Ich tat es aber nicht, weil ich denke: Geben ist seliger denn Nehmen.

Und ich zog nach Lübeck. Auch in Lübeck wußt' ich mir fast gar keine Bekannte. Das wußte ich, daß Emanuel Geibel dort lebe. Diesen hatt' ich nur zweimal in meinem Leben flüchtig gesprochen, und dies zu einer Epoche, wo ich ihn als Dichter wenig kannte; ja, wo ich eigentlich gegen ihn eingenommen war. Warum? Wahrscheinlich nur, weil ich ihn nicht kannte, als Dichter nämlich; wie man einen Dichter kennen muß, wenn man sagen will, daß man ihn kenne; wie man ihn durchdrungen, in sich aufgenommen, sich mit ihm gleichsam verschmolzen haben soll. Seitdem war mir das hellere Licht aufgegangen. Ich hatte, in seinen Gedichten blättern, das Gedicht, „Sanssouci“ überschrieben, gefunden, gelesen, wieder gelesen und war dadurch veranlaßt worden, mir das Buch (in Trachenberg) mit auf mein Zimmer zu nehmen. Und da

war mir's wie Schuppen von den Augen gefallen, und ich schämte mich, so lange blind gewesen zu sein... aus — nun ja: aus Troß. Anders kann ich's nicht nennen. Ich hatte den Mann für einen „Hofpoeten“ gehalten. Nun lern' ich ihn als wahren, edlen Dichter erkennen, und ich freute mich, daß ich e i n e n m e h r in meinem Herzen tragen durfte. Ich stellte ihn zwischen Rückert, Platen, doch so, daß er auch meinem geliebten Eichendorff noch die Hand reichen könne. Als dann die „Juniuslieder“ erschienen, befestigten diese mich aufs neue im Glauben an ihn.

Diesen Dichter meiner Lust und Liebe in seiner Vaterstadt Lübeck nun auch persönlich zu finden, war eine meiner Haupthoffnungen für Lübeck. Sie ging aber nicht in Erfüllung. Als ich ihn aufsuchte, zeigte er sich gleichgültig gegen mich, dann verfehlten wir uns bei einem Gegenbesuch — und wir sahen uns gar nicht mehr, und ich habe Lübeck verlassen, ohne ihm sagen zu können, daß er keinen wärmeren Bewunderer zählt als den von Neid und Mißgunst freien alten Sänger.

Die geselligen Formen, wie sie in Lübeck herrschen, stellen sich dem Fremden noch schroffer, noch abweisender entgegen als in Bremen. Und nun gar einem Fremden meiner Gattung, der wohl weiß, daß ihm sein Leben wie seine Schriften einen Anstrich von Nuchlosigkeit gegeben haben! Dennoch fand ich einen heiteren, lebensfrischen Kreis in einer Abendgesellschaft beim Professor Classen. Wenn auch Elemente darin mitwalteten, die mir nicht vertraulich werden können, blieben sie doch in den Grenzen freundlicher Milde, so daß es mir möglich wurde, mich zu geben, wie ich bin, ohne Furcht zu verletzen. Leider vermißte ich auch dort, obgleich mehrere seiner nächsten Gönner und Gönnerinnen zugegen waren, den geliebten Dichter. Es war mir einmal nicht beschieden, ihm in Lübeck näher zu kommen. Was mich aber durch und durch befriedigte, war die patriotische Verehrung,

die ich über die ganze Stadt in allen Ständen für Geibel verbreitet fand. Daß man ein schönes Schiff „Emanuel Geibel“ getauft, konnte für eine von einzelnen ausgegangene Huldigung betrachtet werden; daß aber zum Beispiel ein stilles, fleißig arbeitendes Nähmädchen, welches ich bei der Schauspielerin Weber sitzen und nähen sah, sich plötzlich in unser Gespräch mischend, als von ihm die Rede war, mit Lebhaftigkeit eine seiner Dichtungen nannte, deren Titel mir augenblicklich entfallen war, das ist ein redendes Zeichen. Jeder Mensch weiß von ihm; Arbeitsleute, die wahrscheinlich außer der Bibel nie ein Buch vor Augen hatten, zeigen dem Fragenden den Weg nach Geibels Wohnung, und sie tun es mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz. Das spricht nicht bloß für Geibel; es spricht auch für Lübeck. Denn ich kenne manches Städtchen, welches für den Sohn aus seinen Mauern, weil er sich den Musen widmete, nur Spott oder Groll oder Geringschätzung hat, wobei freilich zu bedenken, daß nicht viele, die sich den Musen widmeten, Geibels werden. Aber nichtsdestoweniger liegt mir eine Stadt, eine große obenein, im Sinne, die auch für einen Geibel, wenn er in ihr geboren wäre, kaum etwas anderes zeigen würde als Gleichgültigkeit — und ich liebe Lübeck, weil es seinen Geibel liebt. Darin spricht sich Pietät aus, und ohne diese gibt es keine Poesie und keine Poeten.

Nur zwei Schauspielern las ich [1849 in Hamburg] die im Feuer der Begeisterung vollendete Arbeit vor, ehe ich das erste Manuskript ins reine bringen wollte: Davison und Marr. Davison ist eine so bewegliche Natur und sein künstlerischer Enthusiasmus ist im Anerkennen so empfänglich, daß wohl nicht viel nötig ist, um ihn zu ergreifen und zu gewinnen. Seine Rührung würde mich nicht aus meiner Fassung gebracht haben. Doch Marr — der Mann der Kritik und ernststen Besonnenheit, der fast immer Selbstbeherrschung behält, seine innersten Gefühle in die

Fesseln des Verstandes zu schlagen —, Marr saß mir gegenüber, während ich las — im Anfang wie ein steiner-
nes Bild — von Auftritt zu Auftritt unbeweglicher, zu-
legt hingegeben —, und als ich schloß, liefen zwei große
Tränen über seine Backen. Fast eine Viertelstunde ver-
ging, bevor wir zu reden und einzelne Umänderungen zu
diskutieren begannen. Ich war meines Sieges sicher.
Sämtliche Mitglieder des Theaters, die in meinem neuen
Schauspiel beschäftigt werden sollten, teilten diese Zuver-
sicht. Man pflegt zu sagen, dies sei ein schlimmes Vor-
zeichen — und fast glaub' ich es selbst. Leider hatte Mau-
rice*, mit tausendfachen Mühen und Sorgen bedrängt,
die ihm die bevorstehende Übernahme und Vereinigung
beider Theater machte, keine Zeit, meine Arbeit zu lesen.
Sein ruhiger, praktischer Blick würde manchen szenischen
Mangel entdeckt haben, den sogar Marr nicht sah, weil er
zu lebhaft für das Ganze eingenommen war. Marr über-
haupt zeigte mir die volle tätige Teilnahme eines Künst-
lers von Geist, die er mir und meinen Bestrebungen aus
der Ferne und Nähe unverändert und fortdauernd erhal-
ten, seitdem er im Jahre 1833 mich in Berlin aufgesucht,
um mir ein freundliches Wort über den damals neu ge-
gebenen „Lorbeerbaum und Bettelstab“ zu sagen. Er be-
tätigte diese Teilnahme mit wahren Kunstfeifer, als er jetzt
meine (in Schwerin) zu Ende gebrachte Bühneneinrichtung
von Shakespeares „Komödie der Irrungen“ am Thalia-
theater zur Aufführung leitete und auf eine Weise ein-
übte, die seinem poetischen Sinne, seinem scharfen Ver-
stande nicht minder Ehre machte wie seiner Bedeutung
und Wirksamkeit als Regisseur. Er gehört unter die
wenigen beim deutschen Theater, denen es Ernst ist um
die Sache; denen eine dauernde Verehrung blieb für die
Würde der Kunst; die gern und heiter sich als Schau-
spieler unterordnen, wenn es sich um das Gelingen des

* *Chéri Maurice*, Theaterdirektor (1805 — 1896).

Ganzen handelt. Und welchen moralischen Einfluß übt er auf widerstrebende, zum Teil ungenügende Kräfte, diese zu einem Ensemble zu verschmelzen, wie sich hier kundgab. Die Aufführung der „Komödie der Irrungen“ auf dem Thaliatheater mußte dem strengsten Kenner, den unerbittlichsten Ansprüchen gut und genügend erscheinen, so tüchtig griff sie ineinander, so mäßig waren die possenhaften Elemente behandelt, so harmonisch fügten sie sich der ernstesten, fast feierlichen Würde des letzten Aktes. Was meine Verdienste dabei anlangt, so sind dieselben, aus hochpoetischem Standpunkt, sehr gering. Ich gehe bei der Einrichtung eines solchen Stückes zuvörderst von der Ansicht aus, alle Verwandlungen zu beseitigen und dem bunten Wechsel der Figuren und Szenen einen gemeinschaftlichen Schauplatz zu geben. Ist die Klingel stumm gemacht, die von einem Auftritt zum andern andere Kulissen fordern möchte, dann scheint mir die Hauptaufgabe gelöst. Für das übrige mag dann Shakespeare sorgen. Der entschiedene Beifall, den diese öfters wiederholte Darstellung fand, würde mir wie eine üble Vorbedeutung für mein neues Stück erschienen sein (denn zwei Erfolge rasch hintereinander konnten mir nicht beschieden sein!), wenn er mir gegolten hätte! Da ich ihn aber zur Hälfte dem unerschöpflichen Humor des Originals, zur andern Hälfte der gelungenen Aufführung zuschreiben durfte, so störte er nicht im geringsten meine kühne Zuversicht. Ich schwelgte mit jugendlichem Vorgefühl meines unzweifelhaften Triumphes, und das Wahrzeichen dieser kindischen Glückseligkeit hieß: „Zum grünen Baum“. Es wurde gegeben. Am Tage der ersten Aufführung überfiel Marr seine chronische Migräne, was ihn matt machte, und die Erschöpfung ließ ihn stellenweise zu schwach reden, daß im überfüllten Hause manches verlorenging. Doch blieb er vollkommen Herr seiner großen Rolle und gab sie als Meister. Alle Mitspielenden taten ihre Schuldigkeit, bis auf einen, der (gewiß

im besten Willen) aus einem derben, kräftigen Manne einen sentimentalnen Weichling werden ließ. Doch hätte dies das Ganze noch nicht gestürzt. Die Darstellung im allgemeinen blieb musterhaft. Und Wilke, der graziose, schelmische, vielseitige Komiker, war als alter, kleiner, demütig frommer Priester so außerordentlich, schlug so innig die Saiten wehmütiger Rührung an, daß ich mich stolz fühlte, eine Zeichnung geliefert zu haben, die zu solch naturtreuem Bilde künstlerisch ausgemalt werden konnte. Die beiden ersten Akte gefielen, darf man sagen — obwohl sie nicht so wirkten, wie ich und die Schauspieler es erwartet. Der dritte Akt zerstörte auch diese Wirkung — er ließ kalt, befremdete —, der Stab war gebrochen. Die zweite Aufführung fand vor halbvollem, die dritte (freilich bei schönstem Frühlingstage) vor leerem Hause statt. Was half es, daß der Beifall zunahm? Die Kasse verlangt Geld. Mein Schauspiel wurde ad acta gelegt.

Der erste Mai lockte mich nach Schwerin. Dort den Bannmond an umgrüntem Seen mit meinen Freunden zu verleben, ohne irgendeine Beziehung zur Öffentlichkeit, hatte ich gelobt. Ich konnte kaum erwarten, daß der Tag anbrechen möge für die Erfüllung meines Versprechens. Winterkram, Pelzwerk, dicke Röcke hatt' ich fröhlich abgetan; und die Heiterkeit, die ich beim Schilde „Zum grünen Baum“ eingebüßt, dacht' ich unter grünen Bäumen wiederzufinden. Doch auch das war Täuschung! Es gibt keinen Mai mehr. Er ist abgeseht. War das eine Kälte! Weiß Gott, ich hatte ja in meinem „Ablers Horst“, den ich natürlich wieder bezog, vergangenen Winter nicht so heftig gefroren wie jetzt im Mai. Nach grünen Bäumen fragt' ich nicht; meine Sorge richtete sich nur auf trocknes Holz, um tüchtig heizen zu können. Wenige Morgen waren geeignet, im schönen Schlossgarten umherzuwandeln. Die meisten bracht' ich am Schreibtisch zu, wo ich mich damit beschäftigte, eine

Bearbeitung von „Much ado about nothing“ ins Werk zu setzen, in welcher Luise Neumann bei ihrem Gastspiel in Hamburg auftreten sollte. Eine solche Arbeit, die mehr der Kritik als der Produktion angehört, war die einzige, welche ein so tief gedemütigter Dichter in meiner Lage vornehmen konnte. Der Umgang mit den Freunden auf dem Sachsenberge und in der Alexandrinenstraße am Pfaffenteich wurde vielfach verbittert durch die unheilvollen Zustände des deutschen wie des mecklenburgischen Vaterlandes, welche gerade in jenem Mai wieder so trübe wie möglich waren und sich rückwirkend in jedes Gespräch drängten. Welch ein Frühling! Kalt, unerquicklich, traurig! Zum Überflusse wurd' ich in Folge der unvermeidlichen Erkältungen recht unwohl und doch nicht krank genug, mich vom geselligen Verkehr zurückziehen zu müssen; und da ich fühlte, daß ich weder Frohsinn noch heitere Gesprächigkeit mit mir brachte; da ich im Gegenteil mich selbst anklagen mußte, daß in mir eine bittere Stimmung vorwaltete, so hielt ich es für Pflicht der Freundschaft, meines Aufenthaltes Dauer, welche eigentlich auf den ganzen Mai berechnet war, um die Hälfte abzukürzen und Schwerin plötzlich zu verlassen. Nach Hamburg zurückgekehrt, fand ich auch dort die öffentliche Stimmung übler als je. Maueranschläge und Plakate aufregender, ja aufrührerischer Gattung, von einem mystischen „Kreisausschuß“ oder dergleichen namenlos unterzeichnet, forderten zu — allerlei heraus. Zu was eigentlich, war nicht ausgesprochen, doch verstand sich's von selbst. Und es fehlte nicht an Gesindel von allen Ständen, welches Behagen daran fand. Aber ebenso konnte der Vorübergehende, wenn er sich den Gruppen der Lesenden anschloß, nicht selten Bemerkungen hören aus dem Munde unscheinbarer und armer Leute, die mit treffenden Worten das Bestreben unermüdlicher Aufwiegler bezeichneten, wie es verdiente bezeichnet zu werden. Nur diesem praktischen und richtigen Sinne in der

geringeren Klasse Hamburgs ist es zuzuschreiben, wenn in jenen Tagen eine anarchische Erhebung unterblieb. An Reizmitteln haben es die unsichtbaren Weltbeglucker wahrlich nicht fehlen lassen. Was in meinen Kräften stand, unterließ auch ich nicht, mich von diesen trostlosen Dingen abzuwenden. Mit Freuden ergriff ich die dargebotene Gelegenheit, meine Aufmerksamkeit bedeutenden Gästen auf den nun vereinigten Bühnen zu widmen. Ich sah Döring, den ich bis dahin noch niemals zu bewundern Gelegenheit gehabt, in all seinen Gastrollen. Später kam Dessoir, der mir auch neu war. Luise Neumann, mir wohl in ihrem vollen Werte bekannt, wurde mir diesmal auch eine neue Erscheinung, weil ich sie in „Dorf und Stadt“ noch nicht spielen gesehen. Ja, was noch mehr, ich kannte dieses Schauspiel nicht. Ich wußte nur, daß sich seinethalb ein gewaltiger Federkrieg erhoben wegen Dramatisierung einer Original-Dorfgeschichte, und daß Herr B. Auerbach der Frau Birchpfeiffer das Recht dazu abgestritten hatte; ein Streit, dessen Konsequenzen ich nicht zu begreifen vermochte, weil nach meinem Gefühl der Verfasser jener Erzählung durch den günstigen Erfolg eines ihr entlehnten Schauspiels nur gewinnen konnte. Jetzt, nachdem ich dies Schauspiel aufführen sah, begriff ich den ganzen Zwist erst gar nicht; denn ich halte in meiner (gewiß sehr beschränkten) Ansicht die dramatische Bearbeitung für vorzüglich; und wenn die Verfasserin keinen anderen Beweis ihrer Bühnenkunde gegeben hätte als diesen, so würde, fürcht' ich, dieser schon genügen, ihr den Reid derjenigen zuzuziehen, die gern schimpfen, weil sie ihr Unvermögen fühlen, etwas Ähnliches zustande zu bringen. Vielleicht auch bin ich bestochen, weil es Luise Neumann war, durch welche mir das sanfte Bild holdester Weiblichkeit zugeführt wurde. Ich habe stets geahnt, empfunden, hier und da auch ausgesprochen, soweit meine Fähigkeit reichte, derlei subtile Dinge in Worte

zu fassen, daß für eine gewisse Gattung des Nairvrührenden der Dialekt, die vollstümliche Mundart das Wirkksamste sein müsse. Ich hatte so etwas vorgefühlt in manchen Rollen Raimunds und mehrerer Wiener Lokalschauspielerinnen einer früheren Epoche. Zur klaren Anschauung, zur bewußten Überzeugung gelangte ich erst durch Luise Neumann in dieser Darstellung. Man liebt, wenn man alt geworden ist, sich Rechenschaft zu geben über jene Eindrücke, denen wir uns halb gedankenlos überlassen, solange wir jung sind. Ich habe mich bemüht, Gründe dafür aufzufinden, warum die Künstlerin, die ich stets wegen ihrer naturwahren und ungezierten Einfachheit geliebt, mir noch nie einen so tiefen Eindruck gemacht, mich noch nie im innersten Herzen so innig bewegt hatte als in dieser Erscheinung, als Lorle. Und ich habe mir endlich gestehen müssen, daß ich sie eben noch nie so naturtreu und wahr gehört; daß sie Töne der allerinnersten Empfindung wie diese in keiner ihrer anderen Rollen hat; auch in den vortrefflichsten nicht. Ich muß bekennen, daß ich all dies wahrscheinlich vermissen würde, wenn ich diese Rolle von einer Dame sehen sollte, welcher man den Dialekt, um den es sich handelt, eingelernt hatte. Nur daß es frei und natürlich, unberührt wirkt, macht für mich die Wirkung so groß. Ich habe keine Wiederholung dieser Rolle versäumt. Zwar hat das gesamte Hamburger Theaterpublikum meiner Meinung beigepflichtet; man wurde nicht müde, dies früher schon so oft gesehene Stück mit Luise Neumann wieder zu begehren; aber wenn sie noch so viele Verehrer und Verehrerinnen ihres lieblichen Talentes erwarb und neu befestigte, ich glaube kaum, daß einer derselben es in Aufrichtigkeit der Teilnahme mit mir — glaube nicht, daß eine sämtlicher Verehrerinnen es mit Fanny Elßler aufnehmen konnte. Wie ich mein Plätzchen in einem engen Winkel des Proszeniums auf der linken Seite der Schauspieler behauptete und dort ungesehen und unge-

stört mich der wehmütigen Lust an einer vollendeten künstlerischen Schöpfung hingab, so hatte Fanny Eißler die Parterreloge des Proszeniums auf der rechten Seite inne und saß dort, mit beiden Armen auf die Brüstung gestützt, Blick und Antlitz versenkt in stumme, andächtige Bewunderung; unbeweglich, starr wie ein Marmorbild lauschte sie den sanften Klängen aus Luises Munde, und nur in den letzten Auftritten bewegte sich hin und wieder eine Hand mit dem Tuche nach dem Auge, um eine Träne zu trocknen. So kann nur eine große Künstlerin der andern huldigen!

Eine große Künstlerin hab' ich gesagt — und ich muß lächeln, daß ich diesen Beinamen einer Tänzerin gebe! Ich, der Erbfeind des Balletts; ich, der ich mit Mund und Feder dagegen gestritten, seitdem ich zum Theater gehöre. Ja, meinem Alter war es vorbehalten, ein Ballettnarr zu werden, doch, Gott sei Dank, nicht in dem frivolen Sinne vieler alter Herren, die, invaliden Fuhrleuten ähnlich, wenn sie keine Reise mehr machen können, sich am Knall der Peitsche noch ergötzen. — Nein, das Ballett als solches ist mir noch, was es mir vor fünfundzwanzig Jahren war: langweilig, gleichgültig, kaum durch seine glänzendste Ausstattung eine Stunde tötend. Die künstlichsten Beinschwenkungen und Drehungen gewinnen mir keinen Geschmack ab; ich ennuyiere mich zum Sterben dabei, und als ich die vielbewunderte Demoiselle Lucile Grahn in Bremen unter dem Jubel der Menge die „Esmeralda“ tanzen sah, interessierte mich, das darf ich nicht leugnen, ihre wohlabgerichtete Ziege mehr wie alles andere. Da nun Fanny Eißler in Hamburg eintraf, so erklärte ich meinen Freunden gleich im Anfang, das Theater solle Ruhe vor mir haben an den Abenden, wo sie es füllen werde. Ich fühlte mich so sicher in meinem Balletthaß gegen jeden Enthusiasmus, der mich aus meiner faulen Bequemlichkeit treiben könnte. Mögt ihr doch, sagte ich, bei drückender Hitze,

Heringen ähnlich, zusammengedrängt stöhnen — mich sollt ihr nicht pressen! Ich lasse sie oben tanzen und im Parterre schweigen und gehe spazieren! — Mein Freund Friedrich widersetzte sich dieser meiner Widerseßlichkeit; er erklärte mir allen Ernstes, ich müsse Fanny wenigstens einmal sehen, und zwar in einer wirklichen Spielpartie, in einer dramatischen Darstellung, und wenn ich dann bei meinem Troße beharren könnte, dann wolle er mich aufgeben — eher nicht. Friedrich ist ein so geistreicher Mensch, kennt das Theater so genau, hat alles gesehen, was in Europa Ruf genießt, daß ich mich fügte. Ich begab mich an einem schönen Sommerabend ins wogende Gedränge, welches die Räume des großen Stadttheaters füllte; im Herzen voll Bosheit gegen ihn und mit dem festen Willen, verstockt zu bleiben, mich durch kein Entrecht, durch keine graziöse Wendung von meiner Gleichgültigkeit abwendig machen zu lassen und am nächsten Tage, wenn ich in Fontenay mit ihm speisen würde, die Schale meines Zornes und meiner Rache spöttisch über ihn auszugießen. O Gott, es kam ganz anders! Eine Tänzerin zu sehen, war ich gegangen, und ich fand — Saul, Saul, einen Esel gingest du zu suchen und fandest ein Königreich! — Man erlasse mir zu schildern, was mich, den alten Theaterfreund, an Fanny Elßler entzückt, was mich zur feurigsten Begeisterung für ihr Genie hingerrissen hat. Die gedankenlosen Besucher des Balletts, die ihre Operngucker sorgsam putzen, um jeder Bewegung eines hübschen Beines zu folgen, würden mich ohnehin nicht verstehen; diejenigen Zuschauer, denen das Theater nur ein Zwischenplatz für Diner und Schlaf, ein Lokal für Verdauung und Konversation ist, ebensowenig. Jene jedoch, die mit dem Herzen sehen, mit dem Geist erfassen und die Fanny Elßler spielen sahen, werden begreifen, daß ihre Tanzkunst es nicht ist, welche mich entzückte; daß ich diese nur wie ein reizendes Beiwerk anstaunte, wenn die Wahrheit und Gewalt ihrer Dar-

stellung mir die kühnsten Träume von mimischer Zauber-
macht zur Wirklichkeit umschuf. In meiner Erinnerung
steht sie neben den höchsten Erscheinungen der Künstler-
welt, denen ich begegnet bin, und mag es stolz klingen,
ich will's nicht verschweigen, daß ich mich im dichtesten
Gewühl der mich umtobenden Masse oftmals fragte
(denn ich versäumte keine ihrer Rollen mehr!): Wie viele
um dich herum w i s s e n denn eigentlich, was sie sehen?

Durch Luise Neumann und deren Gastspiel kam nun
auch meine Bearbeitung von „Viel Lärm um nichts“
aufs Thaliatheater. Die Künstlerin gab die Rolle der
Beatrice vortrefflich, fein, mit jenem zarten Humor, der
in dieser Richtung nur ihr eigen ist, und der vor einem
Publikum, welches ihn und sie genau kennt, eigentlich
erst zu seiner ganzen Geltung gelangen könnte. Für Ham-
burg waren die Farben ein Bedeutendes zu schwach auf-
getragen, und da Freund Davison als Benedikt in sei-
nem sarmatischen sprudelnden Feuer nach der anderen
Seite hin fast zuviel tat, so liefen „das Starke und das
Zarte“, anstatt sich zu paaren, bisweilen auseinander,
wodurch die Wirkung geschwächt ward. Das Ensemble
war wieder, Dank sei es Marrs verständigen Intentionen
und seinem unermüdblichen Fleiß, höchst lobenswert, und
Wilke in der Rolle der törichten Gerichtsperson muster-
haft durch komische Wirkung sowohl als durch besonnene
Mäßigung, die ihn nie verläßt.

Wien fand ich still; stiller als der Sommer es sonst
zu machen pflegt. Unzweifelhaft unterlag es dem Einfluß
der Cholera, den ich überall wahrzunehmen glaube, wo
sie wütet, weil er sich auch moralisch kundgibt. Auch die
Furchtlosen sind ihm unterworfen, ohne daß sie es wissen.

Aber die ungarischen Kämpfe war nichts Positives zu
hören; ein Widerspruch drängte den andern; man schien
in Wien nicht klarer zu sein als in Hamburg. Ein alter
Lohndiener, der mir die Kleider „putzte“, ging auf meine

Fragen über dies Kapitel nicht ohne Schlaueit willig ein, indem er sich den Anschein zu geben wußte, als berichte er nur über die Meinung anderer — während man gerade nicht viel Scharfsinn brauchte, um zu entdecken, daß es seine eigene war, die er vertrat. Er sprach unverstellt aus, bei vielen sei der Wunsch rege, Kossuth möge Wien erobern! „Um Gottes willen“, fragte ich ganz erstaunt, „warum denn? Was kann denn Wien davon Gutes erwarten?“ — „Ja, ich weiß nicht, Euer Gnaden“, lautete die Antwort, „’s wär’ halt doch wieder eine Veränderung!“ — Diese Worte mögen ihrer Albernheit wegen manchen belustigen — auf mich machten sie einen niederschlagenden Eindruck. Und dennoch, von wie vielen, die in der Politik mitzureden und mitzuhandeln sich berufen wähnen, würden wir dasselbe Glaubensbekenntnis vernehmen, wenn sie ehrlich sein wollten! Wie in Berlin aber, fand ich auch in Wien, daß fast alle, die früher zur Opposition gegen drückende Beschränkung geistiger Freiheit gehörten, sich auch mit Wort und Tat dawider erhoben hatten, jetzt von den Mißgeburten der sogenannten Freiheitsepoche mit Widerwillen sich abwendeten.

Es war meine Absicht, hier, am Schluß dieses Buches, einen Anhang zu machen, welcher die seitdem verflossenen acht Jahre mit den im Buche besprochenen vorangegangenen gewissermaßen verbinden und jene aus diesen folgerecht entwickeln sollte. Das zum dicken Ungetüm angeschwollene Manuskript des vorliegenden letzten Bandes untersagt mir aber jegliche weitere Auseinandersetzung. Ich muß mich begnügen, meiner Gegenwart in wenig Worten zu gedenken, nachdem ich der Vergangenheit so viele, mitunter unnütze, gewidmet habe.

Seit dem Jahre 1850 wurde ein unständiges Wanderleben vertauscht gegen die in seinem Arbeitszimmer ausdauernde Tätigkeit eines fleißigen Schriftstellers. Zwei Kunstaussflüge nach Wien (1851) und nach Prag (1855)

entzogen mich kaum meinen literarischen Beschäftigungen, da ich auch dort, mitten in den Störungen, denen der Reisende nie entgeht, jede freie Stunde benützte. Wer denn einmal darauf angewiesen ist, seinen Unterhalt sich durch die Feder zu erwerben, darf sie nicht ganz aus der Hand legen. Einen mißlungenen Versuch, auf meine alten Tage noch ein Theaterstück zu liefern — und allerlei lyrische Kleinigkeiten, sowohl für die neuen Ausgaben meiner „Gedichte“ wie der „Stimmen des Waldes“ und der „Schlesischen Gedichte“ als auch unzählige Gelegenheitspoesien (zu denen ich fortdauernd gepreßt werde!) —, abgerechnet, blieb ich während dieser Jahre mit allen Kräften der Seele und des Geistes der Erzählung, dem Roman zugewendet; fühlte mich belebt durch die Ueberzeugung, auf diesem Wege Gutes zu wirken, nützlich zu sein. Ich weiß wohl, daß viele Gelehrte und andere Rigoristen verächtlich auf diese Gattung herabblicken und mit vornehm wegwerfendem Lächeln von der sogenannten „leichten Romanlektüre“ reden. Sie mögen jedoch verächteln und lächeln, soviel sie wollen, sie werden nicht hindern, daß ein Erzähler, dem es durch edle Mittel gelingt, einen sehr großen Leserkreis zu gewinnen; der, eines höheren Zieles bewußt, sein Publikum für das Gute und Rechte zu erregen sucht; der mit seinen Büchern dem leeren Müßiggange, der zeittötenden „Kneiperei“ so mancher Stunde raubt und in lebendigen Beispielen auf bescheidene Selbsterkenntnis, auf zufriedene Entfagung hinweist — daß dieser, sage ich, mehr und Besseres für seine Nebenmenschen tut als sie, die verächtlich Lächelnden und vornehm auf den Romanschriftsteller Herabschenden. Ich setze freilich voraus, daß die Bücher, von denen ich rede, innere und äußere Wahrheit haben; daß sie nicht bloß gut geschrieben, sondern daß sie wirklich erlebt sind. Es gibt Romane größeren wie kleineren Umfangs, die hoch gepriesen werden als vollendete Kunstwerke, die es der Form nach vielleicht auch sind, denen der unbefangene Leser

dennoch abmerkt, daß sie nicht aus der Erfahrung, sondern daß sie aus andern Büchern entstanden sind. Der warme Pulsschlag der Wirklichkeit fehlt ihren Helden; sie lassen kalt. Man muß ein Leben, und ein bewegtes, hinter sich haben, bevor man lebendig erzählt. Aus diesem Standpunkte auch möcht' ich die Beurteiler meiner Bücher mich und die letzteren zu betrachten bitten. Ich bin vielfach getadelt worden, auch von sonst gütig Gesinnten, daß ich zu viel, zu rasch arbeite! Darin liegt ein Irrtum. Ich arbeite sehr langsam; ich schreibe an meinen Erzählungen selten mehr als täglich kaum einige Stunden, manchmal nur eine.

Nur weil ich es täglich tue; weil ich den Wahlspruch „Nulla dies sine linea“ praktisch festhalte, bringe ich etwas vor mich. Aber ich produziere dabei nicht so eigentlich; vielmehr re produziere ich; verwebe in neue Gestalten und Formen, was alte Erinnerungen mir zuführen. Und wenn ich nicht ableugnen kann, binnen nicht vollen zehn Jahren zwanzig bis dreißig Bände dem Druck überantwortet, folglich dieselben allerdings geschrieben zu haben, so darf ich doch auch behaupten, daß ich länger als fünfzig Jahre daran lebte — was immer einige Betrachtung verdient und woraus sich vielleicht auch erklären läßt, weshalb meine Schriften trotz ihrer Mängel viele wohlwollende Gönner fanden und finden. Ich bin kein Schnellläufer auf der Chaussee der Bücher-macherei.

Namenverzeichnis

- Albrecht, Wilhelm 197, 204,
 209, 214, 230, 234, 247
 Alexis, Willibald 9, 189, 200,
 201, 202, 209, 245, 272,
 323, 405
 Altenstein, Karl, Freiherr von
 Stein zum 351
 Ampère, Jean Jacques 261,
 263
 Andrieux 20
 Angely, Louis 217, 223, 237,
 239, 245, 246
 Anshüs, Emilie 177
 Anshüs, Heinrich 122, 132,
 135, 138, 139, 154, 346
 Aresto, Christlieb Georg Hein-
 rich 67
 Arnold, Freiherr von 7, 17, 19,
 22, 23, 29, 30, 31, 102
 Arnold, Freifrau von, geb. Freiin
 v. Seydliß 6, 7, 17, 20, 21,
 23, 24, 25, 27, 29, 30, 31,
 32, 38, 40, 46, 47, 50, 51,
 52, 54, 55, 71, 73, 74, 76,
 79, 80, 82, 83, 85, 91, 95,
 96, 98, 101, 113, 115, 116,
 123, 124, 125, 126, 143,
 146, 171, 174, 175, 176,
 177, 178, 381
 Auber, Daniel Francois Esprit
 8, 230, 231, 232, 233
 Auerbach, Berthold 454
 Babo, Jos. Marius von 66,
 149
 Bad, Mar 14
 Basse 164, 165
 Bauer, Karoline 207
 Bauernfeld, Eduard von 344,
 350, 353, 354, 355
 Bäuerle, Adolf 149
 Beck, Heinrich 149
 Beckmann, Friedrich 193, 224,
 241, 323
 Beer, Amalin 222
 Beer, Herz 237
 Beer, Wilhelm 236
 Bethmann, Heinr. Ed. 238, 240
 Bierey, Gottlieb Benedikt 191,
 192
 Birch-Pfeiffer, Charlotte 334,
 335, 336, 454
 Blanchard (eigentlich Adolf
 Noel) 147
 Blücher, Gebhard Leberecht
 Fürst von 67
 Börne, Ludwig 229, 272, 273
 Boieldieu, François Adrien 8
 Boswell, James 97
 Bradel 294
 Bredow, Fabr. Gottfried 39
 Brentano, Clemens 275
 Brühl, Karl Friedr., Graf von
 118, 187, 190, 199, 211,
 213, 215, 231, 232, 233,
 234, 296, 297, 298
 Bull, Ole 374, 375
 Büsching, Joh. Gust. Gottlieb
 121
 Byron, George, Lord 425

Calderon de la Barca, Don
 Pedro 268, 425
 Cancrin, Georg, Graf von 373
 Canning, George 443
 Carl, Carl (eigentlich Carl
 Bernbrunn) 10, 383, 384,
 445, 444
 Casanova, Giovanni Jacopo 168
 Castelli, Ignaz Franz 149, 344,
 357
 Catalani, Angelica 283
 Cerf, Friedr. 9, 239
 Chamisso, Adalbert von 9, 202,
 203, 209, 329
 Chappuis, Wilhelm von 69
 Cherubini, Luigi 8
 Cicero 40, 443
 Clanwilliam, Richard Chr. Fr.
 M. Earl of 235, 236
 Classen, Johannes 448
 Claren (eigentlich Heun, Karl
 Gottlob Samuel) 135, 149,
 154, 193, 213
 Collin 353
 Constant, Benjamin 9
 Contessa, Karl Wilhelm Salice
 (Ehlfvester) 202
 Correggio, Antonio da 262
 Cromé, Georg Ernst Wilhelm
 63
 Czeglá, Anna 220, 221
 d'Alaprac, Nicolas 113
 Dalwigk, Karl Friedr. Reinhard,
 Freiherr von 308
 Dawison, Bogumil 449, 458
 Deinhardtstein, Joh. Ludw. 88,
 344
 Delavigne Jean François
 Casimir 8, 250
 D'Elpons von 93
 Demosthenes 443
 Desfoir, Ludwig 454
 Devrient, Eduard 408
 Devrient, Emil 405, 408, 416

Devrient, Ludwig 6, 39, 42,
 43, 44, 47, 51, 52, 53, 54,
 57, 62, 63, 65, 66, 67, 68,
 69, 85, 92, 93, 316, 317
 Dilg, Mathias 81
 Döring, Theodor 454
 Dorn, Heinr. Ludw. Edmund
 369
 Ditters von Dittersdorf, Karl
 217
 Dreher 301
 Dubévant, Amantine Lucile
 Aurore (gen. George Sand)
 425
 Duval, Alexandre 257
 Eberwein, Karl E. 296
 Eckermann, Joh. Peter 260,
 261, 262, 295, 299
 Egloffstein, Julie, Gräfin 294
 Eichendorff, Jos., Freiherr von
 137, 448
 Elfler, Fanny 385, 455, 456,
 457, 458
 Eschenburg, Joh. Joachim 176
 Esperstedt, Johann Friedrich
 118, 316
 Euripides 98
 Ferdinand I. 353
 Fleck, Joh. Friedr. Ferd. 133,
 326
 Fod, von 86, 87, 88, 89, 90,
 91, 94
 Föllkersahm, Georg von 374,
 375, 376, 377
 Förster, Friedrich 168
 Fouqué, Friedr. Freiherr de la
 Motte-F. 202, 276
 Frändel 218
 Frand, Hermann 303
 Franz I. 350, 353, 356
 Frey, Friedrich 105, 106, 107,
 108, 109, 112
 Freytag, Gustav 403
 Friedrich II. 279, 432

- Friedrich Wilhelm III. 59, 60,
 64, 187, 190, 215, 225, 226,
 231, 278, 279
 Friedrich Wilhelm IV. 11, 407
 Jügemann 163, 164, 165
- Gans, Eduard 245, 246, 251
 Gaveaur, Pierre 113
 Geibel, Emanuel 447, 448, 449
 Georg, Kronprinz von Hannover
 418, 419, 421, 422
 Goethe, August von 9, 254,
 255, 258, 259, 261, 262,
 274, 283, 284, 285, 286,
 287, 288, 289, 291, 292,
 293, 294, 295, 296, 299,
 300, 302, 303, 304, 305,
 310, 311, 312
 Goethe, Joh. Wolfgang von 9,
 45, 93, 103, 109, 113, 149,
 188, 251, 252, 253, 254,
 255, 256, 257, 258, 259,
 260, 261, 262, 269, 271,
 273, 274, 275, 276, 277,
 278, 279, 280, 281, 282,
 283, 284, 285, 286, 287,
 288, 289, 291, 292, 293,
 294, 295, 296, 297, 298,
 299, 300, 302, 303, 304,
 305, 310, 311, 312, 414
 Goethe, Ottilie von, geb. von
 Vogwitz 258, 270, 274,
 279, 305, 310
 Goethe, Walter von 258
 Goethe, Wolf von 258
 Gotter, Friedr. Wilh. 105
 Gräbner 112, 113
 Gräfe, Arzt 205, 206
 Graff, Joh. Jak. 281
 Grahn, Lucile 456
 Grave 379, 405
 Griepenkerl, Wolfgang Robert
 412, 413
 Grissparzer, Franz 9, 183, 184,
 344, 358, 359, 387, 388
- Groth, Klaus 5
 Gubis, Friedr. Wilh. 115, 117,
 200
 Gutzkow, Karl 416, 417, 418,
 419, 420, 421, 422, 423, 424
- Haas, Schauspieler 314
 Hahn-Hahn, Ida 390, 391
 Hahn, Karl Friedrich, Graf von
 163
 Haide, Friedrich 281
 Haizinger-Neumann, Amalie 405
 Halm, Friedr. (eigentlich Münch-
 Bellinghausen, Eligius Franz
 Jos., Freiherr von) 99
 Haschka, Lorenz Leop. 353
 Hasfeld, Friedrich Hermann An-
 ton, Fürst von 11, 400,
 436, 437, 441
 Haydn, Joseph 353
 Hebbel, Friedrich 5
 Hebel, Joh. Peter 5
 Hegel, Georg Wilh. Friedr. 168,
 169, 245, 246, 249, 250, 251
 Heim, Ernst Ludw. 206, 207,
 208, 209
 Heinke 122, 123, 124, 135,
 136, 137, 140, 144, 146,
 147, 177, 185
 Hell, Theod. (eigentlich Winkler,
 Karl Gottfr. Theod.) 115,
 151, 152, 154, 155, 158, 159,
 407, 416
 Helwig, Friedrich 155, 156,
 158, 159
 Henckel von Donnerstern,
 Ottilie Gräfin 270, 279
 Hendel-Schüh, Henriette 68, 81
 Henoch 238, 239, 240
 Hensel, Wilhelm 117
 Herberstein, Johann Hierony-
 mus Graf von 7, 8, 10, 95,
 100, 102, 104, 106, 108,
 110, 111, 391, 396, 397
 Herber, Joh. Gottfried von 271

- Hermann 137, 138
 Herold, Marie 241
 Herzfeld, Jacob 188
 Heygendorf, Frau von (eigentlich
 Karoline Jagemann) 263,
 281
 Hügig, Eduard 201, 202, 209,
 212, 329
 Hochgeladen 89
 Höhnisch 127
 Hölder, L. 332
 Höpffner 308
 Hofmann, Johann 378, 379,
 380, 381
 Hoffmann-Krainz, Katharina
 378
 Hohentlohe-Ingelfingen, Friedr.
 Ludw., Fürst zu 18, 28
 Holberg, Ludwig, Freiherr von
 181
 Holtei, Heinrich von 8, 10,
 186, 191, 210, 313, 322,
 337, 339, 404
 Holtei, Julie von, geb. Holz-
 becher 9, 10, 199, 307,
 308, 309, 310, 313, 314,
 320, 321, 323, 324, 326,
 328, 330, 342, 346, 347,
 356, 361, 362, 363, 364,
 365, 367, 369, 370, 371,
 373, 374, 377, 378, 379,
 382
 Holtei, Luise von, geb. Rogée
 7, 8, 10, 115, 116, 117,
 164, 166, 169, 170, 171,
 172, 173, 174, 175, 176,
 177, 178, 179, 186, 187,
 188, 189, 190, 191, 192,
 193, 194, 195, 196, 198,
 199, 200, 204, 205, 206,
 207, 208, 209, 210, 211,
 213, 214, 226, 242, 243,
 244, 339, 404
 Holtei, Marie von 8, 10, 186,
 191, 210, 313, 322, 337,
 339, 342, 346, 367, 370,
 373, 374, 379, 383, 388,
 389, 404, 405
 Houer 120
 Horaz 120
 Hoym, Karl Georg Heinr., Graf
 von 18, 19
 Humboldt, Alexander von 9
 Jäger, Franz 217, 228, 242
 Jarde, Karl Ernst 350, 351,
 352, 353, 354, 355, 558,
 359, 360
 Jffland, Aug. Wilh. 44, 45,
 47, 63, 64, 65, 66, 67, 149
 Immermann, Karl Leberecht 9,
 157, 167, 301, 414
 John 343
 Josephy 272
 Justinus, Marcus Junianus 39
 Kahlert, Karl August 339, 340,
 403
 Kalkreuth 167
 Kampf, von 95
 Kanngießler, Peter Friedrich 7,
 46, 47, 48, 49, 50, 51, 73,
 74, 75, 79, 80, 98, 115, 118,
 120
 Karl August, Großherzog von
 Sachsen-Weimar 263, 264,
 288
 Kayßler, Adalb. Barthol. 119,
 120
 Kleist, Heinrich von 190, 198,
 207, 325, 327, 335
 Klingemann, Ernst Aug. Friedr.
 149, 297
 Knorring, von 167
 Knorring, Sophie von 167
 Körner, Theodor 86, 109, 113,
 133, 149, 154, 155, 156,
 157, 169, 367
 Kopisch, August 47
 Korn, Joh. Gottf. 138
 Kossuth, Ludwig 459

Kokebue, August von 39, 43,
 60, 63, 65, 66, 67, 69, 113,
 116, 149, 150, 154, 179
 Kreuzer, Konradin 149
 Krüger, Georg Wilhelm 282,
 283
 Kunowfki, Georg Karl Friedrich
 207, 208, 214, 217, 218,
 219, 222, 223, 225, 234,
 238, 239, 240, 297, 300,
 301
 Küstner, Arzt 193
 Küstner, Karl Theodor 205,
 219, 220, 390

 Lablache, Luigi 421
 Lamartine, Alphonse de 435
 Landau, Paul 14
 Langhans, Karl Ferdinand 185,
 186
 Lessing, Gotthold Ephraim 13,
 113, 149
 Lenz (gen. Johann Reinhold
 Kühne) 405
 Lewald, August 114, 115
 Lichtenberg, Georg Christoph
 435
 Liebig, Johann Karl 81
 Lijst, Franz 385
 Löbell, Johann Wilhelm 152
 Löben, Otto Heinrich, Graf von
 167
 Löwe, Ferdinand 138, 183
 Löwe, Ludwig 138, 183, 184,
 185, 346
 Luise, Prinzessin von Preußen
 224, 225, 226

 Mahlmann, Siegf. Aug. 57
 Malsburg, Ernst von 167, 202
 Manso, Kaspar Friedrich 35,
 36, 40, 41, 78, 79
 Marie von Altenburg, Kron-
 prinzeßin von Hannover 421
 Marmier, Xavier 374

Marr, Heinrich 449, 450, 451,
 458
 Martin y Soler, Vicente 229
 Matolay, Souffleur 363, 364
 Maurice, Chéri 450
 Mendelssohn, Joseph 219
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix
 9, 265, 266
 Mereau, Sophie 275
 Metternich, Clemens Wenzel,
 Fürst von 352, 353, 354,
 355, 356, 357, 358, 359,
 360, 361, 439
 Meyer, Hans Heinrich 281
 Meyerbeer, Giacomo 8, 222,
 265, 266, 267, 306, 390
 Mindel 71, 77, 78
 Moller, Georg 308
 Moschner, Alfred 14
 Mosen, Julius 413, 414, 415,
 416
 Mosevius, Ernst Theodor 340
 Mozart, Wolfgang Amadeus 65,
 140, 162, 163, 232, 234
 Müller, Friedrich von 258, 259,
 269, 274
 Müller, Garderobier in Bres-
 lau 130
 Müller, Sophie 326
 Müller, Wenzel 66, 160
 Müller, Wilhelm 117, 118,
 151, 154
 Müllner, Amandus Gottfr. Adolf
 95, 117, 149
 Mundt, Theodor 382, 390
 Mundt, Kaufmann 238, 239

 Nagel, J. 138, 154
 Napoleon I. 59, 61, 85, 99,
 289, 290, 291
 Nernst 380
 Nestroy, Joh. Nepomuk 427
 Neumann, Luise 389, 405,
 453, 454, 455, 456, 458
 Neumann, Wilhelm 202

Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig 202
 Nimbs, Josef 398
 Ohlenschläger, Adam Gottlob 184
 Oels, Karl 281
 Oppenheim, Moriz 252, 272
 Paganini, Nicolo 305, 306, 307, 308
 Panofka, Theod. 20
 Perrier, Casimir 443
 Peucer, Heinrich, Karl, Friedrich 254
 Pilat, Joseph Anton, Edler von 352
 Platen, Aug., Graf von 448
 Plösch, Johann von 150
 Pogwisch, Henriette von 270
 Pogwisch, Ulrike von 258, 270
 Pustsch, Gust. Heinr. Hans, Edler Herr zu 414
 Radetzky, Jos. Wenzel, Graf von 442
 Raffael Santi 168
 Raimund, Ferdinand 321, 322, 323, 455
 Rauch, Christian Daniel 251
 Raumer, Friedr. von 251
 Raupach, Ernst 212, 213, 251
 Redern, Wilhelm Graf von 10
 Reichardt, Joh. Friedr. 109
 Reichenstein auf Jedlitz, Baron von 133
 Remie, Clemens 147, 148
 Rhode, Joh. Gottlieb 78, 102, 122, 123
 Richter, Joh. Paul Friedr. (gen. Jean Paul) 244, 276, 277, 286, 325
 Riedel von Löwenstern, Baron von 74, 75, 76, 77, 78, 79, 85, 91, 123, 124, 126, 170
 Riedel, Wilh. Richard 14

Riemer, Friedr. Wilh. 258
 Riech, Julius 324, 325
 Ringelhardt, Friedrich Sebald 70, 72, 73
 Rochow, Julius 144, 145, 150, 151, 152, 154, 159, 164
 Robert, Ludwig 167, 251, 272, 316
 Rösche, Eduard Karl 223
 Rösner 109
 Rose, Stadtpfeifer 164
 Rossini, Gioachimo Antonio 8, 217, 219, 228, 229, 230, 232, 233
 Rott, Josef 345
 Rüdert, Friedrich 448
 Sachs, Schauspieler 78
 Saphir, Mor. Gottlieb 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 341, 346, 347
 Schaden, Adolf von 150
 Shadow, Joh. Gottfried 9
 Schaffner, Albertine 54, 68, 93
 Schall, Karl 7, 64, 71, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 105, 113, 114, 115, 116, 118, 122, 123, 128, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 142, 143, 147, 149, 152, 153, 157, 170, 172, 177, 179, 180, 181, 182, 183, 194, 195, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 323
 Schaubert, Wolfgang 6, 75, 77, 79, 83, 85, 86, 126, 127
 Scheiner 341, 342, 343, 345, 346, 361
 Schikaneder, Emanuel 162
 Schiller, Friedrich von 7, 39, 43, 46, 47, 70, 81, 84, 89, 90, 97, 98, 123, 130, 131, 132, 133, 136, 147, 149, 150, 196, 197, 223, 257, 271, 281, 285, 286, 307, 375, 376, 413, 425

- Schlegel, Aug. Wilhelm von 176, 266, 267, 268, 269, 280, 308, 309
 Schleiermacher, Friedr. 9
 Schmeller, Joh. Jos. 294
 Schmella, Heinrich Ludwig 81, 82, 83, 84, 98, 116, 135, 139, 217, 223, 224
 Schmidt, Friedrich Ludwig 188, 189
 Schmidt, Valentin 351
 Schmidt, Heinrich 186
 Schmiede, Kaufmann 102
 Schopenhauer, Johanna 9, 259, 269, 270, 271, 272, 273, 275, 276, 281, 302, 304
 Schoppe, Amalie 188, 189
 Schreiner, Sänger 81, 83
 Schröder, Friedr. Ludw. 43, 94, 95, 188
 Schröder, Sophie 333, 334
 Schück, Christian Wilhelm von 168
 Schück 301
 Schulz, Friedrich 326, 327, 328
 Schumann, Logenmeister 55, 56, 63, 122
 Schwaniß, „Elefanten“-Wirt 252, 253
 Schwendler, Präsident 277
 Scribe, Augustin Eugène 8
 Sedlnitzky, Leopold, Graf von 342, 353
 Seidler, Karoline 217
 Seidlitz, Frau von 95
 Seydelmann, Karl 7, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 109, 111, 112, 113, 390, 391
 Seydlitz, Ferdinand Siegismund, Freiherr von 24, 25, 26, 27
 Shakespeare, William 8, 10, 42, 43, 44, 82, 92, 94, 95, 149, 167, 168, 176, 184, 185, 196, 197, 204, 205, 263, 267, 268, 335, 363, 365, 384, 386, 407, 450, 451, 453, 458
 Simon, Kantor 106
 Sontag, Franziska, geb. Markloff 219, 220, 221, 222
 Sontag, Henriette, spät. Gräfin Koffi 8, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 227, 228, 229, 230, 232, 233, 234, 235, 236, 245, 247, 248
 Sontag, Mina 219, 220, 221
 Soret, Friedr. Jak. 292
 Spiß, Christian Heinrich 69
 Spicker, Henriette 229
 Spicker, Josef 217, 223, 228
 Spontini, Gasparo 231
 Stagemann, Friedr. Aug. von 202
 Stahr, Adolf 413
 Stavinsky, Karl 135, 179, 180, 181, 192, 193
 Steffens, Heinrich 122, 152, 313
 Stegmayer, Matthias 66
 Stöger, Johann August 344, 345
 Storch, Dewald 14
 Streckfuß, Karl 202
 Streit, Karl Konrad 38, 39, 62
 Streit, Polizeipräsident 71, 72, 77, 78, 80
 Struve, Buchdrucker 88
 Sufmayer, Franz Faver 28
 Sutorius, Auguste 282, 283
 Sytow, Theodor von 7, 88, 89, 90, 91
 Tadolini, Eugénie 385
 Teschka, Hauslehrer 21, 22
 Thalberg, Sigismund 420, 421
 Thielau, Karl von 101, 102
 Thormaldsen, Bertel 168
 Tiedt, Christian Friedr. 251
 Tiedt, Ludwig 8, 152, 153, 154, 155, 157, 158, 159,

- 167, 168, 169, 176, 277,
295, 366, 367, 396, 406,
407, 414
- Töpfer, Karl 57, 68, 70, 71,
73, 77, 84, 149
- Uechtritz, Friedr. von 209
- Waerst, Friedr. Christian Eugen,
Baron von 398, 400
- Valentini, Prof. 306
- Warnhagen von Ense, Karl Aug.
202
- Wega, Lope Felix de 202, 203
- Welbe, Karl Franz van der 99
- Wigthum von Eckstädt, Graf
Heinrich 154
- Wogel, Carl 279
- Wogel, Hofrat in Wien 343,
344
- Voltaire (eigentlich Arouet,
François Marie) 93, 95
- Voss, Julius von 139, 149, 150
- Wächter, Johann Michael 217,
228
- Wallbach, Ludwig 136
- Wauer, Joh. Gottfried Karl 95
- Weber, Gottfried 307
- Weber, Schauspielerin 449
- Websky, Kaufmann 102
- Wegener, Philipp 314, 315
- Weinhold, Karl 14
- Weiß, Joh. Gottlieb Christian
317
- Werner, Zacharias 275, 276,
280
- Wieland, Christoph Martin 271
- Wilhelm I. 12
- Wilhelm Friedrich Karl, Prinz
der Niederlande 224, 225, 226
- Wille, Karl 452, 458
- Winkler, Burschenschafter 120
- Wittgenstein, Ludw. Ab. Peter,
Fürst von 231, 232
- Woite, Pfarrer 175
- Wolff, Oskar Ludw. Bernh.
253, 254, 259
- Wolff, Pius Alex. 9, 149, 166,
167, 169, 186, 187, 195,
196, 198, 204, 209, 255,
281
- Zelter, Karl Friedr. 274, 302
- Zeune, Aug. 202
- Ziegler, Friedrich Wilhelm 93
- Ziegler, Medizinalrat 165
- Zinned, Baron von 81
- Zschokke, Heinrich 180

Ortsverzeichnis

Baden-Baden	81	236, 237, 238, 239, 240,	
Baden (bei Wien)	361	241, 244, 245, 283, 297,	
Bamberg	381	299, 301, 314, 316, 321,	
Bayreuth	381	326, 329, 338	
Berlin	8, 9, 10, 11, 15, 59, 85, 91, 92, 93, 116, 117, 151, 164, 165, 166, 167, 169, 172, 186, 187, 189, 190, 195, 196, 197, 198, 200, 201, 203, 207, 210, 212, 213, 217, 222, 223, 227, 229, 235, 236, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 249, 250, 259, 261, 263, 264, 265, 266, 267, 270, 272, 281, 283, 294, 300, 302, 305, 306, 308, 309, 312, 313, 314, 315, 316, 318, 320, 321, 324, 326, 336, 337, 338, 339, 343, 346, 348, 350, 351, 352, 368, 369, 373, 382, 389, 390, 391, 404, 405, 406, 416, 422, 427, 437, 438, 450, 459	Breslau	6, 7, 9, 12, 14, 18, 19, 32, 34, 35, 39, 43, 44, 47, 57, 59, 63, 64, 65, 69, 71, 73, 74, 75, 76, 79, 81, 83, 86, 87, 88, 91, 92, 93, 100, 102, 103, 106, 113, 116, 117, 121, 122, 123, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 133, 134, 135, 137, 138, 139, 142, 144, 147, 148, 150, 152, 154, 157, 159, 164, 165, 167, 170, 171, 172, 174, 177, 178, 181, 182, 185, 186, 187, 191, 192, 195, 196, 198, 223, 224, 242, 246, 250, 299, 309, 338, 339, 340, 342, 346, 370, 380, 381, 391, 398, 403, 436
Königl. Schauspielhaus	7, 116, 117, 118, 186, 187, 190, 199, 200, 207, 213, 214, 215, 217, 222, 225, 230, 231, 232, 233, 245, 251, 297, 316, 336, 390, 415, 416	Gymnasium	6, 35, 38, 40, 41, 45, 46, 47, 48, 49, 59, 72, 73, 76, 78, 79, 80
Königstädtisches Theater	8, 9, 186, 200, 207, 208, 214, 215, 216, 217, 219, 222, 223, 226, 227, 230, 231,	Theater	7, 8, 11, 27, 28, 29, 38, 39, 41, 43, 55, 56, 59, 60, 62, 63, 65, 67, 70, 78, 81, 93, 95, 105, 115, 122, 123, 124, 138, 148, 150, 166, 177, 179, 183, 185, 191, 192, 193
		Universität	7, 118

Braunschweig 11, 330, 381,
 411, 426, 427
 Bremen 11, 413, 417, 419,
 421, 448, 456
 Bremerhaven 419
 Brode 87
 Bromberg 380
 Brünn 9, 186, 187, 341

 Celle 427
 Charlottenbrunn 400
 Charlottenburg 10, 199, 250

 Darmstadt 9, 33, 305, 307,
 308, 309, 310, 311, 314
 Dresden 8, 151, 152, 155, 159,
 165, 166, 167, 170, 176,
 196, 309, 366, 381, 406,
 407, 408, 416, 417, 422
 Königl. Hoftheater 8, 154,
 155, 159, 366, 367
 Düsseldorf 9

 Eggenberg 10, 383
 Eifersdorf 110
 Erlangen 14

 Frankenstein 101
 Frankfurt a. M. 272, 306,
 311
 Frankfurt a. d. O. 318, 319,
 369, 390

 Gänserndorf 445
 Glas 7, 100, 101, 102, 103,
 110, 112, 113
 Gleiwitz 381
 Glogau 398
 Gollau 26, 27
 Grafenort 7, 8, 9, 95, 100,
 101, 102, 103, 104, 107,
 112, 113, 114, 116, 117,
 131, 169, 171, 172, 174,
 299, 318, 381, 391, 392,
 393

Graz 10, 11, 12, 383, 388,
 389, 397, 404, 405, 406,
 427, 428, 441

 Habelschwerdt 110
 Halberstadt 163, 410, 411
 Halle 381
 Hamburg 9, 11, 25, 187, 188,
 189, 190, 191, 193, 194,
 253, 329, 330, 405, 427,
 446, 449, 453, 454, 456,
 458
 Stadttheater 188, 457
 Thaliatheater 450, 451, 458
 Hannover 418, 426

 Jeltisch 438
 Jena 31, 277, 432

 Kiel 427
 Köln 106
 Königsberg 64, 380
 Kopenhagen 447

 Lampersdorf 101, 102
 Leipe 75
 Leipzig 8, 9, 14, 72, 205, 218,
 219, 220, 222, 228, 329,
 381
 Stadttheater 154
 Liegnitz 397, 398, 400
 London 265
 Lübeck 11, 447, 448, 449

 Magdeburg 381, 411
 Meesendorf 26, 27
 München 9, 329, 333, 334
 Münster 14

 Meise 381, 438
 Nürnberg 381

 Oberrnigt 6, 79, 80, 82, 124,
 126, 127, 145, 169, 171,
 173, 176, 177, 178, 381
 Ols 10, 381, 397

Ohlau 438
 Oldenburg 11, 413, 414, 416
 Olmütz 404, 438
 Oppeln 381
 Paris 8, 91, 231, 247, 254,
 257, 261, 265, 283, 430, 436
 Pest 388
 Petersburg 212, 213, 378
 Peterswalde 427
 Pirna 151
 Pöpelwitz 140
 Posen 380
 Potsdam 85, 91, 204, 406,
 407
 Prag 81, 105, 220, 221, 242,
 406, 459
 Königl. Ständ. Theater 183
 Preßburg 9, 81, 294, 388, 445
 Quedlinburg 7, 89, 91, 92,
 163, 164, 165, 167
 Ratibor 381, 404
 Reinerz 63
 Riga 10, 15, 294, 369, 371,
 372, 373, 374, 377, 379,
 380, 405
 Rom 310
 Rostock 11
 Salzburg 405
 Schandau 151, 154
 Schwerin 11, 450, 452, 453
 Silberberg (Festung) 101
 Sulau 437
 Temesvar 82
 Teplitz 150, 151, 406, 427
 Tilsit 373, 380

Töbelbad 405
 Trachenberg 11, 400, 402, 403,
 435, 436, 447
 Troppau 404
 Ullersdorf 110
 Waldenburg 14
 Weimar 9, 12, 188, 251, 253,
 255, 256, 259, 260, 261,
 262, 264, 269, 270, 272,
 274, 278, 279, 280, 281,
 282, 283, 286, 287, 288,
 291, 292, 294, 295, 299,
 300, 302, 303, 305, 311,
 312, 414
 Weiszeritz 278
 Wien 5, 9, 10, 11, 84, 88,
 138, 139, 151, 174, 177,
 185, 193, 216, 217, 219,
 220, 221, 230, 243, 282,
 321, 322, 341, 342, 343,
 344, 345, 347, 348, 349,
 350, 351, 352, 360, 361,
 362, 363, 364, 65, 366,
 383, 384, 386, 387, 388,
 389, 390, 404, 405, 419,
 420, 427, 437, 438, 439,
 441, 445, 455, 458, 459
 Burgtheater 342, 344, 386,
 389
 Theater in der Josephstadt 9,
 341, 342, 343, 344, 345,
 351, 357, 361, 365, 383
 Carl-Theater in der Leopold-
 stadt 10, 383
 Wiener-Neustadt 445
 Wolfenbüttel 424

Stückverzeichnis

- Ein Ächtel vom großen Lofe (Holtei) 348
 Die Ahnfrau (Grillparzer) 183, 184
 Die Andacht zum Kreuze (Calderon) 268
 Arm und reich (Holtei) 241
 Arminius (Crome) 63
 Das Auge der Liebe (Immermann) 301
- Der Barbier von Sevilla (Rossini) 217, 232
 Zum grünen Baum (Holtei) 451, 452
 Belmonte und Konstanze (Mojart) 163
 Berliner in Wien (Holtei) 5
 Die Braut (Körner) 109, 133, 149
 Der Bräutigam aus Mexiko (Clauren) 193, 213
 Der Brunnenarzt (Holtei) 390
- Cäfar (Wolff) 149
 Die falsche Catalani (Bauerle) 149
 Clavigo (Goethe) 297
 Coriolan (Shakespeare) 384
 Correggio (Ohlenschläger) 184
 La cosa rara (Martin y Soler) 229
- Die Damenhüte im Theater (Vof und Schaben) 150
- Der Dichter im Versammlungszimmer (Holtei) 314
 Don Carlos (Schiller) 84, 97
 Don Juan (Mozart) 232
 Don Rinaldo de Colibrados (Kogebue) 181
 La donna del lago (Rossini) 219
 Dreiunddreißig Minuten in Grünberg (Holtei) 5, 367
 Dorf und Stadt (Birch-Pfeiffer) 454, 455, 456
 Die weiblichen Drillinge (Holtei) 347, 367, 389
- Egmont (Goethe) 149, 286, 297
 Elise von Walberg (Zffland) 149
 Emilia Galotti (Lessing) 149
 Des Epimenides Erwachen (Goethe) 282
 Erich der Weizhals (Holtei) 390
 Erinnerung (Holtei) 314, 340
- Fanchon, das Leiermädchen (Kogebue) 149
 Die Farben (Holtei) 7, 122, 154, 196, 255, 340
 Faust (Goethe) 274, 275, 282, 283, 284, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304
 Faust (Klingemann) 149, 297
 Doktor Johannes Faust (Holtei) 302, 314
 Der alte Feldherr (Holtei) 5, 8, 11, 241, 340, 437

Fiesko (Schiller) 223
Fortunat (Bauernfeld) 350, 353,
354, 355

General Schlenzheim und seine
Familie (Spieß) 69

Die Geschwister (Goethe) 188
Göz von Berlichingen (Goethe)
256, 297, 298

Die beiden Gutsherren (Voss)
139, 149

Hamlet (Shakespeare) 94, 268,
384

Hamlet (Travestie. Schmella)
384

Hanns Jürge (Holtei) 390

Die deutsche Hausfrau (Koch-
bue) 60

Die seltsame Heirat (Voss) 150
Herodes vor Bethlehem (Mahl-
mann) 57

Die Hintertreppe (Plösch) 150

Die Hochzeit des Figaro (Mo-
zart) 232

Die Hugenotten (Meyerbeer) 265

Die Indianer in England
(Kochbue) 179

Iphigenie auf Tauris (Goethe)
256, 282, 294

Die Italienerin in Algier
(Rossini) 228, 229, 230, 233

Jery und Bätely (Goethe) 109

Johanna v. Montfaucon (Koch-
bue) 154

Jon (A. W. Schlegel) 280

Julius Cäsar (Shakespeare) 384

Die Jungfrau von Orleans
(Schiller) 149, 307

Der Kalkbrenner (Holtei) 241

Das Käthchen von Heilbronn
(Kleist) 190, 198, 207, 335

Der Kaufmann von Venedig
(Shakespeare) 92

Die Komödie der Irrungen
(Shakespeare) 450, 451

König Heinrich der Vierte
(Shakespeare) 185, 384

König Heinrich der Fünfte
(Shakespeare) 384

König Lear (Shakespeare) 42,
43, 44, 94

König Mai (Holtei) 224

König Richard der Zweite
(Shakespeare) 384

Das Konzert am Hofe (Auber)
231, 233

Der Korb (Dilg) 81

Der Kosak und der Freiwillige
(Kochbue) 63

Leben und Tod der Genoveva
(Tiedt) 277

Lenore (Holtei) 5, 297, 308,
314, 324, 340

Lorbeerbaum und Bettelstab
(Holtei) 5, 9, 324, 325, 326,
327, 328, 329, 340, 347,
450

Macbeth (Shakespeare) 149

Mahomet (Voltaire) 93

Die Majoratsherren (Holtei)
314, 349

Der schottische Mantel (Holtei)
347

Maria Stuart (Schiller) 7, 70,
123, 130, 131, 132, 133,
136, 149

Marianne (Gotter) 105

Der Marktschreier (Süßmayer)
28

Marimilian Kobespierre
(Griepenkerl) 413

Menschenhaß und Neue (Koch-
bue) 65, 66

Minna von Barnhelm (Lessing)
13, 149

Die Mitschuldigen (Goethe) 283

Die Nacht im Walde (Hölzer) 332
Das Nachtlager von Granada (Kreuzer) 149
Der Nachtwächter (Körner) 109
Othello (Shakespeare) 149, 167, 168
Otto von Wittelsbach (Babo) 149
Pagenstreiche (Kochbue) 149
Parteienwut (Ziegler) 93
Der dumme Peter (Holtei) 316, 348
Peter und Paul (Castelli) 149
Das Pfand der blauen Schleife (Putzig) 414
Pfefferrösel (Birch-Pfeiffer) 335
Pietro von Vastelika (Holtei) 97, 98, 99
Der arme Poet (Kochbue) 66, 67, 69
Der vermunschene (vermünschte) Prinz (Bäuerle) 149
Der Puls (Babo) 66
Die Räuber (Schiller) 39, 90, 149
Der beste Richter ist der König (Lope de Vega) 203
Ritter Hans (Heusel) 117
Robert der Teufel (Holtei) 314
Robert der Teufel (Meyerbeer) 265
Rochus Pumpernickel (Stegmayer) 66
Romco und Julia (Shakespeare) 82, 149
Sampiero (Halm) 99
Die Schachmaschine (Bed) 149
Der Schauspieler wider Willen (Kochbue) 39
Eines Schauspielers Morgenstunde (Holtei) 367

Der Schnee (Auber) 230, 232, 233
Die Schule der Alten (Delavigne) 250
Der Schützling (Mestroy) 427
Die Schwestern von Prag (Wenzel Müller) 66, 160
Shakespeare in der Heimat (Holtei) 363, 364, 365
Der Sohn des Fürsten (Mosen) 415, 416
Die Soldaten (Aresto) 67
Ein Sommernachtstraum (Shakespeare) 384
Les souffrances du jeune Werther (Farce) 283
Die Sterne (Holtei) 189, 195, 205, 241, 340
Ein Stündchen in der Schule (Friedrich) 435
Der Tagesbefehl (Töpfer) 149
Das Taschenbuch (Kochbue) 150
Tasso (Duval) 257
Toni (Körner) 149
Torquato Tasso (Goethe) 257, 297
Ein Trauerspiel in Berlin (Holtei) 9, 320, 321, 322, 323, 324, 341
Uriel Acosta (Guxlow) 416, 417, 418, 419, 421
Verlegenheit und List (Kochbue) 149
Die Vertrauten (Müllner) 95, 149
Viel Lärm um Nichts (Shakespeare) 384, 453, 458
Das Vogelschießen (El Lauren) 135, 149, 154
Wanda, Königin der Sarmaten (Werner) 275, 276, 280

Was ihr wollt (Shakespeare)	Wilhelm Tell (Schiller) 89, 150
205	
Die unterbrochene Whistpartie	Die Zauberflöte (Mozart) 65,
(Schall) 133, 149	140, 162, 234
Die Wiener in Berlin (Holtei)	Die Zauberin Sidonia (Zschokke)
340	180
Wiener in Paris (Holtei) 5, 356	Briny (Körner) 154, 155, 156,
Der Wildfang (Kockebue) 149	157, 158, 169, 367

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1. Karl Holtei. Zivilbild. Lithographie von A. Filsch nach Friedrich Keil.
(Theaterammlung Louis Schneider. Preussische Staats-Bibliothek. Berlin.)
- Abb. 2. Ludwig Devrient. Rollenbild. Als Magister Schnudrian in A. von Kotzebues Lustspiel „Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen“. Kolorierte Radierung.
(Gesellschaft für Theatergeschichte. Berlin.)
- Abb. 3. Luise von Holtei, geborene Rogée. Zivilbild. Kupferstich von Friedr. Wilh. Meyer.
(Theaterammlung Louis Schneider. Preussische Staats-Bibliothek. Berlin.)
- Abb. 4. Karl Holtei. Rollenbild. Als Heinrich in seinem Schauspiel „Lorbeerbaum und Bettelstab“. Kolorierte Lithographie.
(Theaterammlung Louis Schneider. Preussische Staats-Bibliothek. Berlin.)
- Abb. 5. Julie von Holtei, geborene Holzbecher. Zivilbild. Lithographie von Heinrich Löwenstein, gezeichnet von J. E. Schall.
(Gesellschaft für Theatergeschichte. Berlin.)
- Abb. 6. Henriette Sontag. Kupferstich von J. Caspar nach dem Gemälde von J. Hübner. (Kupferstich-Kabinett, Berlin.)
- Abb. 7. Das Königsstädtische Theater zu Berlin. In Aquatinta beendet von J. B. Höffel.
(Gesellschaft für Theatergeschichte. Berlin.)
- Abb. 8. August von Goethe. Porträt von Caroline Bardua.
(Goethe-Nationalmuseum. Weimar.)

Den Bibliotheken, die die Erlaubnis zur Wiedergabe des diesem Buche beigegebenen Bild-Materials erteilt haben, wird hiermit der herzlichste Dank für ihre Freundlichkeit ausgesprochen.

Dieses Werk ist eine Veröffentlichung der
Deutschen Buch-Gemeinschaft
GmbH • Berlin SW68, Alte Jakobstraße 156/57



Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher
Formgebung und bester Ausstattung den Weg in
alle Schichten unseres Volkes zu bahnen, ist die
Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie er-
reicht dies durch Herstellung und Vertrieb in eigenem
Wirkungsbereich * Jedermann wird durch Beitritt
zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste
Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen
eine eigene und wertvolle Hausbibliothek zu schaffen

Ausführliche Werbeschrift auf Wunsch kostenlos

Druck von
H. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft
Berlin SW 61



